D. Balthasar Ehrharts
Oekonomische Pflanzenhistorie
nebst
dem Kern
der
Landwirthschaft- Garten- und Arzneykunst.

Siebender Theil.

Ulm und Memmingen
Auf Kosten der Gaumischen Handlung
1759

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Innhalt
des siebenden Theils der Oeconomischen Pflanzen-Historie.

Der neunzehende Spaziergang im Brachmonat in einen Wald. §. 1. 2. Ermunterung zur Fortsetzung. §. 3. Wolfsbeer, damit gespielter Betrug. §. 4. 5. Derselben Gestalt und Aehnlichkelt mit andern Gewächsen. §. 6. giftige Eigenschaft. §. 7. Vorsicht GOttes in Ansehung der Geburts-Stellen fast aller giftigen Pflanzen. §. 8. Art der giftigen Würkung. §. 9. Hülfe hiewider. §. 10. Gebrauch in der Arzney, innerlich nicht sicher. §. 11. besser äusserlich, besonders wider den Krebs. §. 12. 13. 14. noch mehrere Arzneyen gegen den Krebs. §. 15. Preusselbeer, Gestalt. §. 16. 17. Unterscheidungs-Zeichen und Nutzen, sowohl in der Arzney als Oeconomie. §. 18. besonders als Thee. § 19. Betonica. §. 20. Gestalt. §. 21. 22. Arzney-Kraft ist nicht so wichtig, als man gemeiniglich dafür hält, wäre doch statt Rauchtobacks zu gebrauchen. § 23. 24. Tormentill. §. 25. derselben innerliche Arzney-Kraft, vorzüglich wichtig in der Ruhr. §. 26. 27. fernerer Nutzen äusserlich, und in der Haushaltung. §. 28. Meerhirß, Bildung, der Saamen sind vegetabilische Perlen. §. 29. aber ihre Kraft wider den Stein

)(ist

ist erdichtet. §. 30. Anmerkung vom flüchtigen Laugensalz im Gewächsreich. §. 31. Weiden-Röslein, eine besonders merkwürdige Pflanze. §. 32. Bildung. §. 33. Unterscheidungs-Zeichen. §. 34. ist nichts nuzbares davon bekannt. §. 35. Ehrenpreis, Gestalt. §. 36. verschiedene Gattungen. §. 37. 38. wichtige Eigenschaften, in Auszehrung innerlich. §. 39. und äusserlich, in Unreinigkeit. §. 40. Pflanzen-Physiologie, in Ansehung ihrer Generation. §. 41. in wie fern dieselbe mit der im Thier-Reich überein-stimme. §. 42. Geburts-Glieder hierzu und Art des Gebrauchs derselben. §. 43. 44. deßgleichen ihre Nothwendigkeit mit Exempeln bestättiget. §. 45. 46. 47. Noch mehrere Beweise davon. §. 48. 49. daraus gezogener Schluß, Nutzen, es zu wissen und Unvollkommenheit dieser Wissenschaft. §. 50. Der zwanzigste Spaziergang im Brachmonat auf Berge und Alpen. §. 51. Butterblume, Gestalt. §. 52. zweyerley Arten. §. 53. desselben Nutzen zum Laxieren nnd die Milch zu gerinnen. §. 54. Gentianella alpina minor. §. 55. dessen Eigenschaft zum Färben. §. 56. Trollius, eine Mittel-Pflanze aus dem Hahnenfuß-Nießwurz- und Wolfswurz-Geschlecht. §. 57. ist doch unschädlich unter dem Viehfutter. §. 58. gefüllter Wiesen-Kreß. §. 59. Berg-Primuln. §. 60. auch mit weisser Blume. §. 61. Moosbeere, Gestalt. §. 62. Nutzen, muthmaßlicher, als Thee. §. 63. Beyspiele, von GOttes sehr mannigfaltigen Weise, seine Creaturen zu ernähren, Reiche müssen vorzüglich hierzu ein Mittel

seyn.

seyn. §. 64. Lunaria botrytis. §. 65. abergläubische Meynungen davon. §. 66. Ungewißheit ihrer Würkung. §. 67. Sonnenthau. §. 68. dessen Bestandtheile, und sich widersprechende Meynungen, in Ansehung seiner Arzney-Kraft. §. 69. Noch mehrere Würkungen hievon. §. 70. Allermannsharnisch, Bildung, besondere der Wurzel. §. 71. ist sehr rar, Unterscheidungs-Zeichen von andern. §. 72. Aberglauben davon. §. 73. See-Nelken, Statice. §. 74. Nutzen davon in den Gärten. §. 75. Ursachen, warum so wenig nutzliches noch von den Alpen-Pflanzen bekannt. §. 76. Berg-Benedick, mit dem Gamanderleinsblatt. §. 77. dessen Gestalt. §. 78. und Eigenschaften. §. 79. Mooßheidelbeer. §. 80. Bergbaldrian. §. 81. Exempel von dessen Kraft wider die Epilepsie, und Ursachen, warum sie heut zu Tag so selten mehr wahrgenommen werde. §. 82. Berg-Sinau. §. 83. Soldanella alpina. §. 84. 85. ihre Eigenschaften und Unterschied von der Soldanella marina. §. 86. Berg-Steinbrech, Unterschied zwischen diesem und der gemeinen Art. §. 87. Eigenschaften und Gattungen. §. 88. Engelsüß. Exempel von schädlicher Uebereilung in der Wundarzney. §. 89. 90. Eigenschaften, Bestandtheile und wahre Würkung des Engelsüß. §. 91. Lerchenbaum, dessen Gestalt. §. 92. Geburtsstelle und Eigenschaften. §. 93. auch wie sie zu pflanzen. §. 94. und unterschiedlich zu nutzen. §. 95. statt der Fichten-Reiser zum Vieh-Futter, Streu und Getränke davon zu brauen. §. 96. 97. 98. von dem daranhangenden Blut-

stillenden Schwamm, einem Mooß und Manna. §. 99. deßgleichen von dem Agaricus. §. 100. dessen bestem Gebrauch in der Arzney. §. 101. Noch mehr nüzliche Eigenschaften des Lerchenbaums und der davon herrührenden Stücke. §. 102. Tamarisken, Geburts-Ort. §. 103. Gestalt. §. 104. Gattungen. §. 105. aberglaubiger Gebrauch wider Milzbeschwerungen und geringe Würkung. § 106. wilde Zirbel-Nüßlein. §. 107. wahrscheinliche Tüchtigkeit derselben zu denen Rosenkränzen. §. 108. Ein und zwanzigster Spaziergang im Brachmonath in einen Kohl- und Arzney-Kräuter-Garten. Abwechslung mit Arbeit und Ruhe ist nothwendig §. 109. Lampsane. §. 110. ist zur Speise tauglich. §. 111. der Hasenkohl deßgleichen, und die meiste aus dieser Classe. §. 112. 113. Gestalt und Gattungen. §. 114. Bestandtheile und Arzney-Kräfte. §. 115. am besten frisch als ein Saft, oder wie Gemüß gebraucht. §. 116. Quecken oder Hundsgras, französisch, Chiendent. §. 117. entspringt auf einerley Weise mit den vornehmsten Gewächsen; dienet daher zur Lehre für Reiche und Arme. §. 118. war bey den Alten, besonders den Römern, nicht so verachtet, wie bey uns. §. 119. ist vortreflich würksam in Verhärtung der Drüsen. §. 120. dieses zu wissen wäre daher besonders dem Landvolk sehr nüzlich. §. 121. noch mehrerer Arzney-Nutzen hievon. §. 122. deßgleichen in der Landwirthschaft die Wurzeln unter das Vieh-Futter, zum Dünger statt Stroh, zu Verbesserung der Wege und Bedeckung der Häuser. §. 123. der

derselben Schädlichkeit auf den Feldern, und Weise, sie auszurotten. §. 124. Wolfsmilch, Sonnewende zugenannt, vielerley Arten. §. 125. Unterscheidungs-Zeichen unter sich und von andern Milchsaftigen Pflanzen. §. 126. Gestalt noch einiger andern Garten- und wildwachsenden Arten, besonders der Springkörner und des Euphorbium, nebst der besten Pflanzungs-Weise. §. 127. besitzt eine dem Gift ähnliche Kraft. §. 128. ist daher in der Wassersucht tauglich. §. 129. Hunds-Peterlein, kleiner Garten-Schirrling. Unterscheidungs-Zeichen von andern Dolden-Gewächsen. §. 130. mehrere Arten und Giftähnliche Würkung hievon. §. 131. ihre Bestandtheile und Weise zu schaden. §. 132. Hülfs-Mittel dawider und überhaupt gegen alle Gifte, müssen nach Unterschied dieser ebenfalls verschieden seyn. §. 133. es giebt also kein Universal-Widergift. §. 134. ist nicht jederzeit schädlich befunden worden, und als ein äusserliches Arzney-Mittel tauglich. §. 135. grosse Rapunzeln. §. 136. wilde Malten, dessen Verachtung bey den Alten, als Speise. §. 137. und Nuzen als Arzney. §. 138. Saturey §. 139. Unterscheidungszeichen von andern ihr nächstverwandten. §. 140. ihre Eigenschaften und Nutzen als Gewürz. §. 141. und in der Arzney. §. 142. Mutter-Kraut, Vergleichung desselben mit den Feld-Chamillen. §. 143. einige gefüllte Gattungen. §. 144. Gleichheit des Arzney-Nuzens mit den Chamillen. §. 145. Gamanderlein. §. 146. derselben verschiedene Gattungen. §. 147. Arzney-Kräfte, besonders wider das Podagra. §. 148. Lachen-Knoblauch

gehört zu dem Gamanderlein-Geschlecht. §. 149. Arzneyen davon. §. 150. Bestandtheile und Kraft wider die Fäulung oder Brand und andere Gebrechen. §. 151. Art des Gebrauchs. §. 152. die Alliaria kann statt desselben füglich genommen werden. §. 153. Pfefferkraut. §. 154. dessen Eigenschaften, Arzney und wirthschaftlicher Gebrauch. §. 155. Dragun, Draco herba. §. 156. Draco arbor, seine Beschreibung und Ursach beyder Nahmen. §. 157. des ersten Eigenschaften, als Gewürz und Arzney-Kräfte §. 158. Garten-Saurampfer, gepriesener Nutzen der Asche desselben für die Dintenflecken. §. 159. Garten-Scharlach. §. 160. Scorzonern und Artivivi. §. 161. beyder Unterscheidungszeichen. §. 162. Pflanzungs-Art Vaterland, Eigenschaften. §. 163. 164. und Nutzen sowohl in der Arzney als auch vorzüglich zur Speise. §. 165. Ringelblume. §. 166. verschiedene Gattungen. §. 167. dessen Eigenschaften, Würkung und Arzneynuzen. §. 168. Alandwurz, dessen vornehmstes Stück, die Wurzel allein. §. 169. verschiedene Nahmen und derselben Ursprung. §. 170. Eigenschaften und Arzney-Kräften, besonders wichtig in Brust-Krankheiten. §. 171. Aberglaube davon. §. 172. Art des Gebrauchs. §. 173. vom Oculieren, wie sowohl das Pfropf-Stämmlein als Aug beschaffen seyn müsse. §. 174. wie dieses von seinem Zweig abgelöst und in jenes eingesetzt werden solle. §. 175. Noch eine andere Art hievon. §. 176. 177. was ferner dabey in acht zu nehmen. §. 178. Exempel von Baum-Sorten, die sich nicht zusammen schicken.

Der
Oeconomischen Pflanzen-Historie
Siebender Theil.

Der neunzehende Spaziergang, im Brachmonath, in einen Wald.

§. 1.

Schon zwey Drittel der Arbeit von unserer Oeconomischen Pflanzen-Betrachtung ist, GOtt zum Preise! vollendet, und daß sie nicht völlig ohne allen Nutzen für den Neben-Menschen gewesen sey, haben wir hinlängliche Merckmahle. Es muntert uns dieses auf, daß wir um so viel beherzter

mit diesem siebenden Theil den Anfang zu dem letzten Drittel machen. Das Mißtrauen zu unsern Fähigkeiten hätte uns zwar davon abschrecken können: Allein es hat dieses der Gedanke überwunden, daß die Liebe zu unserm Neben Menschen gleichwohl erfordere, die Hände nicht müssig in Schooß zu legen, sondern dem gesellschaftlichen Leben so nüzlich zu seyn, als immer möglich ist, und mithin auf die Bedürfnisse und Vortheille desselben aufzumerken, und sich zu befleissen, diejenige Geschicklichkeit zu erlangen, wordurch man jenen abzuhelfen, und diese anzuschaffen tüchtig wird. Erzeuget gleich diese löbliche Begierde, jedermann nüzlich zu werden, nicht allemal den verdienten Danck, so vergilt es doch die innere Zufriedenheit der Seele, welche man bey so reinen Absichten und aufrichtiger Gesinnung empfindt, mit dem allersüssesten Selbst-Lob, mit dem Lob, ein Menschen-Freynd und nüzlicher Einwohner der Welt, ja selbst ein Nachfolger der wohlthätigen Gottheit zu seyn.

§. 2.

Wir lassen uns also nichts irren, unsern Wald-Spaziergang auch in diesem Monath vorzunehmen. Und, o wie glücklich können wir uns in unserm Vaterlande preisen, daß wir dieses nicht nur in der Einbildung oder in Gedanken, sondern in der That selbst ohne alle Gefahr thun können,

jetzo

jetzo noch, zu einer Zeit, da der meiste Theil unsers deutschen Vaterlands mit mächtigen Kriegs-Heeren aus allen Enden Europä überschwemmt, und die Wege, besonders aber die Wälder, so unsicher sind. Es muß uns diese grosse Wohlthat GOttes um so mehr zu unserm Geschäfte ermuntern, und, sie in unsern Nutzen zu verwenden, anmahnen, da wir nicht wissen können, wie lang wir derselben noch geniessen, und die Gelegenheit, unsere Spaziergänge sicher fortzusetzen, haben werden.

§. 3.

Billig machen wir daher zu dieser kriegerischen Zeit auch den Anfang mit einer kriegerischen oder solchen Pflanze, die die Niederlage einer grossen Armee, Befreyung eines ganzen Königreichs und vollkommenen Sieg über die Feinde einstens verursacht hat. Sie ist aus dem Nachtschatten-Geschlechte. *Solanum furiosum*, oder *maniacum*, und *Bella donna* ist ihr lateinisch, französisch und italiänischer Name, im deutschen aber hat sie gewöhnlich mehrere. Hier zu Land heißt sie Wolfsbeer, in Westphalen, Walkenbaum; üblicher aber sind die Namen Bollwurz, Dollkraut, Dollkirschen, Schlafkraut, Schlafbeer und Teufelsbeer. Schon aus diesen Namen siehet man, daß sie eine berauschende, tollmachende Kraft haben müsse; sie hat aber noch ein mehrers; sie

ist vergifter Eigenschaft, besonders die Beere. Der Dänische Herzog Sweno hat jenes mit seiner ganzen Armee nachdrücklich erfahren. Buchananus gibt davon in seiner Historie von Schottland Nachricht, als woselbst er erzählet, daß, als gedachter Heerführer in Schottland eingefallen, die Schottländer aber während eines getroffenen Waffen-Stillstands die Armee mit dem nöthigen Getränk und Speise versehen mußten, haben sie unter jenes von dem Saft dieser Beere gemischt, ihre Feinde aber nachhero, weil sie ganz toll davon wurden, im Schlaf überfallen, und gröstentheils niedergemacht, so, daß kaum Leute genug überblieben, ihren Herzog hinweg zu bringen. Lernen wir nicht auch hieraus erkennen, wie vielfältig der Nutzen der Kräuterkunde sey, da sie auch sogar der Kriegs-Wissenschaft, dem Soldaten, welches man am wenigsten vermuthen sollte, so ansehnliche Vortheile bringen kan? Hier hat es zwar zum Verderben vieler tausenden gereicht, obschon die Absicht erreicht worden, weil eine ganze Armee darüber zu Grund gegangen. Aber es ist dieses auch nicht das einige Exempel. Julius Cäsar hat hingegen mittelst dieser Wissenschaft durch die Charawurzel seine ganze Armee vom Hungersterben errettet, als er vom Pompejo so hart gedrängt und eingeschlossen war.

§. 4.

§. 4.

Je wichtiger demnach die Würkung dieser giftigen Pflanze, destomehr achten wir uns verbunden, die Gestalt und Kennzeichen derselben so genau als möglich anzuzeigen. Sie erwächset am liebsten und fettesten an schattigen Orten bey alten Mauren und Hecken, wo sonst wenig andere Pflanzen fortkommen; häufiger in Laub- als Tangelholz-Wäldern; aus einer langen, dicken, vielgetheilten, weissen und saftigen Wurzel, mit einem vier, fünf bis sechs Fuß hohen, runden, aufrechten, dunkel- oder braunrothen Stengel, der viele Seitenzweige hat, nicht allzu dick, und von unten bis oben an Gipfel mit Blättern reichlich besetzt ist. Diese, die Blätter, stehen niemals gepaart, sondern wechselsweise. Sie sind länglicht oval-rund, vornen zugespitzt, weich und wollicht anzusehen, doch etwas rauh im Anfühlen, am Rand ganz oder ohne alle Einschnitte, dunkel oder bräunlich-grüner Farb, und unten am Stengel fast einer Hand groß und breit, gegen oben zu aber werden sie immer kleiner.

Die Blumen, welche bisweilen schon im Mayen, gröstentheils aber erst in diesem Monath sich öfnen, stehen nur einzeln, zwischen den Winkeln der Blätter und des Stengels, an kurzstielligen Sträußlein. Sie haben eine Glockenform, bestehen aus einem Stück, welches oben fünf drey-

eckigte aber nicht allzu tiefe Kerben hat. Ihre Farbe ist traurig, aussen dunkel grünlich-braun, wie abgestandener Purpur ohne Glanz und Schmuck; inwendig aber zu unterst am Grund etwas gelblicht. Der Kelch ist scharf fünf getheilt, nicht halb so hoch als die Blume; der Staubfäden aber sind eben so viel an der Zahl, als die Blume und der Kelch Einschnitte hat.

Hieraus erwachsen endlich schöne, glänzende, kohlschwarze Beere, welche erstlich, ehe sie zeitig worden, grün sehen, im August aber ihren rechten Glanz, Zeitigung und Schwärze erlangen. Sie sind an Grösse nicht viel geringer als die Kirschen oder Weintrauben-Beere, und enthalten einen süßlechten, purpurrothen, häufigen Saft, und viele kleine ovalrunde Saamenkörnlein.

§. 5.

Es erhellet aus diesem von selbst, daß sie zu der siebenzehenden Classe, oder unter die Beertragende Pflanzen (herbæ bacciferæ) gehöre, und also einerley Haupt-Character mit manchen eßbaren Pflanzen, als z. Ex. den Cappern und Spargeln rc. habe. Doch hierüber ist sich so groß nicht zu verwundern, weil man fast bey allen Classen wahrnimmt, daß Pflanzen von ganz verschiedener Eigenschaft in der Bildung viele Gleichheit haben, und deßwegen beysammen stehen können. Dieses aber ist merckwürdig, wann

ein

ein jeder Theil einer Pflanze, oder wenigstens Pflanzen Gattungen aus einerley Geschlecht, wie wir hier ein Beyspiel haben, oft völlig entgegen gesetzte Würckungen äussern: dann also haben wir schon im vorigen sechsten Theil gemeldet, daß die Erdbirn, eine Gattung hievon, nicht nur zur Speise als Gemüß und Brey häufig genutzt und hierzu gebauet werde, sondern es wird selbst ein schmackhaftes Brod mit Beymischung eben so viel Meel, daraus gebacken, wie solches vor noch nicht langer Zeit auch in Lothringen versucht, und für die Haushaltung vortheilhaft erfunden worden ist.

§. 6.

Hingegen besitzt unser Dollkraut ganz und gar nichts von dieser uns so nöthigen nahrhaften Eigenschaft. Vielmehr sind alle Theile desselben, von der Wurzel an bis zum Gipfel, Saamen, Beere, Kraut und Wurzel, von sehr schädlicher Würkung. Sie erregen erstlich ein Würgen und Zusammenziehen des Schlunds; hernach Hitzen, Herzklopfen und Gichter; endlich aber Schlafsucht oder Raserey; wobey, wo es einmal so weit gekommen, schwerlich mehr Hülfe zu leisten ist, statt, daß gleichwohl im Anfang solches gar wohl geschehen mag. Das schlimmste hiebey ist, daß niemals von selbst ein Erbrechen darauf erfolgt, sonst würde die Natur durch Auswerfung des Schädlichen sich bisweilen selber helfen. Von

den Beeren ist diese fürchterliche Kraft hinlänglich bekannt. Die Exempel, wo sie Schaden, oder gar den Tod gebracht, sind nicht so gar rar. Man trift in allen Tagebüchern oder Sammlungen von medicinischen Geschichten dergleichen einige an; wovon wir nur die Breßlauische Sammlungen, das Nürnbergische Commercium litterarium, Rajum, Faber in seinem Tractat, Strychnomania genannt, den Herrn von Haller in Enumeratione plantar. helvetic. Alberti in jurisprudentia medica, Rudolffum Camerer in suis memorabilibus, Wepfferum de Cicuta aquatica und Mathiolum anzeigen, die grosse Menge aber, deren Zorn gedenckt, hier verschweigen wollen.

Von den Wurzeln aber sind sie etwas seltener, obschon auch aus den wenigen Erfahrungen gleichwohl deutlich erhellet, daß sie in ihrer Würkung nicht schwächer seyen, als die Beere. Die Ursache, warum hievon die Exempel nicht so häufig vorkommen, ist leicht einzusehen. Die Beere prangen mit ihrer glänzenden Schwärze recht vortreflich, und stehen vor jedermanns Augen; sie können daher Unerfahrne leicht zum Genuß verleiten, besonders Kinder; wie dann auch bekanntermassen die viele traurige Fälle mehrentheils Kinder betroffen haben. Dieses aber kann man von denen unter der Erde verborgenen Wur-

zeln

zeln nicht sagen; ja man würde ihre ähnliche Eigenschaft nicht einmal wissen, wann man nicht von jenen auf diese geschlossen, und entweder mit Fleiß, um seinen Feinden zu schaden, vielleicht, weil die Beere nicht zu haben waren, oder aus Versehen der Apothecker und ihrer Wurzelträger und Kräuterweiber, dieselbe in Gebrauch gezogen, und also durch eine betrübte Erfahrung davon überzeugt worden wäre: dann von beyden Fällen sind Geschichten aufgezeichnet zu finden.

Vom ersten gedencket Rudolff Cammerer, als einer merckwürdigen Kriegs-List, wie einsten ein Kriegs-Heer von ihren vermuthlich nicht weit entfernten Gegnern in Erfahrung gebracht hätte, daß in derselben Lager der gröste Mangel herrsche, habe es Anstalt gemacht, daß bey oder neben dem Lager dieser eine Quantität Wein, welcher mit dieser Wurzel vergift worden, vorbey geführt würde, in der Absicht, damit die ohnehin durstige und zum Beutemachen begierige Feinde denselben hinweg nehmen, und sich dadurch Schaden zufügen möchten; welcher Anschlag auch dermassen wohl gelungen sey, daß, als diese den eroberten Wein sich wohl belieben lassen, und begierig hinein getruncken, darauf aber in tiefen Schlaf gefallen waren, jene sie überfallen, und mit leichter Mühe vollends dem ewigen Schlaf, dem Tod, überliefert hätten.

Der andere Fall hingegen hat den Sitelius veranlasset, eine eigene Dissertation oder Abhandlung von der Wurzel dieser Pflanze zu schreiben: da nemlich ein Medicus in seinem Recept Wegwarthwurzeln verschrieb, der Apothecker aber aus Versehen diese giftige Wurzel dafür gab, und dadurch, wie leicht zu erachten, den Kranken in die gefährlichste Umstände, als Schwindel, Mattigkeit, Zwang im Magen, Tröckne des Munds, rc. stürzte. Wo man aus Nascherey oder Unvorsichtigkeit, und also aus eigenem Verschulden in dergleichen Unglück fällt, da ist es noch erträglich; wann man aber Arzney erwartet, und erhält Gift dafür, so ist es doppelt betrübt. Bey den Römern wurde, als Gallus Tribunus plebis war, das Aquilische Gesetz gegeben, Kraft dessen diejenige Aerzte, welche etwas schädliches verschreiben würden, eine schwere Strafe zu erwarten haben sollten. Ist man damals so scharf mit denen Medicis verfahren, was würden wohl die Apothecker für einen Lohn zu erwarten gehabt haben, wann sie aus Versaumung der zu ihrer Kunst nöthigen Hülfs Mittel, für Arzney Gift einsammeln, und statt Gesundheit den Tod verkauffen? Es schauert uns selbsten noch jetzo die Haut, wann wir daran gedenken, daß einsten in einer vornehmen Reichs-Stadt, ein Baurenweib einen ganzen Korb voll von diesen giftigen Beeren in die Apothecke zum

Verkauf

Verkauf brachte. Sie gab es für Creuzbeere aus, Baccæ ſpinæ cervinæ) und dem in der Kräuterkunde unerfahrnen Apothecker lachte das Herz, als er diese schöne grosse Creuzbeer sahe. Er war eben im Begrif, darum zu handeln, in der Absicht, den bekannten Hauslaxier-Saft, Sirupum domeſticum, welchen die Franzosen so vielfältig und mit Nutzen gebrauchen, davon zu bereiten; als wir zum gröſten Glück, vielleicht für viele hundert Kranke, zum Unglück aber für das Weib, und selbst zum Verdruß des Apotheckers, als welcher die schöne Creuzbeere ungern vermißte, darzu kamen, diesen eines bessern belehrten, die verbottene Waare oder vielmehr das feil getragene Gift jener confiscirten, und sie mit einem kleinen Zehrpfenning und derben Verweis leer fortschickten. Wir mußten dieses thun, um sie ausser Stand zu setzen, andere Unerfahrne noch ferner damit zu hintergehen. Wie klar siehet man auch nur aus dieser Begebenheit nicht, daß es die höchste Nothwendigkeit und Lebens-Sicherheit oft für eine ganze Stadt, Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, erfordere, bey dem Examiniren der Herren Apothecker sorgfältig darauf bedacht zu seyn, daß sie die einheimische Wurzeln, Pflanzen, Beere, Saamen, oder überhaupt alles, was zum Arzney-Gebrauch verwendet wird, nicht nur obenhin, oder nur etwas davon, sondern alles auf das

genaueste

genaueste kennen: Dann wie elend stehet es nicht, wann sie hierinnen bloß auf das Vorgeben der Bauren- und Kräuterweiber sich verlassen müssen! Es ist selbst diese Kenntniß der einheimischen noch weit nöthiger als die der ausländischen, weil zum Theil hiefür schon die damit im Grossen handelnde Materialisten sorgen, ob wir gleich nicht in Abrede seyn können, daß wir auch diesen eine gründlichere Kenntniß derjenigen Wurzeln anwünschen möchten, die sie als Einheimische von den Wurzelmännern in Menge aufkauffen, und an die Apothecker verschicken: dann auch durch Ermanglung dieses ist schon groß Unglück selbst allhier entstanden, so, daß die Herren Apothecker bisweilen unverschuldter Weise in grosse Ungelegenheit darüber gerathen sind, weil ihnen schädliche Waare für Arzney geschickt worden ist. Wir halten uns dieses zu wünschen und zu erinnern um so mehr berechtiget, weil wir selbst schon seit etlichen Jahren einer sonst edlen Arzney, besonders für Arme, deßwegen entbehren müssen. Es ist die schwarze Nießwurz, statt welcher obgedachte Materialisten, seit einigen Jahren nur die sehr schädlich und giftige Wurzel des im Würtenbergischen, hauptsächlich bey Aurach, in Wäldern und Bergen, sonsten aber auch an vielen gebürgigen Gegenden Deutschlands wild wachsenden sogenannten Läuskrauts, Veratrum nigrum Dodon. III. eingesandt haben.

§. 7.

§. 7.

Doch genug hievon; Wir müssen das merckwürdigste von unserer Wolfsbeer-Pflanze noch ferner aufsuchen. Diese, ob sie den Alten bekandt gewesen, lässet sich mit Gewißheit weder behaupten noch verwerfen. Gelegenheit hätte ihnen hierzu nicht gefehlet: dann sie wächset in Italien und Griechenland eben sowohl, als in Deutschland, Engelland, Frankreich, und auf denen Carpathischen Gebürgen; auch ist die Beschreibung, welche Theophrast von der Würkung seiner Mandragora giebt, so beschaffen, daß sie gänzlich auf diese Pflanze passet, so, daß man, wann die der Bildung auch so wohl damit übereinstimmte, um so weniger in Zweifel ziehen dürfte, daß er diese darunter verstanden, da selbst noch in Ungarn dieser Name Mandragora, oder nach der Lands-Sprach, Nadragulya, nur dieser unserer Pflanze gewöhnlich beygeleget wird.

Gewisser, und mit mehrerer Wahrscheinlichkeit lässet sich muthmassen, daß sie zum Gebrauch für die Menschen gar nicht erschaffen sey, da derselben Leiber so gefährlich davon verletzt werden, obwohlen einige gleichwohl, wie wir jetzo hören werden, sie für mancherley Gebrechen anrathen wollen. Die göttlich-väterliche Vorsicht hat sie daher auch nur an abgelegenen, unfruchtbaren und unbewohnten Stellen wachsen heissen, wie

man ein gleiches fast von allen giftigen Pflanzen wahrnimmt; gewiß aus keiner andern Absicht, als damit, weil die Menschen, als seine liebste Geschöpfe, sie in ihren Nutzen nicht verwenden können, dieselbe wenigstens mittelst der Entfernung behütet würden, daß ihnen so leicht kein Schade davon geschehe: dann es ist gewiß nicht die geringste unter den unerkannten Wohlthaten des HErrn der Schöpfung, daß die, obgleich von der ernährenden Natur selbst angesäete Viehtriften, desgleichen die Wege, Strassen, Kornfelder, Gärten, woselbst viele Pflanzen als Unkraut wachsen, oder überhaupt solche Oerter, die von Menschen oft und täglich besucht werden, kein würcklich giftiges Kraut enthalten: Also schreibet Kempffer, in suis Amœnitatibus exoticis, von jenem ärgsten Gift, Venenum Maccasariense, daß die Bäume, welche es erzeugen, und von den Landseingebohren, denen Molajen und Javanern, Ipu oder Vpa genannt werden, nur in denen allerverborgensten und unzugänglichsten Winkeln der Wälder auf der Insul Celebes, besonders in der Provinz Turasia wachse, dergestalt, daß nicht nur sehr schwer zu ihnen zu gelangen sey, sondern, wann man auch diese Mühe überwunden, man sich ohne Lebens-Gefahr gleichwohl denselben nicht, besonders auf der Seite gegen dem Wind, nahen dörfe, sondern sie von weitem verwunden,

und

und den giftigen Saft mittelst einem langen, ausgehölten Rohr auffangen müsse. Wo wächset ferner, nebst unserer Bella Donna, der Napellus, obgedachtes Läuskraut, die weisse Nieswurz, der gelbe sechsblätterige Helleborus hyemalis radice tuberosa, flore in medio folio Herm. die Eselkürbis, das Bilsenkraut, der Wasserschirrling, die viele vergifte Schwämme? Sind sie nicht alle Geburten der Wälder, Gebürge, oder anderer verödeten und unzugänglichen, oder wenigstens nicht viel besuchten Oerter?

§. 8.

Wir sind hier nicht gesonnen, mühsam zu untersuchen, auf was Weise diese Pflanze ihre giftige Würkung ausübe; noch vielweniger, von was Art dasjenige sey, womit sie dieselbe verrichtet; Genug, daß die damit angestellte Chemische Versuche gezeigt haben, daß sie ein dickes, wachsähnliches, scharfes Oel in ziemlicher Quantität enthalte; noch besser aber aus der Würkung und derselben Folgen sich schliessen lasse, daß das schädliche Wesen nicht sowohl ätzend und fressend seye, oder wie mineralisches Gift, alles schnell in Brand und Fäulung setze, sondern vielmehr binde, zusammenziehe, verdicke und verstopfe: dann sie erregt niemals Brechen, aber allezeit solche Zufälle, welche eine schnelle Stockung des Geblüts deutlich anzeigen; doch lieset man in den Geschichten der Königl.

Französischen

Französischen Academie der Wissenschaften in Paris von An. 1703. ein Exempel von einem Kind, welches den zweyten Tag, nach dem Genuß der Beere dieses Strauchs, gestorben, daß in dessen Magen drey Löcher gefunden worden seyn, worinnen die Körner der Beere noch gesessen, und also selbige müssen eingefressen haben. Wer indessen ein mehrers von ihren Bestandtheilen, in so fern sie theils durch die Reagentia, theils mittelst dem Vulcano mögen erforscht werden, zu wissen verlangt, der findet, was er sucht, in dem Commercio litterario norico von An. 1732. und beym Oetinger in der, unter dem Vorsitz des berühmten Alberti, von dieser Pflanze geschriebenen Streitschrift.

§. 9.

Für nützlicher erachten wir hier noch anzuzeigen, womit dergleichen Personen, denen das Unglück, etwas davon genossen zu haben, begegnet ist, am leichtesten und sichersten zu helfen sey. Ehemalen in ältern Zeiten waren die sogenannte Antidota, das ist, Theriac und dergleichen als Gift austreibende Mittel, belobte hitzige Arzneyen, hierzu im Gebrauch. Man weiß aber nunmehro ganz wohl, daß dergleichen Sachen nur Uebel ärger machen. Hingegen hat ebenfalls die Erfahrung gelehret, daß in diesem Fall nichts gewisser, bälder und leichter Hülfe leiste, als ein eingenommenes Brechmittel: dann es sind Exempel vorhanden,

wo

wo sogleich nach geendigter Würckung des Brech-Mittels, und dadurch ausgeführten noch unveränderten Häuten dieser Beere alle schlimme Zufälle, gleichsam im Augenblick wie verschwunden, und die Kranke wieder zum Verstand gekommen sind.

Nächst diesem wird Essig oder saurlechter Wein, wie auch, wo dieses nicht zu haben, im Nothfall warme Milch, für das beste Gegengift gehalten. Es muß aber dieses alles, besonders das Vomieren, gleich im Anfang geschehen, oder ehe das Gift aus dem Magen schon weiter gekommen, und sich eine würkliche Schlafsucht oder gänzliche Raserey eingefunden hat, weil man sonsten zu spat kommen möchte. Das Gift ist an sich selbst zwar nicht stark, bringet aber gleichwohl den gewissen Tod, wann der Beere mehr als etliche ohne Hülfe darauf zu leisten, genossen werden. Drey bis vier hingegen haben bey einigen Alten wenig geschadet; wie dann Faber berichtet, daß bisweilen einige ohne Schaden gegessen worden seyen, ja die Siuenser dieselbe gar im Salat zu essen pflegen. Dieses muß aber vermuthlich entweder eine ganz andere Art seyn, oder aber auch diese, wegen dem Unterschied des Lands, Boden und Witterung, wenigstens viel milder werden, wann anderst nicht der dem Salat beygemischte Essig und Oel die ganze Sache ausmacht, oder die tollmachende Kraft, wo nicht gänzlich austilget, doch dermassen

vermindert, daß der Effect davon nicht mehr zu spühren ist. Der Essig scheinet wenigstens hierzu nicht ungeschickt zu seyn, weil er nebst dem Wein, wie wir schon gemeldet, fast einstimmig für das beste Hülfs-Mittel wider dieses Gift gehalten wird, besonders, wann das Vomieren schon voran gegangen; auch bekandtermassen, schon die Alten die Schärfe des Opium, welches damit viel Aehnlichkeit in der Würkung hat, damit gemildert haben.

§. 10.

Damit aber niemand meyne, die Nachläßigkeit der Menschen sey bisher so gar groß gewesen, daß sie gar nichts zu ihrem Dienst, es seye von Ungefehr oder mit vorsetzlicher Bemühung daran entdecket, oder wenigstens niemals sich bestrebet hätten, diese starckwürkende Pflanze in ihren Nutzen zu verwenden; so müssen wir noch mit wenigem gedenken, daß sie sowohl in der Mahler- als Arzneykunst schon mit Nutzen gebraucht worden sey. In jener dienen die grüne noch unreife Beere nach Tourneforts Bericht, denen Miniatur-Mahlern in Frankreich zu einer schönen grünen Farb; in dieser aber sind sie seithero zu etlichen, bisher für unheilbar gehaltenen Krankheiten, von einigen angerathen, gebraucht, und bisweilen erspriesslich erfunden worden. Es wollen zwar die wenigste sie hierzu als sicher und hinlänglich anpreissen; auch wir unterstehen uns nicht, dieses

zu thun, wollen aber doch das wichtigste davon erzählen. Also hat Gesner den Saft aus den Beeren gepreßt, denselben mit Zucker zu einem Sirup gekocht, und auf Art des Opii, zu Linderung der Schmerzen und Bauchflüß oder Ruhr, gebraucht. In Westphalen und der Grafschaft Tecklenburg, sagt Wierus, bedienen sie sich derselben wider die Glieder-Krankheit; er bezeuget aber dabey, daß es jederzeit mit Gefahr geschehe. Auch für das Podagra haben einige die Wurzel zu brauchen sich unterstanden. Es ist aber in denen Geschichten der deutschen Naturforscher, Vol. II. p. 277. ein Exempel davon aufgezeichnet, wo es übel und verkehrt angeschlagen. Hingegen hat D. Rayger eben daselbst Decur. III. ann. II. Observ. XXIII. auch wider das Podagra ein anders geliefert, wo nach Wunsch geholfen worden ist. Er hat aber die Cur nicht selbst verricht, sondern es ist ihm von einem Apothecker Nachricht ertheilet worden, daß sie durch einen fremden Mann an einem Wirth, bey welchem er zur Herberg war, dergestalt geschehen sey, daß, nachdem er ihm ein Stücklein von einer gedörrten Wurzel gegeben, welches dieser in Milch gesotten und getrunken, sey er in einen 48. Stund langen Schlaf gefallen, und nach dem Erwachen von allen Schmerzen gänzlich befreyt gewesen. Er setzt noch hinzu, daß diese nemliche Cur bey vielen

andern, eben von diesem Mann mit dem besten Erfolg verrichtet worden sey. Es hat aber der Herr Bekandtmacher um so weniger es nachzumachen Lust gehabt, da er kurz vorhero an einem Goldschmied, welchem ein anderer Apothecker, in gleicher Absicht etwas vom Laudano gab, die traurigste Würkung und Zufall von Gichtern durch derley Arzneyen erfahren hatte. Bey dem Faber aber ist ein Exempel zu finden, wo gar der Tod schnell darauf erfolget, nachdem ein Bader einem Burger in Strobelberg, der in allen Gliedern grausame Schmerzen litte, das Decoct von den Blättern dieser Pflanze gereichet hatte.

§. 11.

Besser und nützlicher möchte der äusserliche Gebrauch, oder wenigstens sicherer, am besten aber derjenige zu entbehren seyn, welchen ehedessen das Italiänische Frauenzimmer von dem Saft der Beere oder dem destillirten Wasser, zu einer Schminke gehabt hatte, und wovon der Name, Bella donna, entsprungen seyn solle. In jenem Fall werden die Blätter auf harte Geschwulsten der Brüste und schmerzende Goldaderbeulen, oder zerstossen, und wie ein Pflaster aufgestrichen, zu Löschung des Brands von einigen für gut gehalten, wovon etwas aus dem Willugbey bey dem Heucher zu lesen ist; aber Rajus hat eine Lähmung

mung des Wärzleins, Papillæ, von einem solchen Brey-Umschlag entstehen sehen.

Vor entzündte rothe Augen wird beym Welsch der Saft überzuschlagen angerathen; man lieset aber gleichfalls hievon beym Wepffer, daß einsmals eine, jedoch nachher wieder curirte, Blindheit daraus erfolget sey.

Endlich ist der allerwichtigste Nutzen noch, daß sie das abscheuliche Uebel, den Krebs, bisweilen abgewandt hat. Junker ist so glücklich gewesen, dreymal denselben damit vollkommen zu curiren. Theils ließ er die zu Pulver gestossene Blätter zu 1. 2. bis 3. theils aber ein davon bereitetes Decoct zu 1. 2. bis 3. Löffel voll, oder in so lang vermehrter Dosi nehmen, als sich keine Neigung zum Schlaf zeigte. Hiemit mußten die Kranke neun, zwölf bis vierzehen Tag anhalten, und sich dabey durch Spazierengehen, oder andere Bewegung des Leibs für dem Schlaf hüten. Zeigte sich nach Verfluß dieser Zeit keine Besserung, so ließ er diese Cur nachmals zum zweyten und drittenmal wiederholen. Er ist aber gleichwohl nicht so glücklich gewesen, die gewünschte Hülfe allemal davon zu erhalten, sondern es hat eben so oft, wo nicht noch öfter, fehl geschlagen. Er hat daher auch nicht für dienlich erachtet, etwas davon in seinem Conspectu therapiæ universalis bekandt zu machen, oder die Nachfolge

 anzurathen.

anzurathen. Doch ist merckwürdig, daß in den meisten Fällen, wo unser Solanum furiosum nicht geholfen, alsdann der Mercurius dulcis, mit etwas absorbierendem vermischt, vollkommene Hülfe geleistet hat, wovon beym Oettinger in obgedachter Probschrift ein mehrers zu finden. Es verdienet diese Begebenheit um so mehr unsere Aufmercksamkeit, da wir aus denen beliebten Tübingischen Berichten von gelehrten Sachen ersehen, daß erst vor kurzer Zeit Herr Achatius Gärtner abermal ein neues Specificum wider diese Krankheit, mittelst der von ihm selbst verfertigten Probschrift, bekannt gemacht hat: Es rühret ursprünglich von einem Portugiesen, D. Sanchez, der sich jetzo in Paris aufhalten solle, her, und bestehet aus Sublimat mit Brandtenwein. Wer siehet aber nicht die Gleichheit dieses neuen Mittels mit dem schon längst bekannten obgedachten Mercurio dulci? dann, daß der Brandtenwein, wann er zu diesem allerstärckesten Gift gemischet wird, dasselbe versüssen, oder dessen fressende Schärfe brechen müsse, kann denen nicht unbekannt seyn, die da wissen, wie gleichermassen der fressende und brennende Geist der mineralischen Salze, des Vitriols, Salpeters und Küchensalz, eben auf diese Weise, durch Beymischung einer gehörigen Menge Brandtenwein, seine ätzende Eigenschaft so verliehret, daß er zu einer Arzney dadurch tauglich wird. Noch

vielweniger wird es dem schwer fallen, diese Versüssung des Sublimats durch Brandtenwein einzusehen, und mithin die Gleichheit dieses neuen Mittels, sowohl nach seinem Wesen als Würkung, mit jenem schon längst bekannten, zu begreifen, der die Weise und Ursache der Würkungen dieser beyden hat verstehen gelernt; weil er alsdann wissen muß, daß das Quecksilber an sich kein Gift sey, sondern der ihm beygemischte und damit vereinigte saure Salzgeist solches erst darzu mache. Doch sind wir weit entfernet, die Glaubwürdigkeit dieses neuen Mittels hierdurch suchen zu schwächen; sondern es kann ihm diese Vergleichung mit jenem vielmehr zur Bestätigung dienen, da, wie wir oben angezeiget haben, auch hiemit schon so schöne Proben gemacht worden sind. Ja! wir sind vielmehr selbst geneigt zu glauben, daß dieses neue gleichwohl deßwegen vorzüglich sey, weil der Sublimat, als ein von den Säften unsers Leibs auflösbarer und würcklich schon aufgelöster Cörper, zärter zertheilet, und die Arzney in flüssiger Gestalt gegeben werden kann, mithin aber auch eine genauere Vertheilung, bessere Eindringung und Würckung in diese Säfte davon zu hoffen stehet, welches alles von jenem nicht gesagt werden mag.

§. 12.

Vor den Krebs hat man von Zeit zu Zeit

schon viele vermeinte Specifica erfunden. Die Begierde, wider dieses tödtlich- und schmerzhafte Uebel Rath zu schaffen, ist löblich, und hat zu vielen Versuchen Anlaß gegeben. Die meiste Mittel aber, die man bisher darzu vorgeschlagen, und als unfehlbare angegeben, sind aus giftigen, und mithin nicht, ohne Besorgung einiger Gefahr, nachzuahmenden Sachen bestanden. Es scheinet, daß die Meynung und das Vorurtheil der Alten hierzu die meiste Gelegenheit gegeben habe; als welche dafür gehalten, der Krebs seye fast durch keine Arzney, als den Schnitt und die Nachtschatten-Pflanze, wovon unsere Bella donna eine Gattung, und, wie bekandt, giftiger Art ist, zu heben, Cancer nullo fere cedit medicamento nisi ferro & solano. Pancovius verheißt von den Blumen des Bilsenkraut, Hyosciamus, daß sie die frische Beulen oder Knoten zertheilen, welches auch Paracelsus zu Löschung der um sich fressenden krebshaften Geschwüre anrathet, und wofür D. Stahl den Hyosciamum peruvianum, das ist, Knastertoback, für besser hält. Andere haben in dem giftigen Napello oder der Cicuta ein Gegengift für diese Krankheit gesucht, oder gar das Arsenicum und den Sublimat auch zum äusserlichen Gebrauch vorgeschlagen. In America hingegen ist die daselbst wildwachsende, von Tournefort also genannte Phytolacca, erst seit etlichen

Jahren

Jahren als ein Specificum hierzu bekannt worden. Es ist dieses eine Pflanze, welche in den Gärten der Liebhaber ausländischer Gewächse schon von vielen Jahren her nicht selten ist. Sie wird von vielen auch zu dem Nachschatten-Geschlecht gerechnet, weil sie sowohl ihren innern Eigenschaften, das ist, ihrer Würkung nach, die meiste, als auch den äussern, zufolg ihrer Bildung, sehr viele Gleichheit damit hat. Sie wird deswegen auch Solanum racemosum Americanum genannt; doch, da sie Blätter wie die Amaranthen, und die Blume nicht aus einem Stücke, wie bey jenen gewöhnlich, sondern aus fünf abgesonderten Blättlein bestehet, diese auch, nebst den nachfolgenden Beeren nicht einzeln, sondern auf Trauben-Art an einem Büschelein beysammen sind, so haben ihr einige lieber den Namen, Amaranthus baccifer, beylegen wollen.

Sie wird, weil ihre Beere ganz voll mit einem purpurrothen Saft gefüllt, und daher zur Färberey tauglich sind, in Italien zu diesem Endzweck häuffig gepflantzet. In Virginien aber, Neuengelland und Maryland, als ihrer eigentlichen Vaterstadt, dienet den Einwohnern der aus der Wurzel ausgepreßte Saft, zu 1. bis 2. Löffel voll als ein Purgier-Mittel; und zu Veracruz pflegen die Schifleute die junge Blätter zu sammeln, sie wie Spinat zu kochen, und ohne Schaden zu essen;

die ältere aber sollen hierzu nicht taugen. Hingegen preßt man den Saft von diesen ältern und den Stengeln zum Gebrauch für den Krebs aus, läßt ihn an der Sonne in irrdenen Gefässen bis zur Honigdicke eintrocknen, streicht diese Sälz so dann auf Tücher, und leget dieselbe auf den schadhaften Ort. Anfangs soll es ziemliche Schmerzen machen, endlich aber sich ein dermassen guter Erfolg zeigen, daß in acht Wochen ein dergleichen Schaden im Gesicht, und in sechs Monath einer an der Brust gänzlich geheilet worden sey. Wie viel und mancherley Nutzen aus einer einigen Pflanze!

§. 13.

Es lässet sich dieses auch leichter und mit weniger Gefahr nachahmen, weil der Gebrauch nur äusserlich ist. Noch besser aber wären diejenige Arzneyen, sowohl zum äusserlichen als innerlichen Gebrauch, die an sich selbst nichts giftiges besitzen, und statt die Säfte des Leibes ohne Unterscheid, gute und böse, auszuführen, solche vielmehr nur in sich selbst verbesserten. Paracelsus hat fast am ersten hievon gedacht, als welcher dieses Uebel von innen heraus durch reinigende Wundtränke zu heilen lehret. Er lacht die Aerzte deswegen aus, daß sie durch den Stuhlgang evacuiren, da sie doch vielmehr durch das Geschwüre selbst abführen sollten. Es ist zwar auf ihn, seiner bekannten

kannten Prahlerey wegen, nicht viel zu bauen, doch muß man die Perlen, wann sie im Koth liegen, nicht verachten, sondern vielmehr das Gute allenthalben aufsuchen, und nach seinem wahren Werth schätzen, es liege versteckt, wo es wolle, wenigstens hat dieses der, um seiner Gelehrsamkeit wegen so stark berüchtigte Stahl selbst gethan, und versichert, daß er mit dergleichen Vegetabilien, als besagter Paracelsus deutlich in seinem Hospital-Büchlein angezeiget hat, alte Geschwüre, so in die achtzehen Jahre schon gedauret, bloß durch den innerlichen Gebrauch curiret habe, worauf erstlich ein häufiger Ausfluß und bald darauf die Austrocknung und Zuheilung von freyen Stücken erfolget sey. Gleich gute Würkung und den nemlichen Erfolg hat der nicht weniger berühmte Jünger dieses, D. Junker, hievon erfahren: dann er bezeuget in seiner Chirurgie p. 358. daß ein Mann, der lange Zeit sehr bösartige Geschwüre an dem Fuß gehabt, und ein anderer, der an einer Fistel des Mastdarms geschnitten worden, beyde durch dergleichen Kräuter, mit Beymischung der Aron und weisen Bibernell-Wurzel, in kurzer Zeit vollkommen curirt worden seyen.

§. 14.

Doch zwischen diesem und einem würklich verschwornen Krebsschaden ist noch ein grosser Unterschied. Mehrere Aufmerksamkeit verdienet daher,

was

was der vortrefliche und nie genug zu lobende Kayserlich-Königliche Archiater, Baron Gerard van Swieten, zuerst von der ohnehin schon genugsam berühmten China-Rinde in Absicht auf diese Krankheit erfahren, wir aber durch die Bekanntmachung und geschickte Feder des Regenspurgischen Polyatri, Herrn D. Dieterichs erlernet haben. Dieser grosse Chirurgische Machaon trug einen billigen Scheu vor denen fressenden Mitteln, und gab daher einstens einem 70. jährigen Weib täglich 3mal ½. Quintl. von dieser Rinde in Pulver ein; das Geschwär selbst aber besorgte er mit einem Kühlsälblein, und legte darüber leinene Tücher, welche mit frischem Wasser, dem etwas Meersalzgeist beygemischt wurde, Tag und Nacht angefeuchtet werden mußten. Nach einer Zeit von drey Monath hat sich, bey beständigem Gebrauch dieses wenigen, der ganze Krebsschaden völlig und dermassen von dem gesunden abgelöst, als wäre es mit einem Messer abgeschnitten worden; doch hat die, obgleich rein und blatte Wunde, zur Heilung nicht können gebracht werden, sondern der Tod hat diese Alte bald darauf an einer andern Krankheit hinweggenommen, nachdem gleichwohl bis dahin die Wunde etliche Wochen lang rein und frisch geblieben war. Obgedachter gelehrte Herr D. Dieterich füget dieser Nachricht noch zwey gleiche Casus aus seiner weitläuftigen und glück-

lichen

lichen Praxi bey, wo ein gleicher Gebrauch gleicher Arzneyen, sowohl innerlich als äusserlich, eben dieses, nemlich, gänzliche Abfaulung und Absonderung des Krebs-Geschwärs von dem gesunden bewürket hat; doch ist dabey nicht gewiß gemeldet, ob die gänzliche Consolidation hierauf erfolget seye: dann in dem ersten Casu hat man zwar die beste Hofnung darzu gehabt, die Mittheilung der Nachricht ist aber gleichwohl ehe noch als diese geschehen; und in dem zweyten bey einer alten Jungfer ist der Tod zuvor gekommen.

Wir setzen diesen dreyen nicht unbillig das vierte Exempel aus eigener Erfahrung bey. Der grosse Nutzen von diesem neuen Gebrauch und Würkung der Fieber Rinde hat uns schon vor 9. Jahren, gleich nach erhaltener Nachricht angetrieben, einen Versuch bey einem Brust-Krebs eines 60. jährigen Weibes damit zu machen. Es gelunge auch zur Verwunderung dermassen, daß zwar von dem krebshaften schwammigen Fleisch und Beulen sich nichts absonderte, gleichwohl aber in Zeit von 3. Monath, diese und die fürchterlich verhärtete Krebslippen, der abscheuliche Geruch, das Ausfliessen der scharf ätzenden Feuchtigkeit, die empfindlichste Schmerzen, nach und nach gänzlich verschwanden, so, daß nur noch ein paar tiefe, aber ganz reine, gleiche, frische Wunden zurücke blieben, deren Consolidation man nach und

nach

nach gar wohl hätte hoffen können. Aber es nahm gleichwohl ein widriges Ende. Auf was Art, wissen wir zwar nicht: dann, als eben die Hofnung zur Genesung am grösten schien, wurden wir in Geschäften zu einer kleinen Reise bestimmet, und mußten mithin die Kranke der Verpflegung anderer überlassen; bey unserer Wiederkunft aber nach vier Monath hatte die Kranke schon die grosse Reise in die Ewigkeit angetretten.

§. 15.

Wir kehren nach dieser Ausschweifung zu unserm hauptsächlichen Geschäfte, der Aufsuchung mehrerer Wald-Pflanzen zurücke. Hier finden wir gleich zunächst abermal eine Beertragende. Es ist eine Art von Heydelbeer, wächset aber niedriger als die gemeine Gattung, und hat rothe Beere, welche nicht hin und wieder am ganzen Sträuchlein zerstreuet sind, wie die der gemeinen Gattung, sondern nur an den Gipfeln wie ein Träublein beysammen stehen.

Sie werden insgemein Preusselbeer, rothe Heydelbeer, Steinbeer, hier zu Land aber auch Reusch genannt. Im lateinischen hingegen heißt die Pflanze am gewöhnlichsten *Vaccinia rubra*; die Blümlein davon sind fleischfarb, bestehen aus einem Stück, und sehen an Gestalt denen bekannten Mayenblümlein (Lilium convallium) ziemlich gleich, sind aber nicht so gar groß, und stehen, wie

wie leicht zu erachten, eben auch, wie die daraus entstehende Beerlein an unter sich hangenden Träublein oder Aehreförmigen Büschelein beysammen. Die Beere selbst haben eine dunkelrothe Farb und die Grösse einer kleinen Erbse. Sie sind säurlecht, besonders, wann sie nicht recht reif worden, welches oft geschiehet, jedoch, nach dem Zeugnisse unsers Rajus und anderer mehr, von lieblichem Geschmack. Die Stengel sind holzig, auf Art der Sträucher, und mit schönen dauerhaften Blättlein, gleich von unten an auf allen Seiten reichlich besetzet. Diese gleichen an Grösse den Blättlein des Bux, an Gestalt und Dauerhaftigkeit aber mehr den Kirschen-Lorbeerblättern: dann sie endigen sich vornen nicht spitzig, sondern haben daselbst in dem Mittel Punct, oder wo die mittelste Rippe oben aufhört, eher bisweilen eine obschon kaum merkliche Vertiefung oder Einschnitt. Sie sind daher vollkommen oval rund, und haben einen ganz glatten, aber rückwärts merklich erhöheten Rand, so, daß sie auf der Rückenseiten, als mit einer harten Leiste eingefaßt scheinen. Ueber dieses ist die Rücken-Seite bey den neugewachsenen blaß oder weißlecht von Farb, und wie mit ganz zarter Wolle überzogen, so sie aber im Alter verliehren; weich anzufühlen und mit vielen kleinen Puncten bezeichnet. Die vordere Seite hingegen ist erhaben, dunkelgrün, und hart im Anfühlen.

§. 16.

§. 16.

Diese Bildung der Blättlein, nebst der obgedachten Traubenähnlichen Lage der Blumen und Beere unterscheiden diese Pflanze deutlich und hinlänglich von allen übrigen aus diesem Geschlecht, besonders von der ihr im übrigen sonst ziemlich gleichenden, von Casp. Bauhino also genannten Vite Idæa foliis oblongis albicantibus, welche Herr von Haller und Linnäus Vaccinium foliis annuis ex albidis nennen, wir aber in dem künftigen Berg und Alpen-Spaziergang anzutreffen hoffen. Sie ist perennirend wie alle Strauch-Gewächse, und zwar dergestalt, daß auch selbst die Blätter, ohne abzufallen, über Winter dauren; wächset in hiesiger Gegend nur sehr selten, doch reichlich an vielen Orten Deutschlands, als z. Ex. in der Schweitz; am häufigsten aber in Schweden, und am liebsten an waldigen, dürren, sehr hohen kalten Gegenden. Also hat der weise Schöpfer denen kalten nordlichen Ländern auch ihren Wein nicht versagen, sondern vielmehr dafür sorgen wollen, daß es Pflanzen von solcher Art geben möchte, die bey kalter Witterung doch Wein erzeugen können: dann also geben die Nachrichten aus Schweden, daß man daselbst den vortreflichsten Wein aus den Beeren dieser bereite. Man sammelt sie im Herbst, und wann sie noch nicht reif genug, so setzet man sie an die Sonne; doch ist es

besser,

besser, wann sie am Stock gänzlich reifen können, weil sie sonsten gleichwohl allzu sauer bleiben.

An manchen Orten pflegt man den ausgepreßten Saft dick, wie Hollunder-Lattwerg oder Selz einzusieden, und so zum Gebrauch aufzubehalten, nachhero aber jedesmal, wann man sich dessen bedienen will, mit ein wenig Wein zu verdünnen, und mit Zucker und Zimmet zu würzen. Es soll auf diese Art zugericht, als eine Tuncke zum Gebratenen, sehr tauglich und gesund seyn, das Geblüt erfrischen, stärken, und den Appetit vermehren.

Andere machen die Beere selbst entweder mit Zucker allein, auf die Art, wie bey andern Beer-Früchten gewöhnlich, und wir im vorhergehenden sechsten Theil von den Berbisbeeren schon gesagt haben, oder mit Zucker und Essig ein, und wird sie also zum Nachtisch.

§. 17.

Es ist auch dieses nicht der einzige Haushaltungs-Nutzen allein, den man von dieser Pflanze genießt, obschon an manchen Orten, wie Herr von Haller von seinem Vaterland klaget, auch dieser der Beere gänzlich verabsaumet wird. Die Blätter dienen den Gerbern und Schuhmachern, dem Leder dadurch mehrere Härte zu geben, und statt des gewöhnlichen Thee sollen sie in der obern Pfalz stark im Gebrauch seyn; wie sie dann gewiß

hierzu nicht untauglich scheinen, weil sie im Kauen einen bitterlecht anziehenden Geschmack, übrigens aber ganz keinen, am allerwenigsten widrigen Kräuter-Geruch haben; weswegen auch D. Göriz sie als ein vortrefliches Mittel für langwierige catharrhöse Zustände und Drücken auf der Brust angerühmet hat, welches auch in der wahren Lungensucht sehr guten Nutzen schaffen könne. Der Gebrauch davon ist, zufolge der in den Breßlauischen Sammlungen, Versuch 21. p. 90. gegebenen Anweisung, daß man eine Handvoll dieser Blättlein mit ein paar Maas Wasser wie ein hartes Ey siedet, und davon alle Morgen und Abend 3. Thee-Schaalen voll warm trincket. In Ermanglung dieser, weil doch diese Pflanze an vielen Orten nur sehr sparsam, an noch mehrern aber gar nicht anzutreffen ist, könnten die gemeine Heydelbeerblättlein zu einem Thee-Trank, ihre Stelle gar wohl vertretten.

§. 18.

Gewiß, man muß sich wundern, daß unter so viel hundert, ja mehr als tausend einheimischen Pflanzen von allerley Art, Geruch und Geschmack, doch noch keine hat können ausfindig gemacht werden, die dem Chinesischen Thee die Schuhe ausgetretten, oder ihn von seiner Stelle verdrungen hätte. An Mangel der Gabe oder Armuth unsers Vaterlands mag die Schuld wohl nicht liegen.

gen. Gewohnheit und Vorurtheil wird sie allein haben. Kommt doch dieser selbst nur von einer Staude her, die viele Gleichheit mit unserm wilden Rosen- oder Hagenbutten-Strauch hat, und über dieses, frisch eine betäubende Eigenschaft besitzet, mithin nicht einmal so sicher zu gebrauchen wäre, wann durch die Zubereitung dieser schädlichen Würkung nicht abgeholfen würde. Des vielen Betrugs nicht einmal zu gedenken, der damit, seit dem die Europäer mehr trinken als die Chineser pflanzen können, vorgehet, und den ein jeder selbst leicht entdecken kann, wer sich die Mühe nehmen will, die im Theekännlein zurück gebliebene erweichte Blätter zu untersuchen: dann da zeiget sich oft, daß es Blättlein nicht von einerley, sondern mancherley Mischmasch Pflanzen seyen, welche, weil sie vorhero alle in schönster Gleichheit und Ordnung aufgerollt waren, einerley zu seyn, nur geschienen haben.

Und was scheinet der von den West-Indiern, und selbst von den Spaniern in Florida so sehr geliebte Jaupon-Thee, nach dem Bericht, welchen Monſ. Lawson in seiner Beschreibung der Provinz Carolina, davon gegeben, anders zu seyn, als eine Gattung unsers Vaccinii oder der Heydelbeer, da es heißt, daß er von einer Beertragenden Pflanze, welche dem Bux ähnliche Blätter habe, herrühre?

die ältere aber sollen hierzu nicht taugen. Hingegen preßt man den Saft von diesen ältern und den Stengeln zum Gebrauch für den Krebs aus, läßt ihn an der Sonne in irrdenen Gefässen bis zur Honigdicke eintrocknen, streicht diese Sälz so dann auf Tücher, und leget dieselbe auf den schadhaften Ort. Anfangs soll es ziemliche Schmerzen machen, endlich aber sich ein dermassen guter Erfolg zeigen, daß in acht Wochen ein dergleichen Schaden im Gesicht, und in sechs Monath einer an der Brust gänzlich geheilet worden sey. Wie viel und mancherley Nutzen aus einer einigen Pflanze!

§. 13.

Es lässet sich dieses auch leichter und mit weniger Gefahr nachahmen, weil der Gebrauch nur äusserlich ist. Noch besser aber wären diejenige Arzneyen, sowohl zum äusserlichen als innerlichen Gebrauch, die an sich selbst nichts giftiges besitzen, und statt die Säfte des Leibes ohne Unterscheid, gute und böse, auszuführen, solche vielmehr nur in sich selbst verbesserten. Paracelsus hat fast am ersten hievon gedacht, als welcher dieses Uebel von innen heraus durch reinigende Wundtränke zu heilen lehret. Er lacht die Aerzte deswegen aus, daß sie durch den Stuhlgang evacuiren, da sie doch vielmehr durch das Geschwüre selbst abführen sollten. Es ist zwar auf ihn, seiner bekannten

kannten Prahlerey wegen, nicht viel zu bauen, doch muß man die Perlen, wann sie im Koth liegen, nicht verachten, sondern vielmehr das Gute allenthalben aufsuchen, und nach seinem wahren Werth schätzen, es liege versteckt, wo es wolle, wenigstens hat dieses der, um seiner Gelehrsamkeit wegen so stark berüchtigte Stahl selbst gethan, und versichert, daß er mit dergleichen Vegetabilien, als besagter Paracelsus deutlich in seinem Hospital-Büchlein angezeiget hat, alte Geschwüre, so in die achtzehen Jahre schon gedauret, bloß durch den innerlichen Gebrauch curiret habe, worauf erstlich ein häufiger Ausfluß und bald darauf die Austrocknung und Zuheilung von freyen Stücken erfolget sey. Gleich gute Würkung und den nemlichen Erfolg hat der nicht weniger berühmte Jünger dieses, D. Junker, hievon erfahren: dann er bezeuget in seiner Chirurgie p. 358. daß ein Mann, der lange Zeit sehr bösartige Geschwüre an dem Fuß gehabt, und ein anderer, der an einer Fistel des Mastdarms geschnitten worden, beyde durch dergleichen Kräuter, mit Beymischung der Aron und weisen Bibernell-Wurzel, in kurzer Zeit vollkommen curirt worden seyen.

§. 14.

Doch zwischen diesem und einem würklich verschwornen Krebsschaden ist noch ein grosser Unterschied. Mehrere Aufmerksamkeit verdienet daher,

was

§. 19.

Die *Betonica*, zu welcher wir jetzo gelangen, und die von Plinio auch *Vetonica* deswegen genannt wird, weil die Betonier, ein Spanisches Volck, ihren Nutzen zuerst entdecket haben sollen, ist im Alterthum, besonders bey den Römern so bekannt und berühmt gewesen, daß jener Kayserliche Leib-Medicus, Antonius Musa, ein eigen Büchlein davon geschrieben, und dieselbe darinnen allein für 47. Kranckheiten angepriesen hat; auch die bey den Italiänern ehemalen gewöhnliche Sprüchwörter: *Tu hai piu virtu, che non ha la Betonica;* Du bist tugendreicher als selbst die Betonica; und: *Vende la tonica, & compra la Betonica;* Verkaufe den Rock, und kaufe Betonien dafür; von diesem übertriebebenen Lob herzurühren scheinen, welches man dieser Pflanze beygeleget, und Plinius noch selbst dahin erhöhet hat, daß er vorgab, es habe dieselbe so grosse Kraft, daß ein Haus, worinnen sie gepflanzet seye, für allen bösen Zufällen bewahret bleibe, und so man einen Crais davon um die Schlangen mache, dieselbe sich eher selber zu tode schlagen, als heraus kriechen werden. Es ist zu bedauren, daß in gewisser Maas oft recht nützliche und gute Sachen nur deßwegen unnutzbar werden, weil man ihnen allzu viel Lob beyleget, und sie, wann man einmal einen guten Dienst davon angemerket

hat,

hat, gleich als eine Panacée für alle Krankheiten brauchen will: dann eben dadurch verursachet man, daß sich das wenige wahre und gewisse unter dem vielen erdichten und muthmaßlichen gänzlich verliehret, oder wenigstens nicht so leicht, und ohne neue Erfahrung, es geschehe dann durch einen Glücksfall, errathen lässet.

§. 20.

Es wächset aber unsere Betonica nicht nur an den Waldrändern, Hecken, und andern schattigen Orten, sondern auch sehr gerne auf begraseten Hügeln in ganz Deutschland, besonders aber häufig, nach des Clusii Bericht, in Oesterreich, Ungarn und angräntzenden Provinzen, auch auf den Wiesen.

Sie hat einen rauhen, viereckigten, aufrechten, ein bis anderthalb Schuh langen einigen Stengel ohne alle Zweige. Dieser ist, ausser einem einigen Paar schmaler Blättlein, welche gegeneinander über, meistentheils in der Mitte desselben, ohne Stiel stehen, übrigens ganz bloß: dann die übrige Blätter sind unten am Boden alle beysammen; auch haben sie daselbst ihre eigene Stiele, sind rauh, runzlicht, am Rand ziemlich tief eingesägt, fast ovalrund, dunkelgrün an Farb, und in der Grösse, wie die Blätter der Schlüsselblumen, Primula veris.

Die Blumen sind aus dem Geschlecht der Lippenblumen, flores labiati. Es sind ihrer viele zu

oberst am Stengel an einem langlechten Kopf beysammen gesammelt, und sie stehen daselbst sehr gedrungen und wirtelformig, doch so, daß dieser Kopf sich mit einem zugespitzten Gipfel endiget. Die Farbe derselben ist roth, die obere Lippe über sich gebogen, und bisweilen zwey getheilet, die untere aber in drey gespalten, wovon der mittlere Theil grösser ist, als die zur Seiten. Die Kelche sind rauh, mit Wollhaaren besetzet, und haben kleine Blättlein zwischen sich stehen; auch dienen sie dem nachfolgenden Saamen, deren jedes Blümlein vier Körner erzeuget, zum Schutz und Behältniß, bis sie zu ihrer Reife gelangen, als deren sie ausser diesem kein eigenes, wie doch bey vielen gewöhnlich ist, haben.

§. 21.

Diese Pflanze ist übrigens, wie die meiste von der weitläufen vierzehenden Classe, worunter sie gehöret, perennirend, und ausser einer geringen Abänderung nach Beschaffenheit der Landschaft, fast die einige ihres Geschlechts; es seye dann, daß man die Sideritis auch hieher ziehen wolle.

Sie hat in der Haushaltung keinen weitern Nutzen, als daß die Engelländer sie, nach dem Zeugniß Lobelii, zum Käs brauchen, und in der Arzney verrichtet sie auch nicht so viel, als man ihr ehemalen beygemessen. Auch sind es nur die grüne Blätter ganz allein, die daselbst, und zwar

am

am gewöhnlichsten und vortheilhaftesten, als ein Thee gebraucht werden; dann, weil sie nur einen sehr geringen Geruch haben, so kann auch bey dem Aufdörren von ihrer Kraft nicht viel verlohren gehen. Doch wird in denen Apothecken noch ein Saft und Zucker, destillirtes Wasser und Pflaster davon bereitet. Es sind aber diese zwey letzte ganz ohne Kraft. Von dem Wasser beweiset dieses genugsam, weil es aus einer Pflanze ohne Geruch kommet; bey dem Pflaster aber kann wenigstens das hievon bereitete, und unter Wachs, Harz und Terbinthin gemischte Pulver, gewiß diesen nicht mehrere Würkung mittheilen, als der Magnet auf das Eisen hat, wann er zu Pulver gestossen, mit dergleichen brennbaren Materien zu der Gestalt eines Pflasters gebracht, und sodann auf Wunden, worinnen Eisenspitzen stecken, geleget wird, um solche heraus, und an sich zu ziehen. Es haben aber diese Blätter, über den allgemeinen Gras- und Kraut-Geschmack weiter keinen, besonders vorzüglich oder merklich andern. Die Wurzeln hingegen sind offenbar bitter, statt, daß man bey jenen, wann sie lange genug gekauet worden sind, kaum eine gering anziehende, räs gewürzte Kraft spühret; und Bartholinus sowohl, als Ettmüller bezeuget, daß sie Schwindel erregen oder berauschen; jener, wann nur daran gerochen, dieser aber, wann sie frisch genossen werden. Desgleichen lehret die Er-

fahrung, und wird von vielen bestättiget, daß ein davon bereitetes Pulver wie Schnupftoback gebraucht, Niessen errege.

Wie schön stimmet also dieses, mit der so allgemein belobten hauptstärkenden Eigenschaft überein! wann noch darzu in Betracht kommet, daß, wie Lobelius saget, die Wurzeln stark purgieren, so ist entweder die Welt schon fast ein paar tausend Jahr, meistens nur durch das ungeheure Lob, von den Alten geäffet worden, oder diese neuere Erfahrungen sind nicht gegründet.

Beydes kann nicht beysammen stehen, wohl aber dieser Vorfall uns zur Lehre dienen, daß, so irgendwo, gewiß in der Arzneykunst die Leichtglaubigkeit höchstens zu meiden, und das Vorgeben anderer, wann wir nicht von derselben Geschicklichkeit und Aufrichtigkeit auf das gewisseste überzeuget sind, vorhero wohl zu prüfen sey; überhaupt aber nicht alles, was man nur hie und da in einem Buch lieset, oder das Papier zu drucken leidet, sogleich für Wahrheit annehme, und darauf baue.

§. 22.

Um so weniger wird man von uns erwarten, daß wir die sieben und vierzig Krankheiten, wofür obgedachter Musa diese Pflanze gut gepriesen, und wovon Simon Pauli schon einen Auszug mitgetheilet hat, hier ausschreiben werden; noch auch,

was

was andere, die derselben Nutzen uns bekannt machen wollen, hievon vorgegeben haben, bisweilen aber einem Marcktschreyer-Zettul ähnlicher als der Wahrheit siehet. Es war zwar dieser Doctor Musa dermassen zu seiner Zeit berühmt, daß Kayser Augustus, dessen Leib-Arzt er war, ihm und dem Salat zu Ehren, eine vortrefliche Statua aufrichten ließ, weil er ihn mittelst dieses von dem Malo hypochondriaco befreyet hatte. Doch mag uns dieses nichts irren, da schon die hauptsächlichste ihr beygelegte hauptstärkende Kraft auf so schwachen Füssen stehet. Jedoch wollen wir nicht ganz übergehen, anzuzeigen, was aus der Zusammenhaltung und Uebereinstimmung der Erfahrungen glaubwürdiger Männer uns hievon am wahrscheinlichsten dünket. Diesem zufolge soll sie in ihrem innern Gehalt etwas von schweflicht-narcotischen Theilen enthalten, und daher in Krankheiten, die mit Krampf und Schmerzen verknüpfet sind, vorzüglich taugen. Hält man dieses, sowohl mit dem, was wir schon oben aus des Bartholinus und Ettmüllers Zeugniß, von dessen Schwindel erregenden Kraft gesagt haben, als auch, was durch die Erfahrung des Hildani, der, mittelst fortgesetztem Gebrauch eines hievon bereiteten Zuckers (Conserva) und Thee, die Glieder-Krankheit (Arthritis) curiret hat, davon bekannt ist, zusammen oder gegeneinander, so

findet man eine wahre Uebereinstimmung: dann welcher Arzt sollte nicht wissen, daß nach dem Gebrauch narcotischer Arzneyen, die erste Würkung zwar die Linderung der Schmerzen, die zweyte oder nachfolgende aber ganz gewiß einige Betäubung des Haupts sey, und daß zu baldiger Hebung der Glieder-Krankheit etwas dergleichen fast unumgänglich erfordert werde. Wann ferner schon aus der trockenen Substanz der Blätter abzunehmen ist, daß sie nebst diesem auch viel erdene Theil in ihrer Vermischung habe, so ist es sehr wahrscheinlich, daß auch die Blutflüsse, wofür sie angerathen wird, durch ein davon bereitetes Pulver, oder derselben Conserv, gehemmet werden können: dann auch hier bezeuget die Erfahrung sattsam, daß erdenreiche Mittel solche Zufälle am bäldesten stillen, wann schmerzlindernde Mittel darunter gemischet worden sind.

Sie besitzet aber über dieses auch noch die Kraft, Niessen zu erregen; sie muß also in ihrem Gehalt ein salzig scharfes, dem Toback ähnliches Wesen haben. Da sie mithin, mittelst dieser Würkung, vermögend ist, die im Kopf angehäufte und denselben dadurch schwächende Feuchtigkeiten durch die Naßlöcher abzuführen; so kann sie auch zufälliger Weise das Haupt stärken. Dieses ist zwar nicht zu läugnen; wer aber nur hieraus die Hauptstärkende Kraft von unserer Pflanze beweisen, und

sie

sie überall für die Schwachheit des Kopfs gebrauchen will, der wird nicht vermeiden können, die ganze grosse Menge der abführenden Arzneyen unter diese Classe zu rechnen, und sich nicht verwundern dörfen, wann er den gehoften Nutzen unter zehenmal kaum einmal erhält.

Gewisser lässet sich hingegen, aus dem, was bisher von ihrer Würkung und Gehalt gesaget worden ist, behaupten, daß sie viel Aehnlichkeit mit dem Toback habe. Es lieben viele Leute einen leichten Toback mehr als starken. Jener ist auch denen, die gewohnet sind, fast den ganzen Tag die Pfeife nie kalt werden zu lassen, zu Erhaltung der Gesundheit viel tauglicher. Warum sollten wir also unterlassen wollen, zu diesem nothwendigen Uebel unsere Pflanze anzurathen? und warum sollte sie hierzu nicht eben so geschickt seyn, als das bekannte ausländische Kraut? Ist es dann eine nothwendige Eigenschaft, daß der Rauch davon eben so unangenehm riechen muß, als bey diesem gewöhnlich ist? oder ist dieses die hauptsächlichste Frucht desselben, daß er Ungewohnte bald berausche, und auf der Zunge ein Beissen verursache? Wenige werden dieses behaupten, hingegen die meiste eher gestehen müssen, daß die ganze Annehmlichkeit in der Gewohnheit, und diese darinnen bestehe, einen Rauch mit dem Munde an sich zu ziehen, denselben wieder weg zu blasen, sehen fortfliegen,

und

und mit dem Munde eine immerwährende Bewegung zu machen. Wir haben schon so manche wildwachsende Pflanze zum Lebens-Unterhalt bey Brodmangel- oder theuren Zeit, zum Viehfutter, und Gebrauch anderer oeconomischer Nothwendigkeiten anzuzeigen Gelegenheit gehabt; allein, eines wildwachsenden Tobacks ist noch nie Erwehnung geschehen. Gleichwohl ist dieses in der Land- und Stadtwirthschaft, zugleich für die Reichste und Aermste, ein so unentbehrliches, oder nicht entbehren wollendes Stück, daß mancher Taglöhner, Soldat, Landmann, Fuhrknecht ꝛc. es weniger achtet, wann er des Brods entbehren muß, als wann er nur auf einen Tag keinen Toback haben soll. Hunger, Frost, Blösse, ja alles Ungemach und Arbeit wird ihnen erträglicher, wann sie nur ihre gewöhnliche Pfeiffe dabey nicht mangeln dörfen. So allgemein und vorzüglich brauchbar ist dieses Gewächs.

Es ist daher kein Wunder, daß grosse Geld-Summen jährlich dafür ausser Land geschicket werden müssen; aber dieses ist wunderbar, daß man Geld für etwas ausgiebt, das jedermann umsonst in Menge haben könnte. Den Reichen wollen wir es zu gut halten, weil es für sie zu mühsam wäre, es auch besser ist, wann sie von ihrem Ueberfluß, die Armen etwas abverdienen lassen. Aber der arme Landmann, der Soldat im Felde ꝛc. wie

leicht

leicht könnte jener auf dem Weg nach der Stadt, und dieser auf dem Marsch sich seinen Toback selber sammeln, da es nicht einmal nöthig ist, daß nur diese Betonien-Pflanze hierzu ausgewählt werde, sondern viele andere noch, all obgenannten Dienst eben sowohl verrichten können.

§. 23.

Tormentilla, *Tormentill*, Rothwurz, Ruhrwurz, Heilwurz, ist ein geringscheinendes kaum Spannenhohes Pflänzlein mit gelben Blümlein, zartem Stengel, und vielen ganz genau von unten bis an Gipfel diesen umgebenden hellgrünen Blättlein.

Der Stengel desselben wächst mehrentheils ganz gerad in die Höhe, bisweilen aber ist er hin und wieder gekrümmet, und gewöhnlich mit etlich weit voneinander stehenden Seiten-Aesten versehen, welche zum öftern schon unten bey der Wurzel entspringen. Die Blättlein stehen wechselsweise daran, und ein jedes derselben bestehet aus sieben Abtheilungen, wovon aber die zwey hinterste, welche dem Stengel am nächsten sind, ganz unscheinbar und klein bleiben. Jede Abtheilung ist übrigens vornen zugespitzt, und bis zur Hälfte von da am Rand tief gekerbt. Die Blümlein stehen einzeln auf schwachen besondern ganz blossen Stielen, die eines Finger-Glaichs lang sind. Sie sehen den Blümlein des Fünffinger-

Krauts,

Krauts, so, wie auch die grüne Blättlein, fast vollkommen gleich, haben aber nur vier gelbe Blättlein und einen achtmal getheilten Kelch, auf welchem sechs bis acht kleine Saamen-Körnlein ihre Reife erlangen. An den Stengeln findet man bisweilen Galläpfelartige Schwämmlein, in welchen wie in diesen kleine Würmlein sich aufhalten.

Das merkwürdigste aber und zugleich nützlichste an der ganzen Pflanze ist gleichwohl die Wurzel: dann diese ist dasjenige, aber auch sehr wichtige Stück, daß davon sowohl in der Haushaltung als Arzney Dienste leistet, und von der Bildung und Wachsthums-Art der meisten andern sehr weit abgehet. Sie ist viel grösser, als zu einem so kleinen Pflänzlein erforderlich zu seyn scheinet; erstrecket sich aber nicht in die Länge, sondern ist nur sehr kurz, aber dabey eines Daumens dick, voller Knoten, hart, auswendig braun, inwendig mit einem blutrothen Saft angefüllet, und stehet nicht senkrecht, sondern schief und horizontal im Boden.

§. 24.

Schon aus dieser Beschaffenheit der Wurzel ersiehet man leicht, daß diese Pflanze perennirend sey. Sie wächset auf freyen Grasreichen Hügeln eben sowohl als in Wäldern, wird aber daselbst noch schwächer und zärter, doch liebt sie am meisten die Birkenwälder, und wird daher auch an einigen

Orten

Orten Birckwurz genannt. Weil sie mehr als vier und blosse Saamen-Körner träget, so gehöret sie zu der fünfzehenden Classe (herbæ semine nudo polyspermæ.)

Sonsten giebt es der Gattungen hievon nicht viel, auch ist ihre Abweichung voneinander nicht sonderlich merklich; wenigstens wächset in ganz Deutschland sonsten keine, als diese allgemeine: dann die grössere Gattung, welche man auf den Alpen antrift, hat fünf Blumenblättlein, und ist daher mit mehrerm Recht dem Fünffingerkraut-Geschlecht beyzuzählen. Hingegen findet sich doch an einigen Orten in Engelland eine Gattung mit kriechender Wurzel, und in den nordlichen Provinzen Europå, als Schweden, Norwegen 2c. hat sie gewöhnlich tiefer und zärter eingeschnittene Blätter.

§. 25.

Zum Nutzen der Menschen ist bisher nur die Wurzel für tauglich gehalten worden, es sey dann, daß jemand dem Glauben beylegen wolle, was man bey dem Salmuth und Zeiler liest, und also das Kraut für das Fieber in den Schuhen zu tragen für nützlich halte. Sie, die Wurzel, ist aber hingegen, besonders in der Arzney-Kunst, um so viel brauchbarer, und ihr Dienst um so viel gewisser, obschon die Haushaltung auch nicht leer dabey ausgehet: dann hier hat man nicht nöthig, wie bey dem vorhergehenden Betonien-Kraut, nur

zu muthmassen, oder aus ihrem innern Gehalt erst selbst auszufinden oder zu urtheilen, worzu sie tauglich seyn möchte. Die Erfahrung hat schon viele tausendmal bestätiget, daß sie unter die gewisseste und vornehmste Blutstillende Mittel gehöre. Der rothe Saft, den sie bey sich führet, ist, nach Gewohnheit der meisten roth gefärbten Stücke aus dem Gewächsreich, sauranziehender Art, und die reichlich beygemischte erdene Theile vermehren diese Eigenschaft noch mehrers. Riedlin hat sie daher mit allem Recht in allen Krankheiten für tauglich gepriesen, wo etwas anziehendes erfordert wird, und Ludovici zur Blutstillung allein, ohne etwas mehrers nöthig zu haben, für hinlänglich gehalten; auch sollen in Dännemarck selbst die Bauren, nach dem Bericht Bartholini in Medic. Danor. domest. Dissertat. I. p. 31. die wassersüchtige Geschwulsten damit austrocknen. Sie wird deswegen mit gutem Grund in allen übermässigen Blutflüssen auch als eine Magenstärckung, oder in allen Fällen, wo die Schlappheit der Fasern eine Stärckung erfordert, besonders aber und vorzüglich in der Ruhr und andern Arten von Bauchflüssen, mit dem gewissesten Erfolg der Besserung gebrauchet. Von der Unfehlbarkeit dieser Würckung rühret selbst der deutsche Name, Ruhrwurz, und der lateinische, Tormentilla, her; und viele geschickte Aerzte haben oft ganz allein hiemit

diese

diese Kranckheit glücklich und bald geheilet. Hier ist gewiß die Frage nicht ungeschickt: Auf was Weise diese anhaltende Würckung entstehe? Die Ruhr und Bauchflüsse können nicht aus einer Schlapp- oder Schwachheit der Därme entstehen, und mithin kann diese Wurzel, durch ihre anziehend stärckende Kraft, dieselbe nicht hervor bringen; dann es ist bekannt genug, daß 1.) diejenige Personen, welche die schwächste Gedärme haben, auch der Leibsverstopfung am meisten unterworfen sind. 2.) Die öftere Leibsöfnung durch die vermehrte wurmähnliche Bewegung der Därme, per motum intestinorum peristalticum auctum, entstehen müsse, weil der Unflat, da diese nicht geradenwegs unter sich fortlaufen, sondern hundert Krümmungen zur Seite und wohl gar über sich machen, bey Entstehung des Gegentheils ganz gewis eher stocken würde. 3.) Die laxierende Arzneyen nur deswegen öftere Sedes erregen, weil sie durch ihr scharfes Wesen die Därme reitzen, und mithin diese Bewegung vermehren. 4.) Selbsten die meiste Bauchflüsse aus einer Versammlung scharfer Feuchtigkeit und daher rührender Vermehrung des Reiz und der druckend elastischen Kraft (tonus) entstehen, und mithin durch die sogenannte anhaltende Arzneyen, in sofern sie als stärkende oder zusammen ziehende betrachtet werden (per medicamenta tonica) das Uebel eher

vermehrt werden müßte. Da aber diesem die Erfahrung widerspricht, so lässet sich mit Wahrscheinlichkeit muthmassen, daß dergleichen Arzneyen noch eine andere Eigenschaft besitzen, oder auf eine andere Art diesen Dienst verrichten. Sind es die viele erdene Theile, welche das scharfe Wesen, so den vermehrten Reiz hervor gebracht hat, in sich schlucken, brechen, und mithin, da sie die Ursache wegnehmen, auch die Kranckheit heben? oder ist etwas dem Opium ähnliches darinnen enthalten, welches, ohne auf die Materie selbst zu würken, nur der allzustark anspannenden und forttreibenden Kraft steuret? Wir wollen es nicht erörtern. Doch, wann das erste gewiß wäre, so hätte Paul. Hermannus nicht unrecht, wann er diese unsere Tormentill-Wurz, als ein Specificum in Pocken nnd Masern mit Bauchfluß anpreiset, welches, ausser diesem Fall, wir nachzuahmen sonsten niemand anrathen wollten.

§. 26.

Auch erstrecket sich der Nutzen dieser Wurzeln nicht nur auf den innerlichen Gebrauch, sondern er ist äusserlich augenscheinlich zu spühren. Vor wackelnde Zähne, allzu lockeres oder schwammichtes Zahnfleisch, desgleichen für die wütende Zahnschmerzen, lässet sich daraus ein herrliches Gurgelwasser bereiten, und Vesalius hat ein dergleichen

chen Decoctum zu alten bösartigen Geschwüren mit dem besten Erfolg gebrauchet.

Gleichergestalt erhält auch die Hauswirthschaft einen Antheil davon: dann diese Wurzeln werden an theils Orten, wo sie im Ueberfluß wachsen, und die Eichenrinden rar sind, zum Leder bereiten angewandt, und Petrus Claudius, in seiner Beschreibung von Norwegen, bezeuget über dieses, daß die dasige Landeseinwohner auch die Schweine damit mästen, und deswegen ihre Knechte gehalten seyen, täglich eine halbe Tonne auszugraben, und nach Hause zu schaffen.

§. 27.

Die Art des Gebrauchs in der Arzney ist entweder als ein Pulver, oder Extract und Decoct. Das erste ist das würcksamste, sowohl innerlich genommen, als auch äusserlich zu einer Blutstillung. Das Extract stehet diesem nach, hält sich aber länger, ohne zu verderben, wird aus dem eingekochten Decoct bereitet, und würcket in kleinerer Dosi, ist mithin für diejenige gut, die nicht gern viel Arzney nehmen mögen noch können. Das letzte ist das lieblichste: dann es hat einen Rosen-Geruch, ist aber in seiner Würckung schwächer als die beyde vorhergehende, und daher wohlgethan, wann etwas Essig oder andere Säure damit vermischet wird, wo es zum Gurgeln für wackelnde Zähne oder derselben Schmerzen gebrauchet wer-

den will. Sonsten hat noch Gesnerus diese Wurzeln zum Gebrauch statt der ausländischen rothen Beenwurzel der Alten vorgeschlagen; Tabernemontanus aber aus eigener Erfahrung versichert, daß sie zum Schwitzen, und die überflüssige Feuchtigkeiten aus den Gliedern zu treiben, kräftiger seyen, als die ausländische Chinawurzel.

§. 28.

Lithospermum, *Milium solis*; deutsch, Steinhirß, Meerhirß, Perlenhirß, Stein-Saamen; französisch, *Gremil, herbe aux perles*, ist eine Pflanze, welche zu denen Zeiten, als man noch gewohnet war, die Würckungen der Gewächse nach derselben Gestalt oder andern äusserlichen Eigenschaften zu bestimmen, in gutem Ruf gestanden, und mithin denen Alten, besonders dem Dioscoridi, sehr wohl bekannt gewesen, in neuern Zeiten aber, bey gröstentheils abgelegten Vorurtheilen und angestellten eigenen Versuchen, ihren Werth meistens verlohren hat.

Sie gehöret zur dreyzehenden Classe oder unter die rauhblätterige Pflanzen, (herbæ asperifoliæ) ist perennirend, dauerhaft, und rauh im Anfühlen.

Ihr meistentheils zwey Schuhlanger Stengel ist von unten bis oben reichlich mit ganz schmalen, dunckel oder schwärzlich grünen, vornen scharf zugespitzten Blättlein besetzet, und treibet sehr viele Nebenzweige. Die Stellung der Blättlein ist

wechsels-

wechselsweise, alternatim, und an Länge nehmen sie ab, je näher es dem Gipfel zugehet. Hingegen ist von da an, ungefehr einer Spannen Länge unterwärts, ein jedes derselben mit einem einigen gelblicht-weissen, kleinen Blümlein gezieret. Diese wachsen also nur einzeln aus den Winckeln der Blättlein auf ganz kurzen eigenen Stielen, und langen, in fünf schmale Blättlein gespaltenen Kelchen. Sie stehen derowegen ganz nahe am Stengel, und besetzen gleichsam auf allen Seiten fast die ganze obere Hälfte desselben und der Zweige; sind aus einem Stück gebildet, welches unten eng, und oben in fünf Blättlein gespalten und erweitert ist. Die fünf Abtheilungen aber des Kelchs nehmen an Länge zu, je näher jene zu ihrem Ende, dem Abfallen kommen, bis die nachfolgende Saamen, denen sie zur Beschirmung dienen, ihre rechte Reife erlanget haben.

Diese zieren sodann erst die ganze Pflanze am allermeisten: dann sie gleichen den kostbaren lieblichen Perlen fast vollkommen. Sie glänzen vortreflich, weil ihre Politur, ohne Künstlers Hand, doch feiner ist, als die Kunst jemals hervorgebracht hat; sind an Farbe weiß und steinhart, wie diese, die Perlen, nur allein ist die Gestalt in etwas anders beschaffen, nicht regelmäßig rund, sondern oval, und an einem Ende etwas spitziger als an dem andern, übrigens aber fast wie der Hirß-

Saame. Es rühret deswegen auch sowohl der griechische Name, Lithospermum, und der lateinische, Milium solis, als auch der französische und die deutsche, herbe aux perles, Stein-Saamen, Meerhirß, Perlenhirß, ganz allein von diesen äusserlichen Eigenschaften des Saamens her.

Also bringet die wunderbare Natur nicht nur im Thier- sondern auch im Pflanzenreiche Perlen hervor. Diese werden zwar wenig geachtet. Aber warum? Sind vielleicht ihre Eigenschaften geringer? sind sie nicht so schön? Mit nichten, sondern deßwegen, weil sie leicht ohne Mühe in Menge zu haben sind, und mithin wenig oder nichts kosten. Das kostbarste ist nur sehr selten das beste; gleichwohl ist der Mensch so geartet, daß er das seltene, das, was viel kostet, das grosse Mühe zu erlangen erfordert, höher schätzet, als das wohlfeile, leicht zu habende, obschon dieses oft viel mehrere Dienste leistet, und mithin viel edler ist als jenes.

Kostbarkeit ist also gröstentheils eine willkührliche Eigenschaft, die nicht in der Sache selbst, sondern nur in der Einbildung der Menschen zu suchen ist, weil sie einem jeden Ding beygeleget wird, das mit Mühe entweder aus entfernten Ländern geholet wird, oder die Natur nur selten hervorbringt; ohne die geringste Absicht auf ihren innern Gehalt und den Nutzen desselben zu haben: dann, wo dieses in Betracht käme, so wurde gewiß das Eisen

und

und der Magnet weit kostbarer als Gold und edle Steine heissen müssen, und diesen weit vorzuziehen seyn; als von welchen hinlänglich bekannt, daß ihr Nutzen ungleich grösser ist, als dieser, und ihre Ermanglung uns unzählich vieler Bequemlichkeiten berauben würde, statt, daß man diese, die kostbare Edelgesteine und das Gold ganz wohl entbehren könnte.

§. 29.

Weder in der Haushaltung noch Arzney leistet diese Pflanze etwas nützliches von Wichtigkeit; dem den Perlen ähnlichen Saamen ist zwar, wie oben erinnert worden, schon von den Alten die Kraft beygeleget worden, die im menschlichen Cörper erzeugte Steine zu zermalmen und abzuführen; aber es hat dieses die Erfahrung eben so wenig von diesen vegetabilischen Perlen bestättiget, als die ehemalen berufene herzstärckende Eigenschaft der bekannten mineralischen Muschel-Perlen auf einige Weise, es sey dann, an dem schönen Schwanen-Hals eines jungen Frauenzimmers, sich in unsern Zeiten wahrnehmen lassen. Wer auch die Art, wie und wo der Stein erzeuget wird; was er ist, und mithin zu seiner Auflösung erfordere, nur obenhin betrachtet, der wird leicht einsehen, daß ein Wesen, welches, wie dieser Saame, weder Geruch noch Geschmack hat, fast lauter Erde ist, mithin von den Säften des Magens und der

Därme nicht aufgelöset wird, geschickter sey, eine Grundlage der Steine zu werden, als die vorhandene zu zertheilen. Hingegen hat unser seel. Herr Antecessor, D. Balthasar Ehrhardt, doch die Harntreibende Kraft dieses Saamens, welche von vielen, besonders von Chomel und Paul. Hermann angepriesen worden, in der Erfahrung bestätiget gesehen, als er, wie in dem von ihm verfertigten Anhang zu Loniceri Kräuterbuch mit mehrerm zu ersehen ist, dieselbe mit Wein zu einem Muß oder Brey kochen, und bey etlich Tag verhaltenem Urin eines Alten, warm über die Blase schlagen lassen. Es bleibet uns aber bey dieser Erfahrung um so mehr der billige Zweifel übrig, ob nicht vielmehr der Wärme und dem Wein, wo nicht gar einem Ungefehr, diese darauf erfolgte Würckung zugeschrieben werden müsse, da der Herr Bekanntmacher ausdrücklich dabey meldet, daß die Ursache der Urinverstopfung nicht in der Blase, sondern in den Nieren gewesen sey, als welches er sowohl durch den Catheter, als Mangel der Geschwulst in regione Vesicæ, in der Gegend der Blase, erfahren habe.

Da indessen gleichwohl gewiß ist, daß das Wesen dieses Saamens, weil er, wie Grew bezeuget, mit dem Sauren sich erhitzt, erdig laugenhaft, und mithin geschickt sey, die allzuviele Säure, der Verdickung der Säfte unsers Leibes und

daraus folgenden Urinverhaltung nächste Ursach, zu brechen und zu zertheilen; oder wo dieses Uebel von einer Schlappheit der Urin Gänge herrühret, durch Anziehung derselben, mittelst der erdenen Theile demselben zu steuren, so lässet sich, wann anderst der Durchgang durch die Haarzarte Milch-Gefäßlein, Vasa lactea, dieser unauflösbaren erdenen Stäublein gewiß geschiehet, und niemand denselben, wie wir kaum hoffen können, anzufechten verlangt, diese Harntreibende Kraft bey dem innerlichen Gebrauch noch wohl erklären und einsehen; doch auch hieselbst, wie schon Paul. Hermann dafür gehalten, in keiner grössern Maasse, als die Krebs-Augen und andere Erdenreiche alcalische Cörper auch zu haben pflegen; und mit nichten, wann die Urinverhaltung aus einer andern Ursache, z. Ex. von einem Krampf, Verstopfung der Urin-Gänge in den Nieren mit zähem Schleim, wie im Alter bisweilen geschiehet, oder wohl gar von Nieren- und Blasen-Stein und Geschwär in desselben Hals, in collo vesicæ, entsprungen ist.

Auf gleiche Weise, als ein zertheilend und anhaltend Mittel, lässet sich ferner die Kraft dieses Saamens wider alltägige Fieber und den Saamenfluß, welche ihm von einigen beygemessen wird, noch wohl begreifen: da hingegen diejenige, so er die Geburten zu befördern haben soll, uns um so viel ungewisser scheinet, obschon Freytag sie aus eigener

Erfahrung beweisen will, weil wir überhaupt, und gewiß nicht ohne Grund, ausser kräftigen Fleisch-Wein- und Zitronen-Brühen, von allen Arzneyen, die hierzu in den Arzneybüchern insgemein für tauglich beschrieben werden, sehr wenig halten.

§. 30.

Noch müssen wir anzeigen, daß auch die Haushaltung diesen Saamen zu nutzen wisse. Er ist zur Nahrung tauglich; wird zu diesem Ende wie Hirs oder Reis mit Milch oder Fleischbrühe gekocht, und gehöret mithin um so mehr zu der Zahl der wildwachsenden Kräuter, die in Hungers-Noth zu brauchen wären, da es nicht unwahrscheinlich ist, daß auch Mehl daraus gemahlen, und Kuchen oder Brod davon gebachen werden könnte.

Es erstecket sich also der Nutzen dieser Pflanze ganz allein auf dessen Saamen. Dieser ist daher auch ganz allein in denen Apothecken zu finden. Indessen sollen doch die grüne Blättlein, ob sie schon im Kauen keinen weitern als den allgemeinen Kräuter-Geschmack haben, gleichwohl, nach Paul Hermanni Bericht, einen starken laugenhaft-flüchtigen oder sogenannten urinosen Geist enthalten, welcher, mittelst der Chemischen Auflösung, zum Vorschein komme. Wir wollen der Erfahrung dieses Grunderfahrnen Chemici und Pflan-

zen-

zen-Zergliederers, weil es unbillig wäre, auch nur ein Mistrauen darein zu setzen, nicht widersprechen, ob wir gleich schon im fünften Theil dieser Pflanzen-Historie bekennen mußten, daß es uns sauer werde, diesem flüchtigen Geist ein so reichliches Quartier in dem Pflanzenreich zuzugestehen. Indessen hoffen wir doch, nicht ohne Beyfall zu bleiben, wann wir behaupten, daß, so auch die Kunst, worzu der berühmte Wedel den Weg deutlich gewiesen, einen dergleichen Geist aus den Vegetabilien herfür zu bringen vermag, solcher als erst erschaffen, das ist, aus den Trümmern des zerstöhrten Cörpers neu zusammen gefüget, anzusehen sey, und mithin zwar dergleichen Pflanzen die Bau-Materialien hierzu, mit nichten aber den Bau, das ist, den Geist schon selbst enthalten; sie deßwegen auch die diesem Geist eigene Kraft um so weniger in dem Leib des Menschen, wann etwas davon, es sey in Substanz oder Auszugsweise als ein Thee, destillirtes Wasser ꝛc. genommen wird, ausüben können, da gewiß ist, daß daselbst keine so grosse Hitze vorhanden, als erforderlich ist, derselben Bestandtheile vollkommen voneinander zu trennen, noch auch die gehörige Werckzeuge, das Zertrennte voneinander zu sondern, und wie es das Wesen eines solchen Geists erfordert, nur diejenige wieder zu verbinden, die ihm eigen und zu seiner Entstehung nöthig sind. Doch sind wir

gar

gar nicht in Abrede, daß es auch einige Pflanzen geben könne, wie z. Ex. die Holderblüthen sind, in welchen etwas von diesem Geist nach allen seinen Theilen und Eigenschaften schon würklich enthalten ist. Er verräth sich aber auch gleich in diesen, theils durch den Geruch, theils durch die wenige Mühe, welche man anzuwenden hat, ihn abzusondern, oder daß man die ganze Pflanze zu zertrümmern dabey nicht bedarf, theils aber auch aus der ähnlichen Würkung, welche dergleichen Pflanzen ausüben.

§. 31.

Ein ganz neues Pflanzen-Geschlecht, dergleichen auf unsern bisherigen Spaziergängen uns noch nicht begegnet, treffen wir jetzo an dem Weidrich oder denen Weidenröslein an. Im Lateinischen waren sie ehemalen unter dem Namen *Chamænerion* und *Lysimachia* bekannt; in neuern Zeiten aber hat der zwar nicht neue, sondern schon von Gesnero gebrauchte Name, *Epilobium*, den Vorzug erhalten.

Allhier bey diesen kann man mit mehrerm Rechte sagen, daß der Sohn vor dem Vater entstehe, filius ante patrem; ja wohl gar dieser von jenem erzeuget werde, als man sonsten von denen Pflanzen deren Blumen eher als die Blätter herfür kommen, wie z. Ex. bey der Huflattich, dem Pestilenzkraut, Farfara und Petasites, ꝛc. zu sagen gewohnet

gewohnet ist: dann hier erscheinet nicht nur das Laub, sondern, welches noch mehr, selbst der Saame und dessen Schotte eher als die Blumen, ja, diese werden auf den vordern Spitzen jener erzeugt, getragen und ernähret. Da aber auf diese Art das befruchtende Mehl der Staubfäden-Spitzen, nicht an den Ort, wo die Frucht erzeuget wird, würde gelangen können, wann jene, die Staubfäden, die gewöhnliche Lage und aufrechte Stellung, zwischen den Blumenblättlein im Mittel-Punct behielten; so hat der künstliche Schöpfer der Natur auch hiefür gesorget, und mit Veränderung der allgemeinen Regul, diese Staubfäden also gebildet und gesetzet, daß sie alle schief auf eine Seite hinstehen, ihre Spitzen durch einen besondern Ritz der Blumenblättlein strecken, und also dadurch eine bequeme Lage erhalten, ihren Staub auf das unter der Blume sich befindende weibliche Erzeugungs-Glied, auf die zarte Schotte, fallen zu lassen.

Es ist gewiß, man kann ohne innerlichen Schauer und Furcht für der Majestät GOttes, eine so tausendfältig-künstliche Veränderung nicht anschauen; es sey dann, man habe sich angewöhnet, dummer als ein Vieh zu leben, oder wolle mit Fleiß alles das, ohne einiges Nachdencken darüber bey sich Platz finden zu lassen, mit offenen Augen und doch blindlings vermeiden, was den grossen Meister der Natur kennen zu lernen, von

ihm

ihm selbst für das beste Mittel gehalten, und darzu gesetzet worden ist.

§. 32.

Es erwachsen aber die meiste Arten von diesem besondern Pflanzen-Geschlecht viel lieber und häufiger an den Ufern der stehenden Wasser, kleinen Flüsse oder andern feuchten Orten, als in den Wäldern. Doch, weil daselbst, besonders an den Rändern, auch nicht selten feuchte Stellen anzutreffen sind, so ist es nichts seltenes, sie, wie wir gegenwärtig ein Beyspiel haben, auch hier zu finden. Die zwey schönste Gattungen, wovon die eine von Tournefort, Chamænerium angustifolium alpinum, und vom Herrn von Haller Epilobium spicatum foliis integerrimis linearibus fasciculatis, die andere aber von jenem, Chamænerium latifolium vulgare, und von diesem, Epilobium spicatum flore difformi, genennet wird, sind einander fast vollkommen gleich, und nur in den Blättlein in etwas voneinander unterschieden: dann diese hat ziemlich lange, dem Weiden-Laub ähnliche, glatte, am Rand vollkommen ganze, oben scharf zugespitzte, gepaarte, einfachstehende Blätter, wie solches aus den kleinen lebendigen Kräuterbüchern, welche expresse zum Gebrauch dieser Pflanzen Historie von der geschickten und fleissigen Frau Wittib des seel. Urhebers derselben, noch jetzo um einen geringen Preis verfertiget

fertiget werden, mit mehrerm zu ersehen ist. Jene hingegen bekommt schmählere, etwas kürzere, dem Rosmarin gleichende Blättlein, und derselben stehen jederzeit ein Büschelein beysammen; der Stengel selbst aber erhält viel mehrere Zweige, statt, daß bey der ersten Art derselbe entweder gar keine, oder doch nur sehr wenige hat. Uebrigens entstehen sie aus einer weissen, schlanken, in die Fläche weit um sich kriechenden Wurzel, mit einem aufrechten, starcken, glatten, weichen, zwey bis drey Schuh langen, und mit obgedachten Blättlein reichlich besetzten Stengel. An dem Gipfel dieses stehen zahlreiche purpur- oder violet- rothe Blumen, in einer spitzzugehenden oder Aehrformigen Fingerslangen Reihe, flores spicatim digesti, auf allen Seiten alle beysammen. Sie gleichen an Grösse den Blumen der Levcojen, sind aber nicht so weit geöfnet, sitzen an den Gipfeln sehr schmaler, weich anzufühlender, viereckichter Schöttlein, dergestalt, daß diese sich hier als wahrhafte Blumenstiele verhalten; haben vier Blättlein und einen eben so oft getheilten Kelch, welcher so wohl als die Stiele oder Schöttlein, hell purpur, und also fast eben die Farbe der Blumenblättlein selbst haben. Manchmal ist beydes, besonders die Schöttlein ganz weiß, als wären sie mit Wolle überzogen; in einigen nur die einwärts stehende Seite, wann hingegen die andere, gegen der Sonne

auswärts,

auswärts, röthlich bleibet. Auch ist die Stellung der vier Blumenblättlein nicht vollkommen gleich: dann die zwey unterste schliessen nicht gänzlich zusammen, sondern lassen einen mercklichen Spalt, durch welchen der Stempfel mit den Staubfäden, wie schon oben gesaget worden, heraus und unterwärts raget. Diese Blumen fangen von unten des Stengels an zu blühen, hangen oder neigen sich größtentheils unterwärts, doch findet es sich auch bisweilen, daß sie alle über sich gerichtet stehen. Sie fallen endlich mit samt dem Kelch gänzlich ab, wann der Saame in den Schöttlein, worauf sie sitzen, anfangt zu reifen, und diese an Dicke etwas zunehmen. Die Schöttlein hingegen selbst springen bald hernach auf, spalten in vier Theile oder Ecken, woraus sie zusammen gefügt sind, und lassen eine vierfache Reihe sehr kleiner, länglicht und schwärzlicher Saamen-Körnlein sehen, welche an subtilen, aber langen Wollhaaren hangen.

§. 33.

Unser Rajus hat sie dieser Bildung zufolge in die zwanzigste Classe, oder unter die Pflanzen mit vier Blumenblättlein und Saamen-Schotten, gesetzet: weil sie aber gleichwohl manch besonders haben, welches mit den übrigen dieser Classe nicht überein kommt: so hat er eine eigene Ordnung, unter dem Namen, herbæ tetrapetalæ siliquosæ anomalæ, für alle dergleichen bestimmet.

Es giebt der Arten dieses Pflanzen-Geschlechts noch mehrere; es hat aber keine ihre Blumen alle oben so beysammen wie diese. Von andern mit ihr dem Namen nach verwandten Pflanzen, als der Lysimachia lutea, purpurea spicata, lutea Virginiana, ist diese noch leichter zu erkennen, und zu unterscheiden: dann die erste hat gelbe Blumen mit fünf unten zusammen hangenden Blättlein, und keine Schotten, sondern runde Saamenbehältnisse. Die andere, insgemein Salicaria genannt, hat zwar auch purpurfarbene und oben an einem Spitz zugehenden Strauß beysammen stehende Blumen, sie sind aber viel kleiner, haben sechs Blättlein, und ihr Saame ist ebenfalls nicht in Schotten, sondern in runden Capseln eingeschlossen. Die dritte hingegen, welche vom Tournefort, Onagra, genannt worden, hat zwar Schotten, und Blumen mit vier Blättlein, wie unsere Pflanze; diese sind aber viel grösser, und gelb an Farb, und jene sind viel kleiner und dicker, auch ist der darinnen enthaltene Saamen mit Wollhaaren nicht versehen; wie dann auch endlich die grüne Blätter des Stengels nicht so lang, und dagegen viel breiter sind.

§. 34.

Uebrigens ist unsere Chamænerium eine perennirende Pflanze, aber weder in der Haushaltung noch Arzney von einigem Nutzen, wenigstens

ist keiner davon bekannt, als was der seiner weiten Reisen in die nördliche Länder Asiens, und der schönen Pflanzenbeschreibung Siribiens wegen, genugsam berühmte ehemalige Professor der Chemie und Botanick auf der hohen Schul zu Tübingen, Herr Johann Georg Gmelin, von einer besondern schmalblätterigen Art meldet, daß sie unter der Erde viele Stengel ein bis zwey Fuß lang treibe, welche den Spargen gleichen, und wovon das Marck in Kamschadka unter die Leckerbissen gezählet werde. Doch, da diese Art nicht bey uns wächset, so kann sie in so lang, bis sie einheimisch worden, der Haushaltung auch nicht mehrere Dienste leisten, als in der Arzney dasjenige, was Dioscorides von den Wurzeln der Arten unsers Europäischen Welttheils anrühmet, daß die wilde Thiere dadurch zahm werden, wann sie von dem Wasser trincken, worein sie geweichet worden: dann daß dieses letzte einer Fabel ähnlicher, als der Wahrheit siehet, wird niemand leicht bestreiten. Wann es aber auch Wahrheit wäre, so ist es doch von keiner Wichtigkeit, es sey dann, daß man Hofnung haben könnte, bey den wilden Menschen eben dergleichen Würkung dardurch zu erhalten. Indessen haben doch die frische Blätter einen etwas anziehend-klebrigen Geschmack, und die gedörrte Wurzeln sollen wie Wein riechen. Jene könnten daher füglich in Ermanglung andere-

rer

rer als ein Wundkraut, oder, wo etwas zu trocknen, zu reinigen, oder zu heilen ist, gebrauchet werden.

§. 35.

Gleichwohl haben wir nicht Ursache, uns über Mangel nutzbarer Pflanzen zu beschweren, ob schon die nungedachte Beer ausgehet: dann die jetztfolgende ersetzet dieses doppelt wieder. Die kurtzvorhergegangene Betonica und diese Veronica sind allen Badern eben so bekannt, als sie von ihnen häufig, aber selten eine ohne die andere, sondern jederzeit beyde zugleich, vielleicht nur, weil sie sich reimen, in Gebrauch gezogen werden.

Ihr gewöhnlicher deutscher Name ist, Ehrenpreiß, und der französische, *Verorique.* Jener hat seinen Ursprung von den vielen Arkneykräften dieser Pflanze, weßwegen sie auch sogar von einigen, Heil aller Welt und Schäden, genannt wird. Dieser aber soll, nebst dem lateinischen, von einer Prinzessin dieses Namens abstammen, weil sie dieselbe zuerst erfunden hat.

Sie ist klein, ja fast die allerkleineste ihres weitläufen Geschlechts; treibet aus einer Wurzel etlich schlanck auf dem Boden kriechende Zweiglein, welche mit paarweis stehenden, dunkel-grünen, oval runden Blättlein, reichlich von unten bis zu oberst besetzet, mit zarten Härlein sowohl als die Stengel selbst allenthalben überzogen, und

daher rauh anzufühlen sind. Der Rand an den Blättlein ist subtil gekerbt, und an Grösse gleichen sie den Blättlein der kleinen Maßlieben, Bellis minor, nur, daß sie etwas runder, als diese, doch nicht so rund, als wie die des Pfennings-Kraut, Numularia, sind.

Die Blümlein stehen an eigenen blossen, fast Fingerslangen, aufrechten Stielen, welche zwischen den Winkeln der Blätter entspringen, zu oberst beysammen, dergestalt, daß sie am Gipfel einen stumpfen Spitz bilden, und dahero, besonders ehe sich alle geöfnet haben, fast Aehreformig scheinen. Aus jedem Zweiglein entspringen selten mehr als zwey, am gewöhnlichsten nur ein dergleichen Blumen-Stiel; hingegen enthält ein jeder über ein dutzend Blümlein. Diese übertreffen an Grösse die Blümlein der Hünerdärm, Alsine, nicht; sind blaßblau an Farbe, weit geöfnet, oder fast ganz flach; Haben vier Blättlein, welche aber am Grund zusammen gewachsen sind, und mithin nur ein Stück ausmachen. Eben so viel Spalten haben auch die Kelch, welche nach Abfallung jener, bis zur Reifung des Saamens stehen bleiben. Gleichwohl hat dieser noch sein besonderes eigenes Gehäuse (capsula seminalis) in welches er eingeschlossen ist; es ist herzformig, flach, und in die Queer in zwey Kammern getheilet, und also fast wie das Gehäuse des Töschelkrauts, Bursa pastoris, oder einiger Arten des

Thlaspi,

Thlaspi, gebildet. Diese verlieren aber ihre Kelche zugleich mit den Blumen, so, daß die Saamen-Capseln ganz bloß bleiben. Unsere Veronica ist daher darinnen von ihnen unterschieden, daß ihr Saame nicht nur von dem eigenen Gehäuse, sondern zu desto besserer Bewahrung, auch noch von dem stehenbleibenden Kelch beschützet wird.

Was mag aber wohl die Absicht des Schöpfers hiebey seyn, daß er den Saamen dieser und dergleichen Pflanzen besser verwahren wollen? Es ist und bleibet doch gewiß, daß auch der geringste Umstand nicht umsonst erschaffen sey. Sind vielleicht dieserley Pflanzen und ihre Erhaltung uns nothwendiger als die andern, und lässet sich also ihre grössere Nutzbarkeit auch hieraus abnehmen und beweisen? oder sind die Saamen derselben nicht so dauerhaft; haben sie also, um die rechte Reife zu erlangen, deßwegen dergleichen Schirm nöthig? Ist es mit dem Freygeist ein Ungefehr? das sey ferne.

§. 36.

Unser Ehrenpreiß gehöret nicht nur unter die Zahl der allgemeinen Pflanzen Deutschlands: dann sie wächset in allen Provinzen desselben sehr häufig; sondern ist fast in ganz Europa nicht selten; besonders sind die Kayserlich-Königlich-Erzherzoglich-Oesterreichische Erblande reichlich damit verse-

hen. Und doch lässet sich mit Gewißheit nicht behaupten, daß sie den Alten bekannt gewesen sey.

Ihr Geschlecht ist ziemlich weitläuf, und die Arten, so darunter gerechnet werden, sind bisweilen sehr starck unterschieden: dann, da giebt es einige, die glatte, saftvolle, ungekerbte; andere, dürre, rauhe, mehr oder weniger gesägte; einige runde; andere lang und spitzige Blätter haben. Bey manchen stehen die Blümlein einzeln zwischen den Blättlein; andere tragen sie alle an besondern aus den Winckeln der Blättlein herfürwachsenden blossen Stielen beysammen. Bey noch andern, und zwar den schönsten Gattungen, sind die Blumen an dergleichen eigenen, aber nicht zwischen den Blättlein, sondern am Gipfel der Zweige und Stengel aufrecht entspringenden Stielen in Pyramiden- oder Aehre-Gestalt gesammelt. Doch ist ausser der Beccabunga, Bachbohne, welche auch hierunter gehöret, sonsten keine, weder in der Arzney noch Haushaltung bekannt, oder von einigem Nutzen, als die oben beschriebene allgemeinste, welche auch von den übrigen allen leicht daran unterschieden werden kann, daß ihre Zweige auf dem Boden kriechen, und deßwegen nicht selten, sondern fast gewöhnlich aus den Knoten neue Wurzeln entspringen, wordurch sie nicht nur das Vermögen erhält, sich sehr schnell und starck zu vermehren, sondern auch zu perenniren. Uebrigens

gens aber ist ihr Wachsthum an trockenen sandigen Stellen frisch umgehauener Wälder am reichlichsten, und die Zeit der Einsammlung kurz vor dem Blühen die beste.

§. 37.

So berühmt die Betonica zu den Zeiten der Alten war, und so wenig das meiste davon in neuern Zeiten mit der Erfahrung davon übereinmend gefunden worden; so wenig wußte man hingegen ehemalen von diesem ihrem Geschwister, unserer Veronica; aber so vortreflich hat sie sich gleichwohl in vielerley Gebrechen erst in neuern Zeiten, nach dem Zeugnisse der erfahrensten Aerzte, erwiesen. Diese verdienet also um so mehr den Vorzug vor jener, da bekanntermassen die Erfahrungen der neuern Zeiten von ungleich grösserm Gewicht und Gewißheit sind, als diejenige der Alten.

Sie ist bitter und anziehend am Geschmack, dergestalt, daß ein davon bereitetes Decoct den aufgelösten Vitriol eben sowohl schwarz färbet, oder in Dinte verkehrt, als ein gleiches schon der erfahrne Pechlinus, und nach ihm viel andere mehr, von dem Chinesischen Thee wahrgenommen, von den Galläpfeln aber dieses jedermann bekannt ist. Da sie also so viele Gleichheit in ihrem innern Wesen mit dem ausländischen Thee der Chineser hat; so ist sich nicht zu verwundern, daß

einige haushälterische Medici sie diesem theils gleich geschätzet, theils fürgezogen, und deßwegen in eigenen Schriften ihren vielen Nutzen und rechten Gebrauch bekannt gemachet und angepriesen haben. Unter diesen verdienet Friederich Hofmann, die Zierde der Aerzte seiner Zeit; deßgleichen der ehemalen berühmte Ulmische Arzt, Joh. Franck, und ein ungenannter in Franckreich, vorzüglich bemercket zu werden: dann ersterer hat dieses in einer Probschrift, die zwey andere aber in besondern Tractätlein, wovon das letztere zu Rheims An. 1707. in französischer Sprach, die übrigen aber in lateinischer herausgekommen, mit vielem Fleiß verrichtet; so, daß man der vielen Verdienste wegen, so sie, insonderheit Franck, dieser Pflanze als Thee gebraucht, darinnen beylegen, die Chinesische Staude währender Durchlesung nothwendig vergessen muß. Wann es erlaubet ist, unsere Meynung hievon frey zu eröfnen, so zweifeln wir zwar gar nicht, obschon Nebelius in seiner herausgegebenen Streitschrift, de Plantis æstivis es nicht zugeben will, daß jener Würkung und Vermögen die Kraft dieses, wo nicht übertreffe, doch derselben gleich sey; müssen aber hingegen bekennen, daß diejenige Annehmlichkeit gänzlich fehle, die diesem so viele Liebhaber erschaffen. Wer nur einmal Ehrenpreiß-Thee getruncken, der wird ihn zwar als eine Arzney, wann er

Krauckheits-

Kranckheitswegen muß, wohl noch öfter trincken, aber gewiß in gesunden Tagen diese Delicatesse gern andern und denen überlassen, die entweder niemal einen guten Chinesischen Thee getruncken, oder dergleichen Arzney-Suppen schon gewohnet sind. Wir können dieses aus eigener Erfahrung melden: dann wir haben ehedessen des Ehrenpreiß-Thee uns selbsten fleissig bedienet. Er hat nebst der Bittere einen gar zu empfindlichen und widerlichen Kräuter-Geschmack, so, daß, wann wir ja ein innländisches Kraut zu diesem Gebrauch auswählen und anwenden wollten, wir gewiß die Blättlein der oben gedachten rothen, oder auch nur der gemeinen in Menge allenthalben wachsenden schwarzen Heidelbeere, diesem weit vorziehen würden.

§. 38.

Sonsten ist in der Haushaltung von dieser Pflanze kein mehrerer Gebrauch bekannt; hingegen aber in der Arzney derselbe dermassen berühmt und vielfältig, daß, wann alles sich wahr befindet, was nur Franck und Zorn, anderer nicht zu gedencken, hievon geschrieben und zusammen getragen haben, gewiß dieses Gewächse mit allem Recht eine Polychrest Pflanze genannt zu werden verdienet. Sie trocknet, reiniget, erwärmet, zertheilet und heilet: ist daher selbst von Hofmann und Boerhave für ein herrliches Wundkraut ge-

halten worden. Besonders wird sie in der Lungen-Schwindsucht, trockenem Husten, Keuchen oder Engbrüstigkeit, zehrenden Fiebern, Verstopfungen der Drüsen, der Leber, und überhaupt aller Eingeweide ꝛc. für höchst tauglich gepriesen. Sie soll das Eiter, sowohl von dem Ort des Geschwärs, als das ins Geblüt sich ergossene abführen, die hohle Stelle trocknen, reinigen und heilen, und die mit zähem Schleim verstopfte Gefäßlein der Drüsen eröfnen. Deßgleichen soll sie in der englischen Kranckheit, Rachitis, Zahn- oder Mundfäule, Thränenfistel, wie Monſ. St. Jves bezeuget, wie auch in Rheumatischen Zufällen, ja selbst im Podagra sehr heilsam sich erweisen. Auch ist sogar die Wassersucht nicht sicher für ihrer Kraft: dann Borell bezeuget, daß sie dadurch gehoben worden sey. Alles dieses wird mehrentheils verrichtet, mittelst eines aus den Blättern bereiteten Decocts oder Thee; jedoch hat Boerhave wider das Podagra auch den Saft täglich zu vier Loth gebraucht, und in wohleingerichten Apothecken findet man noch eine aus den frischen Blättlein mit Zucker zugerichte Conserv, welche füglich und mit besserm Nutzen, als der ohnehin aus der Mode gekommene Sirup, in Gebrauch gezogen werden könnte. Deßgleichen wird ein Wasser, theils mit, theils ohne Wein davon destillirt, wovon das erste Juncker, nach dem Beyspiel seines

Lehrmeisters,

Lehrmeisters, des berühmten Stahls, für innerliche Gebrechen, Fromann aber in dem Tagebuch der deutschen Naturforscher Dec. II. An. III. Observ. CLXVI. auch für äusserliche Schäden höchstens angepriesen, und sogar mit einem merckwürdigen Exempel den grossen Nutzen davon bestätiget hat. Wir haben dieses Wasser schon im vorhergehenden sechsten Theil unter die Zahl der unnutzbaren gesetzet, und sind daher froh, daß Herr von Haller auch nicht viel davon hält.

§. 39.

Da wir die Geduld, ein mehrers von den Kranckheiten, wofür sie gut gepriesen wird, zu erzählen, verlieren, uud dafür halten, daß, wann nur in diesem, was wir schon angezeiget haben, allezeit gewiß Hülfe erfolgen würde, wir glücklich genug wären; so wollen wir denenjenigen, welche auch die übrige drey Viertel Kranckheiten zu wissen verlangen, die beyde obgedachte Schriftsteller, und das deutsche Tractätlein, die preißwürdige Veronica betitult, selbst nachzuschlagen anrathen; jetzo aber gleichwohl noch etwas weniges von dem äusserlichen Gebrauch und Nutzen derselben hier beyfügen. Dieser soll nicht nur für alle Arten Wunden und Geschwüre, wo etwas zu trocknen und zu reinigen ist, dermassen vortheilhaft und wichtig seyn, daß Joh. Doläus ihm den Vorzug für allen andern gegeben, in omnibus vulneribus

bus palmam aliis præripit; sondern selbst auch in denen bösartigen Bissen der wütenden Hunde und Wölfe, die beste Heilung geben. Es soll dieses letzte von einem Hof-Jäger in Franckreich in Erfahrung gebracht worden seyn; als welcher einen vom Wolf gebissenen und entlaufenen Hirsch diese Pflanze essen, und darauf Luft Sprünge thun sehen. Auch mercket Tragus an, daß ein Hirsch mittelst derselben sich selbst geheilet habe. Vor die äusserliche Unreinigkeiten der Haut ist sie nicht minder berühmt, so, daß Leonhard Fuchs gar behauptet, es sey einstens ein gewisser französischer König durch derselben fleissigen Gebrauch vom Aussatz befreyet worden. Selbst in der Nachbarschaft unsers Memmingen soll unter den Landleuten ehemalen eine Salbe für die Raude im Gebrauch gewesen seyn, die ganz allein entweder aus diesem zu Pulver gestossenen und unter Mayenbutter gemischten, oder auch frisch unverändert hiemit gekochten Kraut, bestanden habe. Auch Tournefort befiehlet ebenfalls, mit einem hievon bereiteten Decoct die unreine Haut zu waschen. Und gewiß! unter den vielen Tugenden, welche dieser Pflanze zugeschrieben werden, scheinen diese letzte deßwegen am meisten Glaubwürdigkeit zu verdienen, da die Erscheinung der Schwärze, wann, wie wir oben angezeiget haben, ein Decoct hievon mit aufgelöstem Vitriol vermischet wird, deutlich

anzeiget,

angezeiget, daß diese Pflanze vor vielen andern starck trockne und zusammen ziehe.

Die Aehnlichkeit der Würckung, welche sie hieben oder in diesem Stück mit denen offenbar stark anziehenden und trocknenden Galläpfeln hat, beweiset es hinlänglich; ob wir schon uns nicht getrauen, die Natur des Wesens, so diese Veränderung der Farb hervor bringet, genau zu bestimmen, noch mit manch anderm, daß es von den präcipitirten Eisentheilen des Vitriols entstehe, zu behaupten. Die Entstehung der Farben ist gar zu sonderbar, und ihre Ursachen zu mancherley, als daß der Schluß auf diese sogleich seine Richtigkeit haben sollte; zumalen hiebey sehr schwer einzusehen ist, wie dergleichen bitteranziehende Cörper die Præcipitation der Eisentheile sollten verrichten können; da bekanntermassen das Saure im Vitriol auch anziehend, und also diesem, wie es doch nach der allgemeinen Regul: Contraria contrariis præcipitantur, erforderlich wäre, nicht entgegen gesetzet ist. Hienebst entstehet aus dem Vitriol keine Dinte, wann die Præcipitation mit einem Alcali verrichtet, noch auch, wann das Eisen mit einem Alcali aufgelöset worden; und die Solution des Kupfers Vitriols, ob sie schon durch Vermischung mit der Galläpfel-Tinctur nicht schwarz wird, wie die des Eisen-Vitriols, so verlieret sie doch ihre blaue Sapphirfarbe, und wird meergrün und trübe.

Auch

Auch giebt es noch mehr Metalle und Cörper, die, wann sie miteinander vereiniget werden, eine schwarze Farb geben, obschon vorhero in keinem derselben weder Eisen noch sonst etwas schwärzliches enthalten war. Zum Beweise kann hier Silber und Schwefel, deßgleichen mit Kalch aufgelöstes Auripigment und Bley dienen, als wovon bekannt, daß, wann sie zusammen kommen, eine Dinten-Farbe davon entstehe. Es hat dieses zu wissen, seinen gewissen und oft grossen Nutzen in der Haushaltung: dann wer einen Argwohn hat, der Wein, den man zu kaufen verlanget, möchte entweder allzustarck geschwefelt, oder wohl gar, wie man, leider! Exempel genug hat, mit dem von Bley abstammenden Silberglett verfälschet seyn, der darf im ersten Fall nur etliche Tropfen mit Scheidwasser aufgelöstes Silber, und im andern Fall, etwas weniges mit Kalch aufgelösten und mit Wasser ausgekochten Auripigment auf eine Weinprobe in einem reinen Gläslein giessen, so wird sich die Verfälschung, durch die entstehende Veränderung der Farbe des Weins in schwärzlich oder schwarz alsbald verrathen.

§. 40.

Hiemit könnten wir zwar diesen Spaziergang beschliessen, und uns zu einem neuen vorbereiten; doch ehe wir dieses thun, erachten wir für nützlich, noch eine kurze Erklärung einiger gebrauchten

Redens-

Redensarten beyzufügen. Wir haben oben bey Beschreibung der Weiden-Röslein §. 31. eines befruchtenden Mehls der Staubfäden-Spitzen und des weiblichen Geburts-Glied gedacht; viele unserer in der Kräuterkunde unerfahrnen Leser, werden dergleichen Erzeugungs-Werckzeuge bey Pflanzen weder vermuthen noch suchen; und es ist ihnen um so weniger zu verargen, da erst selbst noch im vorigen Seculo die erfahrensten in dieser Wissenschaft eben so sehr darüber würden gelachet haben, wann jemand gegen sie hätte behaupten wollen, die Erzeugung und Fortpflanzung der Gewächse geschehe fast auf eben die Weise, als wie die der Thiere, als hundert Jahr zuvor die alte Welt den ersten Erfinder von der Circulation des Bluts, den hiedurch unsterblich gewordenen Harveum, deßwegen ausgelacht und geschmähet hat, da es doch jetzo eine auch dem geringsten Baders-Jungen ganz bekannte Sache ist.

Gleicherweise hat auch der Fleiß und die Wissensbegierde vieler scharfsinniger Naturforscher, schon zu Ende des vorigen und Anfang dieses Seculi, es in jenem so weit gebracht, daß es ausser allem Zweifel gesetzt zu seyn scheinet. Nicht nur weißt man jetzo, daß die Pflanzen die wichtigsten Theile alle haben, die sowohl zur Erzeugung ihres gleichen, als derselben ersten Ernährung erfordert werden; sondern es ist auch eben so gewiß, daß die

die Art des Gebrauchs dieser Theile, ihre Verrichtung, Zusammenhang und Bestimmung, fast eben diejenige seye, welche der Schöpfer der Natur in dem Thierreiche zu eben diesem Ende geordnet hat: dann nicht nur sind die Saamen der Pflanzen, welche schon Empedocles für eben dasjenige gehalten, was die Eyer bey den Thieren sind, mit Mutterkuchen, Nabelschnur und einem Milchähnlichen Saft, welcher in jenen bereitet, und mittelst dieser der zarten Frucht so lang zugeführet wird, bis sie Wurzel geschlagen, versehen; sondern die Blumen selbst enthalten bey den meisten eine vollständige Reihe von Geburts-Gliedern, wodurch das Wachsthum der Saamen-Eylein und ihre Befruchtung geschicht. Und nicht nur sind diese Geburtstheile, als der Eyerstock, die Gebährmutter, die Mutter-Trompete, die männliche Saamenbehältnisse ꝛc. also zusammen gefüget und geordnet, daß die Schwängerung füglich geschehen kann, sondern sie geschiehet auch würcklich durch die Vereinigung des männlichen Saamen-Staubs mit denen weiblichen Saamen-Eylein, und also auf eben die Art, wie bey denen Thieren, und ohne diese Vermischung bleiben die Saamen eben so gewiß taub, und zur Fortpflanzung untüchtig, als die Eyer der Hennen, die der Hahn nicht getretten hat.

§. 41.

Wer siehet also nicht schon hieraus, daß das Pflanzen-

Pflanzen, mit dem Thierreich in dem Zeugungs-Geschäfte sehr viel übereinstimmendes habe; doch es wird noch klarer werden, wañ wir alles dieses noch näher erläutern, und daß es kein Hirngespenst oder nur eine Erfindung müssiger Köpfe sey, mit angestellten Versuchen bekräftigen; besonders aber auch mit wenigem diese zwey Natur-Reiche auf der ungleichen Seite, oder da betrachten, worinnen sie am ungleichsten in diesem Stück zu seyn scheinen. Wir hoffen dabey, es werde sodann niemand mehr schwer fallen, die Wahrheit hievon, und was unter dem befruchtenden Mehl und dem weiblichen Geburts-Glied einer Pflanze zu verstehen sey, einzusehen.

Die gröste Ungleichheit in diesem Fall zwischen dem Thier- und Pflanzen-Reich zeiget sich hauptsächlich darinnen: 1.) daß in diesem die Geburts-Glieder an dem edelst- und prächtigsten Theil, vor jedermanns Augen aufgedecket, mit einem Wort, an denen zur Zierde erschaffenen Blumen, und also gleichsam im Angesicht sich befinden, statt, daß in jenem, dem Thier-Reiche, sie die Natur, wie bekannt, so sorgfältig an den verborgensten Winkeln gleichsam hat verstecken wollen. 2.) Daß die meisten Bürger dieses Hermaphroditen oder Zwitter sind, das ist, zugleich männliche und weibliche Geburts-Glieder haben, und also seine Befruchtung ein jeder für sich selbst bewürcken könne,

welches, wie ebenfalls bekannt ist, in jenem gewöhnlich nicht statt hat. 3.) Daß sich diese auch durch die Theilung vermehren und fortpflanzen lassen, welches in jenem abermal ganz was fremdes ist. Es scheinet aber dieser Unterschied grösser zu seyn, als er würcklich in der That ist, weil alles, was bishero von dem Pflanzen-Reich gesaget worden, gleichwohl auch in dem Thier Reich angetroffen wird, und hingegen alles, was in diesem gewöhnlich ist, auch in jenem gefunden wird. Es beruhet der ganze Unterschied allein auf dem mehr und wenigern, und dienet mithin selbst noch vielmehr zur Vergrösserung der Aehnlichkeit dieser zwey Natur Reiche in dem Zeugungs-Geschäfte, als daß es dieselbe verringern sollte: dann also weiß man, was das erste anbetrift, daß in dem Thier Reich es auch einige Arten giebt, wie z. Ex. die Frösche sind, welche ihre Geburts Glieder gar nicht versteckt, sondern ebenfalls an den obersten und deutlich in das Gesicht fallenden Theilen tragen, statt, daß hingegen auch Gewächse gefunden werden, als zum Beweise bey denen Feigen geschiehet, deren Blumen oder Zeugungs-Werckzeuge ganz verstecket sind. Das Gegentheil des zweyten Falls ist in beyden Reichen noch reichlicher zu finden. Bey denen zwey und vierfüssigen Thieren scheinen zwar die Zwitter mehr eine Fabel als Wahrheit zu seyn. Sie sind aber um so viel gewisser

wisser bey einigen Muschel-Fischen und Thieren, z. Ex. denen Mytulis ꝛc. und andern, die sich von ihrem Platz nicht bewegen können, zu finden. In dem Pflanzen-Reich aber sind die einseitige oder dergleichen Gewächse, wo aus einerley Saamen zweyerley Gattungen, als eine die männliche, und die andere so weibliche Zeugungs-Glieder, eine jede für sich eigen und nur allein hat, mithin keine Zwitter sind, gleichwohl aber ohne Vermischung beyder sich nicht fortpflanzen können, noch viel häufiger zu finden. Der Palmbaum, der Hanf, das Bingelkraut, der Spinat, der Hopfen, und noch viel andere mehr, gehören hieher; nicht zu gedenken der starcken Anzahl Bäume und Sträucher, als, aller Tangelhölzer überhaupt, der Eichen, Weiden, des Nußbaums, der Haselstauden ꝛc. die zwar männliche und weibliche Theile zugleich, aber nicht an einerley Ort, oder an der Blüthe, wie bey den übrigen, sondern an verschiedenen ganz abgesonderten Stellen hervor bringen. Was das dritte anbetrift, so beweiset das Polypen-Geschlecht schon hinlänglich, daß es auch in dem Thier-Reich Geschlechter gebe, die sich durch die Theilung vermehren lassen, und fortzeugen, ja wohl gar in ihrem ganzen Wachsthum, sich den Pflanzen ziemlich gleichförmig erweisen. Der zum grossen Nachtheil der Naturforschenden erst neulich der Welt entrissene berühmte Reaumur, deßgleichen der eben-

falls französische Mery, und der englische Trembley, haben dieses aus eigenen Erfahrungen gründlich dargethan: Und ob nicht der in diesem Feld wohlgeübte und vielleicht noch jetzo rühmlichst berühmte, fürsichtig und scharfsinnige Herr Prediger Schäffer in Regenspurg, gleiche Entdeckungen hierinnen gemachet, wissen wir zwar nicht, weil wir dessen Schriften nicht besitzen, zweifeln aber nach seinem bekannten Fleiß nicht daran. Im Gegentheil ist abermal bekannt genug, daß in dem Pflanzen-Reich sehr viele Gewächse, ja alle Plantæ annuæ, sich durch die Theilung eben so wenig fortpflanzen oder vermehren lassen, als im Thier-Reich die zwey und vierfüssige Arten, sondern sie müssen jährlich durch die befruchtete Saamen-Eylein allein neuerdings erzeuget werden.

§. 42.

Nun wollen wir auch den Bau selbst, und Gebrauch der obgedachten Geburts-Glieder der Pflanzen, wie auch die Art der Erzeugung und Befruchtung, so viel der begräntzte menschliche Verstand bisher hievon, mittelst verschiedener Erfahrungen, hat erkennen mögen, etwas genauer besehen.

Wir haben oben gesagt, daß diese Zeugungs-Theile alle sich an den Blumen der Pflanzen befinden, und hieselbst wird sie sogleich jedermann finden und sehen können, wann wir nur erst werden gezeiget haben, welche es sind, die darunter verstanden

standen werden. Es kann niemand, wer nur jemals eine Blume mit einiger Aufmercksamkeit angesehen hat, unbekannt seyn, daß in der Mitte derselben ein Stachelförmiger Griffel oder Stift sich erhebt, der mehr oder weniger oben stumpf, oft auch getheilt und hohl ist, und gemeiniglich der Stempfel genannt wird. In dem untersten Theil dieses befindet sich die erste Grundlage der Saamen-Eylein, welcher deßwegen auch der Eyerstock, und weil sie daselbst mit einem Häutlein umgeben werden, und darinnen ihre Reifung erlangen, dieses die Mutter, Uterus, genannt wird. Hingegen heißt man den obersten Theil oder Spitz dieses Stempfels die Mutter-Trompete deßwegen, weil er bey vielen eine deutliche Oefnung hat, und man daher muthmasset, der männliche Saame werde dadurch in die Mutter und zu denen Eyerstöcken gebracht, und diese dadurch fruchtbar gemacht. Dieser Stempfel, und was damit verknüpfet, ist also dasjenige an einer Pflanze, was man das weibliche Geburts- oder Erzeugungs-Glied nennet, und welches, wann es an einer Pflanze fehlet, verursachet, daß sie keinen Saamen träget: wie dann die Erfahrung und genaue Nachforschung gelehret hat, daß allen denjenigen Gewächsen, welche keinen Saamen tragen, auch dieses Geburts-Glied, oder wenigstens die Eyerstöcke daran fehlen.

Ferner haben die Blumen der meisten Pflanzen, wie solches gar deutlich an den Tulpen, Lilien und dergleichen, in das Auge fället, rings um dieses weibliche Geburts-Glied herum, etliche, eine mehr, die andere weniger, aufgerichte Fäden, welche unten am Grund mit denen Blumenblättlein vereiniget, und deren oberstem End kleine Züngleinförmige Maschinen, welche Apices genannt werden, so künstlich angefüget sind, daß sie sich durch den geringsten Wind nach allen Seiten sehr leicht bewegen können. Diese Apices sind innwendig hohl, und enthalten einen Staub oder Mehl von verschiedener Farb, doch mehrentheils schwefelgelb oder braun. Dieses Mehl wird das befruchtende Mehl oder der männliche Saamen, und die Apices, worinnen dieser Saame erzeuget wird, mit ihren Fäden, worauf sie ruhen, das männliche Erzeugungs Glied deßwegen genannt, weil man wahrgenommen hat, daß die im Eyerstock befindliche Eylein unfruchtbar bleiben, wann sie von jenem Saamen nichts empfangen haben.

§. 43.

Diejenige Pflanzen also, deren Blumen diese beyderley Geburts-Glieder haben, nennet man Hermaphroditen oder Zwitter. Sie machen den grösten Theil aus; doch, da es gleichwohl noch manche, ja mehrere giebt, als man gemeiniglich glaubt, welchen, wie wir schon oben etliche genannt haben.

haben, entweder das weibliche oder männliche Glied fehlet, so müssen diese beständig unfruchtbar bleiben, jene aber erst die Befruchtung von diesen empfangen. Niemand aber darf deßwegen fürchten, daß jene, die männliche, weil sie sich nicht selbst besaamen können, längst müßten ausgestorben seyn, diese aber nur selten, weil sie von jenen oft sehr weit entfernt seyn könnten, das Saamen-Mehl von ihnen empfangen, und dadurch fruchtbar gemacht werden: dann die Schöpfungs-Weisheit hat hiefür schon hinlänglich gesorget, und deßwegen es so geordnet, daß von derley Pflanzen jedesmal zwey Gattungen einer Art seyn, wovon eine die männliche, die andere die weibliche Theile haben, übrigens aber aus einerley Saamen, und mithin auch jederzeit zunächst neben und untereinander wachsen sollte.

Es haben schon die Alten beobachtet, daß verschiedene Pflanzen Blumen bringen, und doch keinen Saamen haben; andere aber von gleicher Art, aus dem nähmlichen Saamen gewachsen, Saamen tragen, ohne vorhero eine Blume gehabt zu haben. Sie nannten deßwegen, aber unrecht, die ersten, Weiblein, und die andern Männlein, ohne zu wissen, daß beyde einander behülflich wären: dann sie sahen dergleichen Blumen als unfruchtbar an, und nannten also diejenige, so Blumen trugen, weibliche, und die, welche Früchte

 brachten,

brachten, männliche Pflanzen, wie man hievon ein Exempel an dem Bingelkraut siehet, als wovon dasjenige, so den hodenförmigen Saamen träget, von ihnen das Männlein, und das Blumentragende, das Weiblein genannt worden; statt, daß billig demjenigen, welches den Saamen oder die Frucht träget, dieser letzte Name gebühret hätte. Auf diese Weise, da beyderley Geschlechter stets miteinander vermischt wachsen müssen, mag es auch geschehen, daß der männliche Zeugungs-Staub, welcher in den Fäden der Blüthen bereitet wird, ohne grosse Weitläufigkeit, fürnemlich durch Wind und Insecten, zu der weiblichen Pflanze und ihrem Eyerstock gebracht wird. Mittelst der Insecten, halten einige dafür, geschehe es, daß die zahmen Feigen in den Insuln des Archipelagi ihre Befruchtung und Reife erlangen. Es wachsen nemlich daselbst zweyerley Gattungen von Feigenbäumen, wovon eine die wilden, die andere die zahmen genannt werden. Beyderley tragen viele Früchte. Es taugen aber die der ersten Art weder zum Essen noch zu anderwärtigem Haushaltungsgebrauch gar nicht, hingegen sind sie ganz unentbehrlich die der andern Art oder die zahmen, welche gewöhnlich nur in denen Gärten gepflanzet werden, zur Reife zu bringen, als ohne welche diese ebenfalls unnütze bleiben würden. Die Sache verhält sich also. Eine gewisse Gattung Mucken leget in die

wilde

wilde Feigen mittelst ihres Stachels ihre Eyer, woraus endlich Maden werden; diese Früchte brechen sodann die Landes-Einwohner, kurz vorhero, ehe die Mucken ausfliegen wollen, ab, strecken sie alle an kleine Hölzer, und bringen sie auf die Garten-Feigenstöcke, wodurch es geschiehet, daß die darinnen enthaltene Mücken die zahme Garten-Feigen anstechen, und sie innerhalb vierzig Tagen dadurch zur Reife bringen, welches, wann es unterbliebe, nicht geschehen würde. Die Einwohner wissen die rechte Zeit, die Mucken von den wilden Bäumen auf die zahme zu tragen, gar wohl, und ziehen aus dieser Art, die Reifung der Feigen zu befördern, grossen Nutzen: dann einer dieser Bäume soll gemeiniglich über 2. Centner Feigen tragen, welche alle unreif abfallen, und mithin verlohren gehen würden, wann sie diese Arbeit unterliessen, statt, daß sie davon meistens ihren Lebens Unterhalt haben: Man nennet diese Arbeit die Caprification, und hat dafür gehalten, die Ursache des davon herrührenden Nutzens sey in dem Stich der Mucken zu suchen, als wordurch die Röhrlein, worinnen der Nahrungs-Saft der Frucht lauft, zerrissen werden, daß er austretten, sich ergiessen, stocken, und mithin bälder in eine Gährung, der Reifwerdung nächste Ursache, gerathen muß. Die Wahrnehmung des nähmlichen Erfolgs der båldern Reifung bey denen Pflaumen, Birnen,

und anderm Obs, welches vom Ungeziefer gestochen worden, wie auch die Art, wordurch man in Provence, mittelst eines in Oel eingetauchten, und in die Knospen der Feigen gestochenen Strohhalms, die Reifung befördert, hat zu dieser Meynung geschickten Anlaß geben können. Uns aber gefället doch besser, was die beliebte und lehrreiche physicalisch-oeconomische Stuttgardter-Real-Zeitung, woraus wir diese Nachricht gezogen haben, deßfalls für wahrscheinlicher erkläret, und die grosse Weisheit des alles auf einmal übersehenden Schöpfers dafür preiset. Diesem zufolge ist der wilde Feigenbaum der männliche, und die Garten-Arten oder die zahme sind weibliche Bäume; dasjenige aber, was wir gemeiniglich Feigen nennen, ist eigentlich nicht die Frucht selbst, sondern nur saftige Behältnisse, in welchen die wahren Früchte mit ihrem Saamen bey tausenden verborgen sitzen. Um nun beyderley Arten gleichwohl miteinander zu vereinigen, und sie dadurch fruchtbar zu machen, hat die göttliche Weisheit, weil das in der Frucht hart verschlossene männliche Saamen-Mehl durch Wind nicht zu den weiblichen Früchten gebracht werden kann, diesen Mücken den Trieb eingeflösset, ihre Eyer den Feigen des männlichen Baums anzuvertrauen, in welchen sie ausgebrütet werden, und aus welchen die Junge zu eben der Zeit anfliegen, da dieselbe inwendig voller staubigten

bigten

bigten Blüthen sind. Sie gehen sodann aus dieser ihrer Geburtsstätte heraus, mit dem fruchtbar machenden männlichen Staub, eben wie der Müller mit Mehl, wann er aus der Mühle kommt, bedecket, und suchen die nicht weit entfernten weiblichen oder zahmen Bäume auf, kriechen in desselben Feigen wiederum hinein, wordurch es geschiehet, daß die darinnen befindlichen, der Befruchtung fähigen Saamenblüthen mit diesem ihnen so nothwendigen Staube beschüttet werden, ohne welchen es ihnen durchaus nicht möglich seyn würde, jemals reifen Saamen zu bringen.

Gleiche Bewandniß soll es auch mit dem Palmbaum haben, als dessen Dattelfrüchte die rechte Reifung selten, die Kerne derselben aber niemals das Vermögen sich fortzupflanzen erhalten, wann ihnen nicht der männliche Staub durch Wind oder Insecten zugeführet wird. Haselquist hat hievon dem Linnäus aus Egypten Nachricht gegeben, und ehemalen hat man gar geglaubet, es könne kein weiblicher Palmbaum Früchte bringen, er stehe dann in der Nachbarschaft eines männlichen, und erhalte etwas von dem befruchtenden Mehl. Prosper Alpinus und Melch. Guilandinus sind nebst Erasmo Francisci dieser Meynung gewesen, und auch Jovianus Pontanus führt, um dieses zu beweisen, ein Exempel an von einem solchen weiblichen Baum, der mitten in einem

Wald

Wald ganz allein stund, aber niemals Früchte trug, bis er so hoch worden, daß er über die andere Bäume hervor ragete, und ihm also der männliche Staub durch den Wind zugeführet werden konnte. Doch dieses kann um so mehr aus einer andern Ursache, vielleicht weil dieser Baum vorhero das gehörige Alter zum Fruchtbringen noch nicht hatte, hergerühret haben, da Pater Labat in seiner Nachricht von America, diese Meynung mit folgendem Beyspiel aus der Erfahrung gründlich widerleget, es auch sonsten mit dem, was man an andern Pflanzen dieser Art wahrgenommen, nicht überein stimmet: dann gedachter Pater meldet, es sey an der Seite eines alten Klosters in Martinique ein einzelner Dattelbaum gewachsen, und habe jährlich viele schöne Früchte getragen, obschon auf zwey Meilen im Umkreis kein anderer Palmbaum zu finden gewesen sey. Doch bekennet er auch zugleich, daß diese Früchte niemalen so reif und wohlgeschmack gewesen seyen, als diejenige gewöhnlich sind, die von Bäumen kommen, welche nahe bey einem Männlein stehen, und daß die Kerner derselben niemals haben aufgehen wollen, obschon viele derselben etliche Jahr hintereinander in die Erde gestecket worden, so, daß man nachgehends Datteln aus der Barbarey zum Einpflanzen kommen lassen müssen.

§. 44.

§. 44.

Wie grossen Beytrag ferner die Bienen zur Befruchtung solcher weiblichen Pflanzen, die den männlichen Zeugungs-Staub nicht selbst besitzen, sondern erst von andern ihres Geschlechts erhalten müssen, öfters thun können, wann sie dieses Mehl von einer Pflanze auf die andere tragen, hat Philipp Miller gründlich durch eigene Erfahrung bestätiget. Er pflanzte zwölf Tulpen für sich allein, sechs oder sieben Ellen voneinander, und so bald sie aufgiengen, nahm er die Staubfäden auf das sorgfältigste heraus, damit nichts von dem männlichen Staub zerstreuet würde. Zwey Tage hernach sah er die Bienen in einem Tulpen-Beet beschäftiget, wo er keine Fäden weggenommen hatte. Als sie von selbigem wegflogen, waren sie an ihrem Leib und Füssen mit Staub behangen, und er sah sie in die Tulpen fliegen, aus welchen die Fäden herausgenommen waren, und als sie aus denselben heraus kamen, fand er, daß sie genug zur Befruchtung dieser Blumen hinterlassen hatten: dann sie brachten guten reifen Saamen.

Es ist auch die Fähigkeit der Bienen zu diesem Geschäfte, den befruchtenden männlichen Staub denen Weiblein zuzuführen, um so viel wahrscheinlicher, da bekannt genug, daß diese fleissige Thierlein diejenige Blumen am meisten lieben, die viel dergleichen gelben Staub haben, als womit sie ihre

Cellen

Cellen gröstentheils bauen, und welcher das beste Wachs giebt. Sie sammeln ihn mit ihren Haaren, und sind damit bisweilen ganz überzogen, ja man hat sogar angemercket, daß sie ihn auch öfters in Kügelein zusammen drucken, und dieselbe in eine Höhlung an den hintern Füssen stecken.

§. 45.

Also wunderbar hat es der Schöpfer geordnet, und also viel und mancherley sind die Wege, die er erwählet hat, seine Absichten zu erreichen! doch wir müssen zu besserer Bestätigung, daß weder die Zwitter-Geschlechter, noch die bloß weibliche Pflanzen, tüchtige Saamen ohne den männlichen Staub bekommen, noch mehrere Erfahrungen glaubwürdiger Männer anführen. Geoffroy hat hievon beobachtet, daß, wann man in den Hülsenfrüchten die Blumenblättlein und Fäden wegnimmt, und den Stempfel oder denjenigen Theil, der zur Schotte wird, mit dem Vergrösserungs-Glas betrachtet, ehe sich noch die Blume geöfnet, so werden sich diejenigen kleinen, grünen, und durchsichtigen Bläslein, aus welchen der Saame wird, in ihrer natürlichen Ordnung darstellen, aber nichts anders, als nur eine blosse Haut des Saamens zeigen. Fähret man mit Betrachtung der Blumen, indem sie grösser werden, etliche Tage nacheinander fort, so wird man finden, daß sie auflaufen, und nach und nach mit einem flüssigen Saft angefüllet

angefüllet werden. Wann nun in selbige das Mehl ausgestreuet wird, und die Blumenblättlein abfallen, so nimmt man ein kleines grünes Flecklein oder Kügelein wahr, so in selbigen herum schwimmet. Anfangs zeiget sich in diesem kleinen Cörper nichts organisches, mit der Zeit aber wenn er wächset, lassen sich zwey kleine Blättlein, gleich zwey kleinen Hörnern unterscheiden. Mit dem Wachsthum des kleinen Cörpers nimmt die Feuchtigkeit nach und nach ab, bis endlich das Saamen-Korn ganz dunkel wird, und wann man selbiges öfnet, wird die Höhle mit einer jungen Pflanze angefüllt gefunden, welche ans einem Keim, einer kleinen Wurzel und den beyden Theilen der Bohne oder Erbse bestehet.

§. 46.

Daß aber dieses in dem Saamen eingeschlossene zarte Pflänzlein, oder wenigstens dessen Fähigkeit aufzugehen, von dem Mehl der Staubfäden-Spitzen herrühre, beweiset nachfolgendes: 1.) daß mit dem besten Vergrösserungs-Glas nichts von einem solchen Pflänzlein oder Knospen, wie eben gedachter Geoffroy berichtet, in den Saamen-Eylein entdecket werden kann, ehe die männliche Zünglein, Apices, ihr Mehl haben fallen lassen. 2.) Die Saamen unfruchtbar bleiben, zwar ihre rechte Grösse und Gestalt erhalten, aber niemals aufgehen, wann die Staubfäden abgeschnitten werden.

werden. 3.) Die blos weibliche Pflanzen ebenfalls lauter tauben, zur Fortpflanzung untüchtigen Saamen bekommen, wann die Männlein ihrer Art von ihnen abgesondert werden. 4.) Die Pflanzen einige Veränderung in ihrer Gestalt und Wesen zeigen, wann das weibliche Eylein mit dem männlichen Staub eines andern Pflanzen-Geschlechts, oder auch nur einer andern Art, begeistert wird.

§. 47.

Die Erfahrungen, so die Gewißheit von allem diesem hinlänglich bestätigen, sind nicht so gar rar: also hat obgedachter Geoffroy einsmals am türckischen Korn alle Fäden an den Büschen der Halmen, so bald sich dieselben zeigten, abgeschnitten, ehe noch die Kolben, in welchen die Embryonen des Saamens stecken, aus den Winckeln der Blätter herausgetrieben; er hat darauf wahrgenommen, daß viele von diesen Embryonen verwelckten und eintrockneten, nachdem sie schon ziemlich groß geworden waren, einige Körner aber ziemlich dick wurden, und die andern alle verdarben.

Die Gurcken und Melonen tragen an einerley Pflanzen, aber an verschiedenen Orten, männliche und weibliche Blumen. Die männliche Blume, die auf einem dünnen Stiel stehet, und in der Mitte einen grossen Griffel hat, der mit einem oranienfarben Mehl bedecket ist, wird von den Gärtnern insgemein eine falsche Blüthe genennet, und öfters

reissen

reissen sie unerfahrne Leute, so bald sie zum Vorschein kommt, ab, in der Meynung, es würden durch selbige, wann man sie stehen liesse, die Pflanzen geschwächet, worinnen sie sich aber gar sehr irren: dann obgedachter vornehme und gelehrte Gärtner und Mitglied der Königlich-Englischen Gesellschaft der Wissenschaften, Herr Philipp Miller, hat einsmals, um einen Versuch hievon zu machen, an einem Ort vier Gruben mit Melonen bepflanzet, so, daß sie sehr weit voneinander abstunden, und als sich die Blumen zeigten, riß er vorgedachte männliche immerzu, ehe sie sich öfneten, von Zeit zu Zeit ab. Er mußte hierauf erfahren, daß alle die junge Früchte, so bald sie sich zeigten, ebenfalls abfielen, so, daß keine einige nur etwas groß wurde, obgleich ihre Reben eben so starck als diejenigen waren, so er an einem andern Ort gepflanzet hatte, an welchen er alle Blumen stehen lassen, und welche ihm auch viel Frucht brachten.

Herr Bobart, der Aufseher des Kräuter-Gartens zu Oxford, gieng einmals, ehe man noch die Lehre von zweyerley Geschlecht der Pflanzen recht verstunde, herbarisiren, und fand eine Pflanze von der wilden einfachen Lychnis, deren Blumen zwar mit Fäden, aber mit keinen Knöpflein oder Zünglein versehen waren; als er aber nun fand, daß dieses nicht nur in einer, sondern in allen

Bayerische Staatsbibliothek M... N

Blumen der nemlichen Pflanze sich eben so verhielte, kam er auf die Gedancken, es möchte selbige eine neue Sorte seyn; daher bezeichnete er die Pflanze, und sorgte, daß sie bis zur Zeitigung des Saamens erhalten würde. Da auch selbiger voll, hart und fest war, und dem äusserlichen Ansehen nach seinen Keim hatte, säete er denselben im folgenden Jahr in den Garten an einem besondern Ort; allein es gieng keine einige Pflanze davon auf. Diese Nachricht giebt uns ebengedachter Philipp Miller, und um noch mehrers zu bestätigen und zu erfahren, wie nöthig der männliche Staub auch denen Pflanzen sey, die keine Zwitter sind, sondern, wo derselbe auf seinem eigenen Stiel, und also von den Saamentragenden Weiblein abgesondert wächset, so sonderte er einsmals aus einem Beet Spinat alle männliche Pflanzen von den weiblichen ab, da wurde zwar der Saame dieser so groß, als er insgemein zu werden pfleget, als er aber ausgesäet wurde, gieng er nicht auf, und da er den Saamen untersuchte, fand er, daß ihm der Lebens-Punct oder Keim mangelte. Ein gleiches versuchte Geoffroy an dem Bingel-Kraut, und Camerarius bey dem Hanf, beyde mit gleichem, ja noch mit mehrerm Erfolg: dann in beyden Versuchen haben die Saamen der Weiblein nicht einmal ihre Reifung erlanget, sonden sind bis auf etlich wenige vorhero verdorben.

§. 48.

§. 48.

Wann man nun diese Erfahrungen mit dem, was wir schon oben von dem Palm- und Feigenbaum gesagt haben, zusammen hält, so siehet man leichtlich, daß zwar die Saamen oder Früchte so wohl der bloß weiblichen als Zwitter-Pflanzen, ohne den männlichen Staub, gar wohl wachsen können; gleichwohl aber nicht jederzeit und so gewiß ihre gewöhnliche Reife erlangen, und niemals mit dem zur Fortpflanzung nöthigen Keim versehen werden, sondern ganz taub bleiben, mithin auch mit denen Hennen-Eyern, welche von dem Saamen des Hahn nicht besprenget worden sind, die gröste Aehnlichkeit haben. Aber man siehet auch zugleich deutlich, daß es fast nicht fehlen könne, es müssen dann und wann, oder eben so oft die Pflanzen ausarten, als oft der männliche Staub einer andern fremden Pflanze zu dem weiblichen Geburts-Glied und Eyerstock gebracht wird, ehe dieser von seinem eigenen Staub schon befruchtet worden ist, und mithin von daher seinen Lebens-Punct schon empfangen hat; jedoch ist auch nicht zu läugnen, daß die Geburt neuer Pflanzen, oder wenigstens die Ausartungen derselben nicht so selten seyn würden, sondern viel häufiger geschehen müßten, wann ohne Unterscheid ein jeder männlicher Staub bey jedem weiblichen Theil diese Befruchtung bewürcken könnte. Es

scheinet daher, daß auch hier, und zwar abermal dem Thier-Reich gleichförmig, wie solches die häufige Erzeugung der Maulesel und Seltenheit anderer Mißgeburten beweiset, nur die nächstverwandte Geschlechter diese wechselsweise Fähigkeit besitzen, und ein gewisses Verhältniß zwischen dem Bau des Staubs und des fremden Stempfels oder weiblichen Geburts-Glied zur Fruchtbarmachung erfordert werde; wie auch ein Verhältniß der Zeit, dergestalt, daß der Staub die zur Befruchtung nöthige Reife und der Stempfel das Vermögen befruchtet zu werden haben müsse. Daß dieses aber nicht nur in den Gedancken oder der Einbildung geschehen könne, sondern in der That bisweilen so zusammen treffe, und geschehe, beweisen die dann und wann gefundene Bastart-Pflanzen, plantæ hibridæ, als deren Entstehung eben so wenig einer andern Ursache mit grösserer Wahrscheinlichkeit zugeschrieben, als gänzlich geläugnet werden kann, da sie schon denen Alten, ob ihnen gleich die Ursache davon verborgen blieb, so wohl bekannt war: dann also berichtet Plinius, es habe einer ein ganzes Buch von dergleichen Veränderungen geschrieben, und Theophrast saget, daß die alten Geistlichen viel Wercks davon gemachet hätten. Es hat auch in unsern Zeiten Duhamel angemercket, daß Pflanzen in einem Garten, worinnen viele verschiedene Arten neben

einander

einander stehen, gemeiniglich weit mehr mannigfaltig seyen, als wann sie im Gehölze oder in grossen Feldern wenig vermischt stehen. Also siehet man bisweilen, daß Weinreben rothe und weisse Trauben zugleich tragen, ja wohl gar eine Traube rothe und weisse Beere; und was noch merckwürdiger, Citronen erzeuget werden, davon eine Rippe Citron, die andere Pomeranz, die dritte wieder Citron, und so fort, ist.

Herr Philipp Miller gedencket eines Savojer Kohl-Saamen, der nahe bey rothem und weissem Kohl stund, daß, als er ausgesäet wurde, er theils rothen, theils weissen Kohl, etwas Savojer Kohl mit rothen Rippen, und zum theil weder etwas von diesem noch jenem, sondern eine Vermischung aller Sorten in einer Pflanze hervor brachte.

Fast ein gleiches widerfuhr mit Hülsenfrüchten einem englischen Geistlichen zu Salisburi, dem Herrn Henchmann. Dieser besäete im Frühjahr 1729. ein Stück seines Gartens mit weissen Erbsen und zwey doppelten Reihen blauer Erbsen, zwischen denen ein Raum vier Fuß breit blieb. Als er nun des Saamens wegen im Herbst welche einsammelte, und eine von den Schotten öfnete, sahe er mit Verwunderung eine blaue Erbse zunächst am Ende beym Stengel nebst sechs weissen. Nach sorgfältiger Untersuchung verschiedener anderer

Schotten, fand er blaue und weisse Erbsen in einerley Schotten sehr vermenget; bisweilen nur eine weisse oder blaue an einem End; bisweilen an beyden; bisweilen zwey weisse oder blaue mit einer von der andern Farb darzwischen. Und so waren alle, die zum Saamen ausgewählet worden, weiß und blau untermenget. Hingegen nahm er das nächste Jahr, als er keine Beete von weissen und blauen Erbsen so nahe beysammen gehabt, dergleichen Vermengung in denen Schotten, die er zum Saamen auswählete, nicht mehr wahr.

Auch hat der englische Ritter, Paul Dudley, aus Neuengelland in einem Brief an die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften berichtet, daß die Farb des Indianischen Weizen sich verändere, wann er von verschiedenen Farben in Reihen beyeinander stehe, auch selbst alsdann, wann die Reihen etlich Ellen weit voneinander entfernt seyen; welches hingegen nicht geschehe, wann man jeden besonders pflanze; auch nicht, wann zwischen den verschiedentlich gefärbten Weizen eine Wand von Brettern aufgerichtet werde.

Wie bekannt sind endlich dergleichen Fälle nicht, von Aepfel und andern Obstbäumen; als auf welchen man nicht so gar selten einige Früchte von ungefehr findet, die sowohl an Gestalt als Geschmack von den übrigen mercklich differiren; Und wir würden dergleichen gewiß noch zahlreicher

bemercken

bemercken können, wann ein jeder, der damit beschäftiget ist, hinlängliche Acht darauf hätte.

§. 49.

Auch darf man nicht glauben, daß die genauere Einsicht in dieses den Alten so tief verborgenen Natur-Geheimnisses, dessen erste Entdeckung man, wie es scheinet, denen berühmten Engelländern Millington, Morland, Grew und Voilantius chuldig ist, ganz ohne Nutzen sey: dann der ebenfalls aus Engelland gebürtige Herr Benjamin Cooke hat in einem Brief an Herrn Peter Collinson, und zwar nicht vergeblich, hievon erinnert, daß es eine Sache von Wichtigkeit für die Liebhaber fruchtbarer Bäume sey, acht zu haben, wie ihre Bäume geordnet sind, oder in was Gesellschaft sie stehen, weil, da sie so gerne ineinander würcken, die guten Arten durch nebenstehende schlimmere leicht auch verschlimmert werden können. Füglicher hingegen und mit weniger Nachtheil kann man entbehren zu wissen, auf was Art diese Befruchtung und Würckung des männlichen Blüthen-Staubs in die Saamen-Eylein geschehe; ob es, nach der Muthmassung D. Grew, genug sey, daß dieser Staub nur auf die äussere Haut der Mutter oder des Gehäuses, worinnen die Saamen sind, falle, und ob er hiedurch dieselbe mittelst eines giftigen Ausflusses aus eigenem Vermögen befruchten könne? oder, ob er erst vorhero, wie

D. Hales glaubt, aus der Luft elastische und andere würcksame Theile an sich ziehen müsse, und alsdann mittelst seines eigenen Schwefels und der angezogenen Luft- und Licht-Theile, als den allerwürcksamsten, den in dem Eylein schon gegenwärtigen Keim gleichsam nur in Bewegung oder zum Leben bringe? ob dieses schwefelreiche Mehl schon alle nöthige Theile, ohne etwas aus der Luft herab hohlen zu dörfen, besitze; wann es auf den Stempfel fällt, sich auflöse; das zärteste davon den Stempfel durchdringe, und durch seine Würcksamkeit den schon in dem Eylein gegenwärtigen Keim belebe? ob es selbst das junge Pflänzlein oder der Keim des Saamens seye, und daher, nach der Meynung des berühmten Geoffroy und Brandley, eben wie die Löwenhöckische Würmlein, zu seiner ersten Nahrung und Auswicklung nichts nöthig habe, als nur den rechten Ort, oder das Nest und den Saft, welchen es in dem Saamen-Ey schon präparirt findet, und ob mithin in ein jedes Saamen-Eylein ein solches Mehlstäublein cörperlich gelangen müsse? ob sie durch den obern Theil des Stempfels, welcher deswegen auch von einigen die Mutter-Trompete genannt wird, wie Philipp Miller muthmasset, zu den Eyerstöcken gelangen, oder nach D. Blois Meynung, von dem Saft der Honig-Gruben gesammelt werden, und also von unten her ihre Würckung verrichten, oder

ob es

ob es auf andere noch unbekanntere Weise zugehe? Es scheinet, es habe die Natur dieses Geheimniß noch vorbehalten, und erst unsern Nachkommen dessen Entdeckung gönnen wollen. Gleichwohl muß es auch diesen noch so lang eine Aufgabe oder Rätzel bleiben, bis man mit völliger Gewißheit wird bestimmen können, auf was Weise in dem Thier-Reich die Befruchtung geschehe: dann daß die Natur hierinnen einerley Weise beobachte, giebt uns die obangezeigte Uebereinstimmung in den übrigen Stücken, zu muthmassen Gelegenheit. So danckel aber auch dieses Stück der Wissenschaften noch jetzo ist, und so sehr auch alles, was man davon weiß, auf blossen Muthmassungen beruhet; so gewiß scheinet gleichwohl die besondere Beschaffenheit in der Lage des Stempfels und der Staubfäden bey dem in diesem Spaziergang uns vorgekommenem Chamænerio, Weidenröslein, §. 31. aus dessen Veranlassung wir diese kurze Nachricht von der Pflanzen-Oeconomie hier beygefüget haben, zu beweisen, daß das Blumen-Mehl nicht nöthig habe, nach seiner ganzen Substanz durch die obere Oefnung des Stempfels zu den Embryonen gebracht zu werden, sondern, daß es schon genug sey, wann es nur auf die sie einschliessende Haut oder Schotte fället: dann, wann dieses nicht wäre, so würde die Natur bey diesen Weiden-Röslein vergeblich die gewöhnliche Ordnung

nung bey den Staubfäden-Spitzen verlassen, und sie so gelencket haben, daß ihr Mehl füglich auf die zarte Schöttlein fallen kann, ob sie sich schon, ebenfalls ganz wider die allgemeine Weise, vollkommen unter den Blumen befinden.

Doch wir brechen hier ab, und versparen dasjenige, was noch ferner von der Aehnlichkeit des Pflanzen-Reichs mit dem Thier-Reich, auch nach ihrer ersten Nahrung, Wachsthum und Bau zu sagen wäre, auf eine andere Gelegenheit, nachdem wir für diesesmal es genug zu seyn erachten, das hauptsächlichste von der Gleichheit in der Zeugung jenes mit diesem, und zwar nicht denen Kräuter-Weisen, als welchen alles dieses schon längst besser bekannt ist, sondern nur den der Kräuter-Kunde ganz unerfahrnen, gemeldet zn haben.

Der zwanzigste Spaziergang, im Brachmonath, auf Berge und Alpen.

§. 50.

Bisher haben wir unsere Spaziergänge mit der grösten Leichtigkeit, ganz ohne alle Mühe, hingegen mit vieler Lust begleitet, verrichten können, so, daß wer nur bis hieher gekommen, sich überzeuget glauben wird, die Kräuter-Kunde seye unter allen Wissenschaften die einige, deren

deren Erlernung statt Unlust und Arbeit mit lauter Freude und Vergnügen verknüpfet ist. Der gegenwärtige aber auf Berge und Alpen wird uns lehren, daß gleichwohl auch allhier das allgemeine: per aspera ad astra, um so mehr gelte, je gewisser es ist, daß der Weg hieher sehr rauh, uud wir dadurch uns den Sternen nahen. Wer also unter unserer Gesellschaft die Gemächlichkeit liebet, und so weichlich erzogen ist, daß er schon Beschwerde führet, wann er nur den Fuß an einen Stein angestossen hat, oder sich über Mittag mit Brod und Käs behelfen muß, dem wollen wir getreulich anrathen, ja recht freundlich bitten, diesesmal von uns zu bleiben, damit wir durch seine Klaglieder an unserer Arbeit nicht gehindert, und dieselbe uns noch saurer werde, wann wir wohl gar einen solchen, als einen wahrhaften Marodebruder, unter den Armen mit fortschleppen müßten.

Da also die Sammlung der Alpen-Pflanzen vor andern mehrere Mühe und Gefahr kostet, so kann uns diese Anmerckung erinnern, daß wir den gebührenden Danck denjenigen höchstverdienten Männern abzustatten nicht vergessen, die mit grosser Beschwerlichkeit und nicht ohne Lebens-Gefahr die höchste Alpen und Gebürge erstiegen, und die darauf wachsende ganz besondere Pflanzen, dem ganzen menschlichen Geschlechte zu Nutz bekannt gemachet haben. Wir hoffen hiebey, nicht der

erste

erste zu seyn, der da bezeuget, daß einige Gelehrte der Schweitz, hierinnen am meisten verrichtet; Herr von Haller aber bis dato unter allen, ob schon der letzte, sich doch den ersten Platz, und zwar so vorzüglich erworben, daß die Nachwelt, so, wie wir jetzo, ihme noch spät den ersten und meisten Ruhm und Danck dafür zu zinsen schuldig bleiben wird.

Um so mehr kann man eine Landschaft, welche Alpen-Pflanzen auch in der Ebene herfür bringet, besonders aber derselben Sammler so viel glücklicher preisen, weil diese die Natur-Gaben jener um so viel leicher erhalten, und zum Nutzen verwenden können. Daß unser geseegnetes Memmingen dieses Glück geniesse, wird uns dieser Spaziergang lehren, als auf welchem uns manche Pflanzen vorkommen werden, welche auch auf unserm Ried, oder doch sonsten in dieser flachen Gegend zahlreich wachsen, ob sie schon gewöhnlich nur Geburten der Alpen oder Gebürge sind; so daß, wann ja, wie wir aus dem gedruckten Bericht, von der hiezu nächst ausgegrabenen sogenannten Künersbergisch sigillirten Erde, ersehen, vermuthet werden will, daß die Tyrolische Gebürge ihr wahres Ende erst bey uns erreichen, gewiß diese Begebenheit oder das Wachsthum dieser Pflanzen hieselbst, einer der besten Beweisgründe davon seyn kann: dann also, um nur diejenige dieser Pflanzen zu benennen,

welche

welche in diesem Monath blühen, wird allhier das Butterblümlein, *Pinguicula*, die allerkleinste Berg-gentianelle, der gefüllte Bergranunkel, *Trollius*, die Bergprimula oder kleine Berg-schlüsselblum, *Primula fol: glabris, rugosis, subtus farinosis, umbellifera Hall.* 4. die Moos-beer, *Oxycoccus*, Mohnrauten, *Lunaria racemosa*, das Meergras, *Statice* 2c. nicht nur einzeln, oder hin und wieder, sondern in Menge gefunden.

Wir wollen diese sogleich zuerst zur fernern Betrachtung ziehen, nachhero aber auch die merckwürdigste derer, welche hier nicht wachsen, sondern allein um diese Zeit auf den Alpen blühen, nachholen.

§. 51.

Pinguicula, Butterblume, Butterkraut, Butterwurz, Kiwizfett; französisch, *Grassete*; das erste unsers dißmaligen Spaziergangs ist zwar eine kleine, aber gewiß lieblich und künstlich gebildete Pflanze. Sie ist kaum Fingerslang, und hat Blumen, welche den Merzen-Violen an Gestalt und zum theil auch an Farbe sehr ähnlich sind. Die Blättlein erscheinen zuerst alle an der Erden an einer flachen Rose. Sie sind kaum so lang als ein Glaich eines Fingers, oval-rund, mit ganzem und einwärts gebogenem Rand, gelbgrün, und dermassen glänzend und glatt anzufühlen, als wären sie mit Butter oder Oel bestrichen, so, daß Gesner hievon Gelegenheit genommen hat,

dieser

dieser Pflanze zuerst den Namen Pinguicula beyzulegen.

Aus der Mitte dieses fetten und glänzenden Blätterbüschelein entspringen zwey, drey, bisweilen noch mehrere ganz glatte und blosse, Fingerslange Blumenstiel, deren jeglicher am Gipfel ein einiges Blümlein träget. Diese haben eine irregulaire Bildung; vornen wie ein weit aufgesperrter Rachen, wovon die obere Lefze in zwey rundlechte, die untere aber in drey besser hervor ragende und breitere Spalten getheilet ist. Der hintere Theil hingegen endiget sich mit einem unterwärts gerichten mehr oder weniger stumpf und langen Spitz oder Stachel. (Calcar) Sie stehen unter sich geneigt am Stiel, (flos nutans) und hinterlassen auf dem kleinen, fast unscheinbaren, fünf getheilten Kelch, ein rundlechtes aus zwey Häutlein zusammen gefügtes Saamen-Gehäuse, welches oben sich voneinander begiebet, oder in zwey Theil spaltet, und mit einem kleinen Saamen ganz voll gefüllet ist. Kraft dieses gehört diese Blume zur neunzehenden Classe, das ist, unter diejenige, wo auf eine einblätterige ein einzig trockenes Saamenbehältniß folget, (herbæ vasculiferæ flore monopetalo) und zwar zu der Abtheilung derjenigen, bey welchen das Gefärbte einige Blumenblätter ungleich gebildet oder ausgeschnitten ist. (difformis.)

§. 52.

Der Arten derselben sind sehr wenig, es sey dann, daß jemand mit dem Casp. Bauhino und seinen Nachfolgern sie zu dem Sanickel Geschlecht rechnen wolle. Nur zweyerley sind in Europa bekannt, und auch diese sind sehr wenig, und meistentheils nur an der Farbe der Blumen unterschieden: dann diese ist bey der einen violetblau, bey der andern aber weiß. Die erste ist die gemeinste, wächset in der Schweitz häufiger als bey uns, und liebet feuchte Stellen der Wiesen und schattigen Waldränder. Sie hat etwas grössere Blümlein, Blumenstiel und Blättlein. Mit einem Wort, sie ist, weil sie an feuchten Orten wächset, etwas fetter, und der Stachel der Blume schmäler und länger. Die andere hingegen, welche in der Schweitz etwas seltener, und an höhern mehr gebürgigen Gegenden, bey uns aber auf den besser aufgetrockneten Riedstellen, viel häufiger als jene anzutreffen ist, hat einen stumpfern und dickern Stachel, dessen unteres End gemeiniglich röthlich oder gelb gefärbt, und der mittelste Theil der untern Lefze des übrigens ganz weissen Blümlein, mit zwey gelben Flecken inwendig gezeichnet ist.

Beyde Arten sind übrigens in Deutschland, wann man die Schweiz, die Gebürge bey Schneeberg und unser Ried ausnimmt, ziemlich rar, wenigstens

nigstens müssen wir frey gestehen, sie nirgends angetroffen zu haben. Es ist auch keine Spur, weder beym Lonicero, Volkamero, Ruppio, Dillenio, von Lindern, Buxbaum, Zorn, noch Dodonäo davon anzutreffen. Doch müssen sie in Engelland in der Provinz Wallis wachsen, obschon Philipp Miller ihrer ebenfalls nicht gedencket, weil die dasigen Einwohner, nach unsers Raji Bericht, sie, und vielleicht ganz allein, zum medicinischen Gebrauch anwenden.

§. 53.

Diese bedienen sich also derselben zum Laxieren: dann sie soll den überflüssigen Schleim besonders sicher und starck abführen. Sie sieden zu dem Ende entweder die frische Blättlein mit Fleischbrühe, und trincken dieselbe warm, oder kochen einen Sirup davon. Auch bereiten sie eine Salbe daraus, welche in Verstopfung der Leber sehr heilsam sich erzeigen soll. König hält sie für ein gutes Wundkraut, welches reinige, heile, gelind erwärme, und daher in Schwind- und Lungensucht nützlich zu gebrauchen sey. Wie dann auch in dieser Absicht, als ein heilendes Mittel, einige Kühhirten der hohen Gebürge sich des ausgedruckten frischen fetten Safts bedienen, wann sie oder ihre untergebene Heerde beschädiget werden. Camerarius hat ihren Gebrauch sogar wider die Brüche und Dalechampius die zu Mehl gemahlene und

äusserlich

äusserlich aufgelegte Wurzeln derselben für alle Arten von Schmerzen, ja selbst für das sonst oft so hartnäckige Hüftweh, malum Ischiadicum, angerühmt. Es ist auch sehr wahrscheinlich, was obgedachter König von einer besonders eigenen, wider die Kranckheiten der Nieren und Brust gerichten Kraft, noch ferner aus dem gelind-bitter, fett und schleimigen Geschmack der frischen Blättlein muthmasset; man muß daher bedauren, daß die Seltenheit dieses Pflänzleins nicht verstattet, allenthalben hinlängliche Proben damit anzustellen. Indessen wäre der Nutzen davon schon groß genug, wann der Landmann sich desselben bey uns, wo es so häufig wächset, nach dem Beyspiel der Engelländer, als eine sichere und gelinde Purganz bedienen wollte. Dergleichen Pflanzen, die ohne Heftigkeit den Leib hinlänglich reinigen, sind ohnehin bey uns selten, und hingegen ist nichts gewöhnlicher und häufiger als der Gebrauch dieser Art Arzneyen. Mancher würde glauben, er müßte nothwendig in eine Kranckheit fallen, wann er nicht jährlich ein- oder paarmal seinen Magen auf diese Art ausfegen liesse; welches zwar an sich so schädlich nicht, ja bisweilen wohl höchst nützlich, wo nicht gar unumgänglich nöthig ist, wann es nur mit solchen Mitteln geschiehet, die kein scharf fressendes Wesen besitzen. Aber so lehret, leyder! die Erfahrung, daß die wenigste, besonders Land-

Leute, dieses Glücks theilhaftig werden, als welchen die Landstreicher- und Pfuscher-Zunft, um der Wohlfeile willen, oder weil sie keine Wissenschaft von gelindern hat, nur solche heftige Mittel aufdringet, die statt den Magen und Gedärme allein auszureinigen, nicht selten dieses so kräftig thun, daß selbst die innerste zottige Haut dadurch abgerissen, oder Entzündung ꝛc. und grosser Schaden an der Gesundheit, ja wohl gar Lebens-Gefahr erreget wird. Die Land Leute sind zwar bey den jetzig gesittetern Zeiten vor die Wohlfart ihrer Kutteln gröstentheils eben sowohl besorgt als die Vornehmste in Städten. Wann sie es demnach hierinnen versehen, so ist die Schuld ganz allein der falschen und prahlerischen Beredsamkeit gedachter Zunft, und dem geringen Preis beyzumessen, um welchen sie ihre herrliche Gift-Panaceen diesen ohnehin sparsamen und gröstentheils nothdürftigen, oder doch wenigstens geitzigen Erdbewohnern, feil bieten. Wie nützlich kann ihnen also nicht, auch aus diesem Grund, die Nachricht von der Kraft dieser Pflanze werden, da die gütige Natur sie nicht nur wohlfeil, sondern gar umsonst allen und jeden anbietet.

Noch ist dieses der Dienst nicht allein, ob er gleich schon wichtig genug ist, den diese Pflanze den Land-Leuten unserer Gegend eben sowohl leisten könnte, als sie es den Schweden und Lappen

thut.

thut. Der in dem Pflanzenfeld unermüdete und allertapferste Ritter Linnäus giebt in seiner Beschreibung der Lappländischen Gewächse Nachricht, daß seine Lands-Leute eine dicke Milch daraus bereiten, welche sehr starck im Gebrauch und am Geschmack ungemein angenehm sey. Und Simon Pauli hat selbst durch die Land-Leute erfahren, daß man die Haare mit dieser Pflanze gelb färben könne, wann sie mit den zerquetschten frischen Blättlein und Würzelein beschmieret werden. Die Art, wie obgedachte Milch von diesen Nordländern bereitet wird, ist folgende: Man pflegt frische und recht fette Blätter dieser Pflanze in den Seiher zu legen, giesset die frisch gemolckene Milch, so, wie sonst beym Durchseihen gewöhnlich, darüber, stellt sie sodann ein paar Tage zur Säurung hin. Hat man seine Milch einmal auf diese Art zugerichtet, so braucht man zu Verdickung der zukünftigen keine Blätter mehr, sondern nimmt nur einen halben Löffel voll von der ersten also angesäuerten Milch, und mischt es unter die neue, so wird sie eben diese Beschaffenheit annehmen. Gleichermassen kann man auch diese wieder zu einer dritten Milch nehmen, und so immer fortfahren, so gehet diese Art von Gährung ohne Ende fort, und verlieret nichts von seiner Kraft. Es soll eine auf diese Art gestandene Milch viel ein dichteres Wesen, als sonst gewöhnlich, erhalten, sich auch keine

solche Flüssigkeit, wie sonst gewöhnlich, zu Boden setzen, hingegen aber nicht so viel Rahm geben. Es scheinet also, daß dasjenige, was die erste Milch aus dem frischen Kraut gezogen, die Eigenschaft habe, die fette Theile der Milch mit den übrigen besser zu verbinden, oder zu verhindern, daß sie nicht so leicht und viel sich davon absondern, weswegen es auch sodann nicht fehlen kann, die gestandene Milch muß angenehmer und dicker seyn, weil des abgesonderten Rahms weniger übrig geblieben ist.

§. 54.

Gentianella alpina minor wird von den Pflanzen-Kennern dasjenige schöne, hochblaue, kleine Blümlein auf lateinisch genannt, welches bey uns unter dem Namen Roßnägel so bekannt ist, und auf den Viehtriften und kleinen grasreichen Hügeln so vielfältig wächset. Schon der Name zeiget an, daß es ebenfalls eine Pflanze der Gebürge, und zwar eine kleine Gattung von dem zahlreichen Geschlecht des sogenannten Enzian sey. Sie ist dieses auch würcklich, aber nur in Ansehung des Botanischen Characters, und mit nichten nach ihrem innern Gehalt oder der Würckung: dann in Ansehung dieses fehlet ihr die vornehmste Eigenschaft, die Bitterkeit, welche doch bey den übrigen Arten so starck, allgemein und erforderlich ist, daß das deutsche Sprüchwort: Es ist so bitter wie Enzian; womit man den äussersten Grad der Bitterkeit

keit anzeigen will, hievon entsprungen, und Herr von Haller gröstentheils nur um deßwillen selbst das Tausendguldenkraut unter dieses Geschlecht zu rechnen, kein Bedencken getragen hat.

Es wächset nur einzeln, und erreicht mit Stiel und Blume kaum die Höhe von zwey queer Finger; gleichwohl ist diese, die Blume, im Vergleich mit dem übrigen der Pflanze, so gar klein nicht, sondern sie nimmt nebst dem Kelch die Hälfte dieser geringen Höhe ein. Also kurz ist der Stiel, daß die Blume fast aus dem Boden zu entspringen scheinet. Doch hat eine jede ihren eigenen und mithin auch ein jeder Stiel nur eine einige Blum am Gipfel, und ist niemals mit Nebenzweigen oder Nebenblumen, wie die meiste dieses Geschlechts, versehen.

Die Wurzeln sind perennirend, dergestalt, daß sie etliche Jahr hintereinander neue Blumen herfür treiben können. Die grüne Blättlein sind klein, ovalrund, vornen aber zugespitzt, ohne Einschnitt, dauerhaft, und gröstentheils an einem Büschelein zunächst der Erden beysammen; doch verlieret der geringe Stiel nichts dabey, wie es bey meisten andern Pflanzen, welche häufige Wurzelblätter, folia radicalia, haben, ergehet, sondern ist vielmehr reichlich, so viel er fassen mag, damit versehen. Sie stehen daselbst paarweis und sehr nahe beysammen; gleichwohl sind zwey, höchstens,

aber selten drey Paar hinlänglich, ihn gänzlich zu besetzen.

Die Blume ist von fürtreflich hoch und hellblauer Farb. Sie bestehet nur aus einem Stück, wovon der untere Theil ganz, Röhrleinförmig und ungefärbt, der obere Theil aber in fünf ovalrunde, flachliegende, zarte Blättlein so weit getheilt ist, daß es das Ansehen gewinnet, als wäre die Blume aus fünf Blättlein zusammen gesetzet. Der Kelch, worauf der untere Röhrleinförmige Theil der Blume stehet, ist sehr lang, doch reicht er nur bis an die Hälfte dieser, schließt sie aber ganz genau ein. Er hat oben fünf ziemlich tiefe Kerben und an den Seiten fünf Ecke. Diese Ecke werden von einem blätterhafen zusammen gefaltenen Fortsatz gebildet, so, daß es scheinet, der ganze Kelch bestehe selbst nur aus fünf nebeneinander aufgerichten, verlängerten, aneinander gefügten, und gefaltenen grünen Blättlein des Stiels. Das eigene längliche Saamen Gehäus, worinnen der kleine Saame zahlreich verschlossen lieget, und welches, nach der Wahrnehmung des vortreflichen Sloane, so gleich auffspringet, wann es zur Zeit der rechten Reife mit der Hand berührt wird, verursacht, daß dieses Pflänzlein, so, wie das ganze Geschlecht, unter eben diejenige neunzehende Classe, als vorhergehendes Butterblümlein, jedoch weil die Einschnitte der Blumen, in fünf

gleiche

gleiche Blättlein, regulair sind, unter eine andere Ordnung gehört.

§. 55.

So bekannt aber die Haupt-Gattung dieses Geschlechts in der Medicin, ja einem jeden Vieh-Arzt, ihrer gelben, grossen und bittern Wurzeln wegen ist, so unbekannt ist hingegen diese kleine Species daselbst, und eben so wenig Gleichheit hat sie mit jener nach ihrer Würckung oder den innern Eigenschaften, als starck verschieden sie in Ansehung der Gestalt und Wachsthums-Art ist, so, daß man kaum glauben sollte, daß sie gleichwohl unter ein Geschlecht gehören, und in denen zur Richtschnur von Kräuterverständigen gesetzten Hauptstücken übereinkommen. Da also diese unsere kleine Pflanze ganz andere Kräften hat, und in den Apothecken nicht bekannt ist, so begnügen wir uns, hier nur zu melden, daß sie Joh. Bauhin wider die Gelb- und Bleichsucht, wie auch für Leibs-Schmerzen tauglich halte, und versparen dasjenige, was von den Arzney-Kräften des rechten Enzian zu sagen wäre, bis uns das Glück dieselbe selbst, oder wenigstens eine damit mehrers übereinstimmende Art auf unsern Spaziergängen finden lässet.

Hingegen müssen wir hier noch des Oeconomischen Nutzen gedencken, welchen die Färberey aus diesen schön sächsisch hochblauen Blumen ziehen kann: dann sie geben eine lebhaft blaue Farb;

Herr von Haller bezeuget, daß er dergleichen selbst daraus bereitet habe, und uns ist noch ganz wohl erinnerlich, daß in Knaben-Jahren, als wir zur Lust mit Zeichnen und Illuminiren uns beschäftigten, wir ein gleiches gethan; nur mit dem Unterschied, daß wir nicht mehr wissen, ob es eine blaue oder grüne Farb gewesen, die davon erhalten wurde. Die Art der Bereitung ist diese: Man pflücket die blaue Blättlein ab, giesset siedend Wasser darüber, lässet es über Nacht aneinander stehen, und zuletzt ein paarmal aufsieden, drucket es so dann durch ein leinen Tuch, daß die ausgezogene Blättlein zurücke bleiben, das durchgesaigte gefärbte Wasser wird nachhero bey gelinder Wärme allgemach eingesotten, bis das übrige die gehörige Dicke erhalten. Dieses war ehemalen unsere einfache ungekünstelte Zubereitung. Es ist aber nicht zu zweifeln, daß, wann ein Kunstverständiger mit ein und anderm Zusatz, weitere Proben damit zu machen, sich die Mühe nehmen wollte, eine sehr nutzbare Farbe davon bereitet werden könnte: dann die Farbe dieser Blümlein ist sehr dauerhaft, dergestalt, daß dasjenige Exemplar, welches wir in unserm schon vor vier und zwanzig Jahren verfertigten lebendigen Kräuterbuch davon haben, noch jetzo eben so schön und lebhaft blau ist, als es im Anfang war, da hingegen die übrige blaue Blumen fast insgesamt, bis auf die Rittersporn, Consolida

solida regalis, gröstentheils schon längstens ihre Farbe verlohren haben.

§. 56.

Und wer sollte glauben, daß auch in unserer Gegend eine Art Nießwurz, die sonst nur Gebürge lieben, und zwar nicht etwan nur einzeln oder selten hin und wieder, sondern ganze Wiesen voll, wachsen sollte? gleichwohl ist es gewiß. Die bey uns sogenante Knoble, Knoblenblum, ist eine solche Pflanze, welche wenigstens von Herrn von Haller, Tournefort, Herman, Pluckenet, unter dieses Geschlecht mit gröstem Recht gerechnet wird. Andere rechnen sie der Hahnenfuß-Familie bey, und einige, als wie Mathiolus, der giftigen Wolfswurz. Sie erhält daher, nach dem Unterschied dieses, auch im lateinischen unterschiedene Namen, als: Ranunculus montanus globosus aconitifolio; Helleborus ranunculoides, Aconitum flore Ranunculi; Trollius hingegen ist doch der ihr eigene, wodurch sie von allen andern Geschlechtern ausgeschlossen, und als eine einige Pflanze des ihrigen angesehen wird. Im deutschen nennet man sie gefüllten Berg-Ranunkel, oder gelber Alp-Hahnenfuß am gewöhnlichsten. Sie kommt auch dem ersten Anschein ihrer Gestalt nach mit diesem am meisten überein. Ihr Stengel ist ein bis anderthalb Fuß hoch, aufrecht, ohne Zweige oder Nebenschossen,

und trägt zu oberst am Gipfel nur eine einige Blume. Diese ist gelb von Farbe, ansehnlich, gefüllt und kugelförmig: dann die zwölf ovalrunde Blättlein, woraus sie bestehet, krümmen sich alle einwärts.

Der Staubfäden sind sehr viel, und der nach Abfallung der Blume an die Stelle derselben trettenden kleinen Saamen-Schöttlein oder Hörnlein sind ebenfalls nicht wenig, und verursachen, daß diese Pflanze von dem Hahnenfuß Geschlecht, als welches seinen Saamen bloß träget, von unserm Rajo getrennet, und der achtzehenden Classe oder denjenigen Gewächsen zugezählet werden müssen, bey welchen auf jede Blume viel Saamenbehältnisse oder Schöttlein folgen.

Ihre grüne Blättlein vergleichen sich theils mit denen des Hahnenfuß, theils mit der Giftwurz. Sie sind rund im Umfang, in fünf Flügel, deren jeder wiederum drey starcke, spitzige Einschnitte, übrigens aber am Rand rings umher tiefe Kerben hat, bis auf den Stiel gespalten. Nur die unterste, welche aus der Wurzel wachsen, und den meisten Theil ausmachen, haben eigene fast Fingers lange Stiel; die übrig wenigen hin und wieder am Stengel haben deren keine, sondern wachsen unmittelbar aus demselben. Die obere Fläche ist dunckelgrün, und die untere blaß. Die Wurzeln hingegen sind dunckelbraun, perennirend, zaséricht,

und mithin den schwarzen Nießwurzeln am ähnlichsten.

§. 57.

Es ist also diese Pflanze, laut erstgedachter Bildung, gleichsam aus dem Hahnenfuß, Nieß- und Giftwurzel-Geschlecht, lauter starck würckenden, ätzenden Gewächsen, zusammen gesetzet; und doch hat man bishero nicht angemercket, daß sie dem Vieh Schaden gebracht habe. Ist dieses nicht abermals ein kleines Natur-Wunder, welches wenigstens beweiset, daß mancherley Schärfe von verschiedener Art, einander nach ihrer Verbindung so verändern können, daß ein mildes Wesen daraus entstehet, oder, daß die Verschiedenheit des Pflanzenbaues dem darinnen circulierenden Saft seine Eigenschaften gebe? Mathiolus behauptet zwar, daß sie eben so giftig sey, als diejenige Art Giftwurz, welche Sturmhaube genannt wird, Aconitum lycoctonum. Aber die Erfahrung widerspricht ihm, wann auch schon Schwenckfeld nicht gesagt hätte, daß sie milder sey als selbst der Hahnenfuß: dann auf unsern Wiesen bey Burach und Hart wächset sie in Menge, und wird ohne Schaden verfüttert; deßgleichen auch in der Schweiz und in Sachsen an eben dergleichen Stellen, die dem Vieh sein Futter hervorbringen, ohne daß man gleichwohl weder hier noch daher von einigem Nachtheil etwas gehört hätte. Sonsten soll

soll noch der nordliche Theil von Engelland, wie auch die Oesterreichische, Steurische, Schlesische und Schwarzwald-Gebürge damit reichlich versehen seyn, an manchen Orten aber sie zur Zierde in die Gärten gepflanzet werden, und daselbst eine schattig und feuchte Stelle erfordern.

§. 58.

Jetzo in diesem Monath blühet auch der Wiesenkreß mit gefüllten Blumen, Cardamine flore pleno specioso. Es ist dieses eben diejenige Pflanze, welche mit einfacher Blume schon im ersten Theil bey dem dritten Merzen-Spaziergang, §. 77. nach der neuen Auflage, beschrieben worden. Nur darinnen gehet sie von jener ab, daß sie erst um diese Zeit, und also viel später, ihre Blumen bekommt, dieselbe schön gefüllt, und mithin auch grösser sind, übrigens aber sehr selten zu finden ist. Unter so viel tausend mit einfacher Blum, womit gleich zu Anfang des Frühlings die Wasserbrühl bey uns geschmücket sind, findet sich nur auf einem derselben ein kleines Pflänzlein, worauf nur etliche von der gefüllten Gattung alljährlich wachsen. Wir haben sie schon vor zwanzig Jahren, drey Sommer hintereinander daselbst gefunden, und erst vor ein paar Jahr auch noch an der nähmlichen Stelle. Wir getrauen uns nicht zu entscheiden, ob es eine ganz besondere und von denen mit einfacher Blum nicht abstammende Art sey, oder ob, weil

der

der Boden dieser Stelle würcklich fetter ist als der übrige, die Natur hier dasjenige von selbst würcket, was die Gärtner sonst durch die Kunst verrichten, und mithin mit jenen einfachen für einerley zu achten sey? Doch sind wir das erste zu glauben geneigter: dann wann sie nur zufälliger Weise entstünden, so hätten sie schwerlich so viele Jahre sich fortpflanzen können, da bekanntermassen die durch Kunst gefüllte Blumen gröstentheils keinen Saamen geben.

§. 59.

Jetzo treffen wir eine Art kleiner Schlüsselblumen oder Berg-Primuln an, wovon die zwey allgemeinste Gattungen ebenfalls schon im ersten Theil und dritten Spaziergang erörtert worden sind. Herr von Haller nennet sie: Primula foliis glabris, rugosis, subtus farinosis, umbellifera, und beschreibt dadurch, ob gleich mit wenig Worten, alles dasjenige, worinnen ihre Bildung von den übrigen Arten abweichet, und woran sie am leichtesten erkannt werden kann: dann sie trägt ihre kleine blaulicht rothe Blümlein zu oberst an einem flachen runden Dolden auf einem ganz nackten, aufrechten, spannenlangen Stiel beysammen, und hat im Angrif glatte und doch dabey mit Runzeln versehene, am hintern Theil aber weiß, und als mit zartem Puder, auf Art der Aurickeln, bestreut scheinende Blättlein; ja sie sehen an Dauerhaftigkeit,

haftigkeit, Gestalt und Wesen den Blättern jener ganz gleich, nur daß sie das in Miniatur sind, was jene im Grossen. Deßgleichen sind die Blumenkelch eben auch wie die der Aurickeln mit Pulver bestreuet, ob sie schon übrigens die Bildung der Primuln haben. Es hat diese Vermischung der Pflanzen-Theile, zwischen Aurickeln und Primeln, den Herrn von Haller bewogen, beyderley Pflanzen-Geschlechter miteinander zu vereinigen.

§. 60.

Dieses Pflänzlein wächset auf unserm Ried gegen dem grünen Fürth sehr häufig, nicht nur mit blaulicht rother, sondern fast eben so zahlreich mit ganz weisser Blume, ob es gleich gewöhnlich nur ein Einwohner der Alpen Wiesen ist. Es verdienet aber den Namen Primula nicht, weil es erst in diesem Monath blühet, und also nicht unter die Erstlinge, wie der Name lautet, gerechnet werden kann.

§. 61.

Oxycoccus, Moosbeer, Rauschgrün, *Coussinets de Marais*, *Canneberge* auf französisch, ist ebenfalls eine Geburt unsers Rieds, aber nur desjenigen Theil, wo der Boden vorzüglich schwarz und morastig ist. Es ist eine Gattung rother Heydelbeer: dann schon die Bildung, sowohl des ganzen Sträuchleins, als auch ins besondere der rothen Beer-Frucht, hat viele Gleichheit damit; noch

noch näher aber sind sie nach ihrer Würckung oder den innern Eigenschaften miteinander verwandt.

Man kan also diese Pflanze auch unter die Sträucher setzen, ob sie wohl vielleicht unter allen der kleinste seyn mag.

Bey uns wächset sie am liebsten auf denen aufgeworfenen Riedhaufen, die mit einem gewissen, weissen, weichen, zierlichen Moos, welches von Tournefort, Muscus squamosus, palustris, candicans, mollissimus, genannt wird, bedeckt oder überwachsen sind. Die harte, hölzerne, und doch schwache, zarte Zweiglein kriechen daselbst auf der Fläche herum, und bisweilen selbst durch das Moos hindurch, so, daß sie davon nicht selten ganz überwachsen werden. Sie sind mit kleinen, schmalen, spitzigen, dauerhaften, wechselsweise stehenden Blättlein besetzet, und bekommen gegen vornen an eigenen Stielen einzelne, aber nicht gar viele, höchstens etliche Blümlein, aus welchen nachhero die rothe Beer-Frucht erwächset.

Die Blättlein gleichen ziemlich denen des Serpilli, sind aber dauerhafter, härter, und daher auf der vordern Seite fast immer, auch im Winter grün; auf der hintern hingegen werden sie weiß-röthlich und etwas hohl anzusehen, weil der Rand rings umher rückwärts gegen diese Seite gebogen ist.

Die Blümlein haben eine lieblich rothe Farbe

und

und vier Blättlein, welche schmal, und, fast wie bey der Aspodill oder Goldwurzblume rückwärts gerollt, am Grund aber zusammen gewachsen sind, so, daß sie deßwegen zur Classe der einblätterigen Blumen gezählet werden müssen.

Die hierauf folgende rothe Beere erlangen die Grösse einer kleine Erbse; werden erst im Herbst reif, und sind so dauerhaft, daß sie den ganzen Winter unter dem Schnee sich erhalten können. Ihr Marck ist weich, weisröthlich und von angenehmer Säure, wann sie die rechte Reife erlanget haben.

§. 62.

Das Vaterland dieser Pflanze sind größtentheils die nordliche Länder, in den wärmern wächset sie nur selten hin und wieder. Sie ist perennirend, und kann sich schnell vermehren, wann sie in einem ihr recht tauglichen Grund stehet, weil die auf dem Boden kriechende Zweiglein zur Seiten gern neue Wurzeln ziehen, wie fast alle dergleichen kriechende Pflanzen zu thun pflegen. Die Beere davon werden in Schweden oft in grosser Menge gesammelt, und haben daselbst das Lob, daß sie sehr schmackhaft seyen, und eben so wohl einen trinckbaren Wein geben, als die obgedachte Preusselbeer. Auch wissen sich die Hirten und ihre Jungen sehr wohl damit zu erquicken, wann sie nach geschmolzenem Schnee, im Frühling

die

die über Winter stehengebliebene Beere aufsuchen. Sie lassen sich mit Zucker eben sowohl einmachen, oder der Saft zu einer Selz sieden, als es von andern Beeren dieser Art bekannt ist. Auf diese Weise conserviren sie sich lange Zeit, und können mithin auch als eine Arzney im Nothfall dienen. Sie kühlen, stillen den Durst, mässigen die Hitze, und widerstehen der Fäulniß bey ansteckenden Gallenfiebern; wie sie dann auch überhaupt, die allzuscharfe Galle mildern, die zu viele vermindern, und das davon erregte Erbrechen und verlohrnen Appetit, jenes hemmen, und diesen wiederbringen.

Noch wären die schön grüne, kleine, dauerhafte Blättlein geschickt genug sowohl in der Haushaltung als Medicin Dienste zu leisten. Sie haben einen anziehenden Geschmack, und in ihrer Vermischung viele Erdentheile, welches ihre Dauerhaftigkeit anzeiget. Sie können daher füglich, nach Böckleri Urtheil, allenthalben in der Arzney gebraucht werden, wo etwas anziehendes erfordert wird. Insbesondere scheinen sie uns zum Gebrauch als Thee vorzüglich bequem und tauglich. Die Natur hat sie schon selbst ins kleine zusammen gezogen, und etwas eingebogen oder gekrümmt wachsen lassen, daß sie keines Röstens noch Aufrollens, wie das Chinesische kleine Staudenlaub, erst bedörfen; und doch darf man nicht befürchten, daß sie durch das Verführen leichter in

Pulver oder Staub zerfallen: dann sie sind dabey hart, und mithin zum Versenden geschickt.

Wir haben im vorigen Spaziergang der rothen Preusselbeerstauden zu diesem Ende als Thee gedacht, und sie gelobet; aber wir geben hier diesen unsern Moosbeerblättlein noch den Vorzug; und da sie, wie Dodonäus sagt, es auch des vielen Sumpfs wegen gar wahrscheinlich ist, in Holland in Menge wachsen, so muß man sich wundern, daß diese arbeit- und nährsame Nation, durch welche der meiste ausländische Thee zu uns kommet, sich nicht dieses Vortheils ihres Lands schon längst bedienet hat. Sie hätten, um es für ausländisch Americanische Waare auszubringen, hierzu nichts nöthig, als einen hohen Preis dafür zu setzen. Wir Deutschen sind ja ohnehin gewohnt, die weite Entfernung daraus, und die Güte aus der Entfernung zu bestimmen und zu schätzen. Auch ist es ja bekannt genug, daß sie, die Holländer, unsere eigene Lands-Producta viel besser als wir selbst zu nutzen wissen. Vieles von diesen kauffen sie uns um ein geringes Geld ab, und schicken es uns nach einiger Zeit, entweder in etwas anderst zugericht, oder oft nur unter einem andern fremden Namen, viermal so theuer wieder zurück. Sie machen es hierinnen den Franzosen gleich. Das deutsche Frauenzimmer liebt die Nadeln aus Paris, und hält dieselbe für die besten, und

doch

doch machen die Pariser die wenigste selbst, sondern hohlen sie aus Deutschland, von Nürnberg.

So gar weit erstrecket sich die Haushaltung GOttes, bey Ernährung seiner Creaturen, daß Er den fruchtbarsten Ländern träge Einwohner und desto witzigere Nachbarn gegeben, damit diese um so viel leichter den Ueberfluß jener sich zu Nutz machen, und um so viel gewisser in ihrem trägen Erdreich dennoch ihre Nahrung hinlänglich finden können.

§. 63.

Nunmehro führet uns die Ordnung zu etlichen Zauber-Pflanzen, die ihrer besondern Bildung wegen, ehemalen den Abergläubigen dermassen merckwürdig geschienen, daß, da sie widernatürliche Dinge davon vermutheten, ihnen leichtlich durch arglistige Betrüger allerley erdichte wunderbare Zauber-Würckungen zum Schaden ihres Beutels für Wahrheit verkauft werden konnte. Hievon mag am wahrscheinlichsten die Zauberkraft derselben entsprungen seyn, und diese also nur darauf beruhen, denen einfältigen Reichen das überflüssige Geld natürlicher Weise aus dem Beutel zu zaubern. Wie vielerley, ja tausendfältig ist nicht die Art, womit GOtt seine liebste Creaturen, die Menschen, ernähret! Kaum haben wir einer merckwürdigen gedacht, so begegnet uns bey dem ersten Schritt unserer Fortsetzung schon wieder eine neue.

Er theilet die Gaben zwar wunderbar, doch so aus, daß ein jeder sich nähren kann. Selbst des einen Schaden muß dem andern zum Nutzen und zu seiner Erhaltung dienen. Die Sünde sogar muß eine Ursache der Nahrung anderer seyn: dann fällt man nicht dadurch dem Artzt in die Hände? Insbesondere aber ist die Lebensart der Reichen, ihre Verschwendung, Wollust, Pracht und Gemächlichkeit eine ergiebige Quelle, dem Armen seinen Unterhalt zu schaffen. Würden also jene, die GOtt mit zeitlichen Gütern überflüssig geseegnet hat, nicht wider die Ordnung GOttes handeln, wann sie eben so sparsam, arbeitsam, und ohne Bequemlichkeit, wie diese, leben wollten? Würden sie, wann sie ihren Bart selber scheeren, ihre Peruquen accommodieren, statt des Artzts zu Erhaltung ihrer Gesundheit nur einen Bader um Rath fragen, und den Beichtvater bey der neuen Jahrs-Verehrung kärglich bedencken wollten, nur damit sie etwas an der Ausgabe ersparen, nicht eben so sträflich und unbillig handeln, als diejenige Armen im Gegentheil thun, welche etwas aus Faulheit mit Geld erkauffen, was sie selber bereiten könnten, und sich fleissig in den Wirthshäusern finden lassen? Oder könnte man diejenigen Reichen, die dieses thun, nicht mit Recht beschuldigen, daß sie den Armen ihre Nahrung vorenthalten? Wäre es also unbillig und zur Wohlfahrt eines Staats und

bessern

bessern Nahrung der Einwohner nicht höchst nützlich, dergleichen gar zu gute Haushälter obrigkeitlich anzuhalten, daß sie jährlich ein gewisses von ihren Einkünften consumieren müßten? Wäre es aber nicht auch zugleich ein gutes Werck für sie selbst, wann sie solchergestalt, den Ueberfluß der Güter, und den Vorzug, so ihnen GOtt durch Verleihung derselben gegeben, zu dem Ende, worzu er bestimmet, zu einem bequemen und weniger mühseligen Leben anwenden lernten? Dann, was ist vor ein Unterschied zwischen einem reichen Geizhals und armen Mann? gewiß keiner. Beede leben mühseelig. Dieser, weil er wenig hat, jener aber, weil er das, was er hat, nicht brauchen darf. Man mag daher von einem reichen Geitzigen wohl argwohnen, daß entweder er, oder seine Vorfahren, die Güter nicht mit Recht an sich gebracht haben, weil ihm GOtt das beste, ja einzig nützliche derselben, den vernünftigen Gebrauch versaget. Um so viel ungerechter und unbilliger hingegen handeln diejenige Armen, welche aus Mißgunst scheel zu dem Pracht der Reichen sehen. Man lasse einen jeden derselben alle Tage offene Tafel halten; in diesem Jahr ein prächtiges Haus bauen, und im folgenden darauf wieder einreissen und anderst einrichten; man berede sie selbst darzu, lauter Kleider zu tragen, die herrlich gestickt, gewürckt, genäht, und also der vielen Arbeit wegen sehr kostbar

 sind;

sind; auch sehe man es gerne, wann sie dieselbe gar nicht schonen, sondern vielmehr zum Scherz, um ihren Reichthum zu zeigen, mit Vorsatz verderben, und wieder neue machen lassen; ja man helfe ihnen sogar, die Obligationen oder Wechsel-Briefe ihrer Mitbürger, selbst zu Fidibus aufrollen, wann sie mit einigen derselben, um zu zeigen, daß sie viel Geld haben, die Toback-Pfeifen anzünden wollen. Sie sind dieses Vorzugs werth, weil ihnen GOtt darzu die Mittel gegeben, und es ist kein Schade an diesem allen, wann nur derjenigen Gaben geschonet wird, die zu des Lebens-Unterhalt unentbehrlich sind für jedermann.

§. 64.

Doch wir gehen zu unsern Pflanzen zurücke. *Lunaria botrylis s. racemosa* und *Osmunda*, heißt die erste dieser merckwürdigen Pflanzen im Lateinischen; Mohn- oder Leber-Rauthen auf deutsch, und *Lunaire au Taure*, französisch. Alle diese Namen haben ihren Ursprung von der dem halben Mond, den Blättern des Rauten- oder einer Leber ähnlichen Gestalt der Flügel-Einschnitte des einzigen Blatts, so diese Pflanze hat. Mit diesem saftvollen, weichen, dicken, gelbgrünen Blatt entspringet sie aus einer kleinen weissen Wurzel am liebsten auf Grasreichen Hügeln oder bergichten Gegenden. Es sind niemals zwey Blätter an einer Pflanze; hingegen ist dieses einige in sieben,

acht,

acht, bis neun und mehr Flügel getheilet, welche zu beyden Seiten paarweise der Länge nach an eine gemeinschaftliche breite Rippe so gefüget sind, daß ein einzelstehendes oben den Beschluß macht. Doch nehmen alle diese Flügel keinen grossen Raum ein, weil sie sehr gedrungen in einander stehen, und geben mithin gemeinschaftlich nur ein kleines, langlechtes, oder solches Blatt, das an Länge und Breite einen Daumen niemals, oder selten übertrift, wohl aber gröstentheils viel kleiner ist.

Mit dem Stiel dieses vereiniget sich ein anderer kurzer, flacher Stiel, welcher an der obern Hälfte ganz voll mit gelb grünen, kleinen Kügelein hanget. Die Stellung dieser Kügelein ist traubenförmig, und sie enthalten, wann sie reif worden, einen Saamenähnlichen Staub, fast wie der Beerlapp, Lycopodium.

Aus diesen zweyen Stücken, dem einigen Blatt und diesem Träublein, bestehet die ganze Pflanze. Beyde haben zu unterst, wo sie aus der Erde entspringen, nur einen gemeinschaftlichen Stiel, und erhalten fast einerley Höhe, welche aber so gering ist, daß die der grösten Art kaum einen Finger, und die der übrigen kaum halb so viel beträget. Man muß daher an das Kräuter Sammeln wohl gewohnt seyn, wer diese Pflanze zwischen dem Gras, dessen Farbe sie hat, bald finden will.

§. 65.

Da sie also weder ordentliche Blumen, noch etwas demselben ähnliches bekommet, so hat sie Rajus mit allem Recht zu der vierten Classe, oder zu denen Pflanzen gesellen können, welche mit den Farren-Kräutern verschwägert sind. (Plantæ capillaribus affines) Sie hat auch in der That mit diesen viele Gleichheit in der Bildung: dann es giebt eine Art Farren-Kraut, die eben dergleichen Saamen-Trauben träget. Aber darinnen ist sie diesen sehr ungleich, daß ihre Daurung nur kurz währet, statt, daß die Farren-Kräuter grösten-theils den ganzen Winter aushalten. Sie entstehet schnell, und vergehet eben so bald wieder, dergestalt, daß in dem Zwischen-Raum von ein paar Monath ihre Geburt und Tod erfolget. So gewiß dieses ist, so falsch und erdichtet scheinet hingegen das Vorgeben zu seyn, als sollten sich bey Nacht die Körnlein oder Kügelein dieser Träublein eröfnen, die Strahlen des Monds auffangen, und dergestalt wieder zurück werfen, daß sie den leuchtenden Sternen gleichen. Gleichwohl soll das meiste wunderbare wider Zauberey und in der Alchymie hievon seinen Ursprung haben. Da aber das Fundament so schwach, so verdienet das Gebäu gewiß nicht die Mühe, seiner nur zu gedencken. Die Aberglaubige von den Baurenweibern dörfen sich daher nimmer darüber kräncken, wann sie diese

Pflanze

Pflanze aus Mangel, weil sie an vielen Orten sehr rar ist, nicht zu ihren Milch-Gefässen legen, und diese für der Hexerey dadurch bewahren können; noch die Gold-Vögel sich darüber wundern, daß der unsichtbarmachende Stein, welchen sie daraus bereiten wollen, noch bisher unsichtbar geblieben ist, und das Quecksilber, welches sie damit binden, und zum Hammerschlag geschickt zu machen meinten, noch seine Lebhaftigkeit bis dato behalten hat. Vieler anderer Wunder-Dinge zu geschweigen, welche beym Wiero, Gesnero, Erasmo Francisci und Athanasio Kirchero zu lesen sind.

Gewiß, man muß sich wundern, daß es noch heut zu Tag Leute giebt, die, wann sie dergleichen alte Abentheuer hören, gar nicht ungeneigt sind, ihnen Glauben beyzumessen, oder wenigstens eine Probe damit zu machen. So wenig wissen viele die edelste Gabe der Welt, ihre Vernunft, recht zu brauchen, mehrentheils deßwegen, weil sie sich niemal haben bemühen mögen, dieselbe selbst zu üben, sondern sich vielmehr angewöhnet, dem Calender das Leitseil ihrer Gedancken anzuvertrauen, oder ihn gar selbst darzu zu machen.

§. 66.

In der Arzney werden unserer Monrauten-Pflanze zwar mancherley gute Eigenschaften zugeschrieben; sie ist aber gleichwohl daselbst nicht gebräuchlich: dann, was nicht in den allgemeinen

privilegirten Apothecker-Magazinen zu finden und eingeführet ist, das ist auch ausser der Mode, und was nicht Mode ist, daß muß, soll, kann und darf man, bey Straf der Ungnade aller Pantoffel-Doctorinnen, nicht brauchen.

Die dicke, saftige, grüne Blätter haben einen anziehenden Geschmack. Sie kühlen, trocknen und stopfen, und werden deßwegen vorzüglich zu Heilung der Wunden und Brüche der Kinder, rothen Ruhr und anderer Bauchflüssen, weissen Fluß der Weiber, und dergleichen, angerühmet. Die Walliser bereiten daher eine Salbe für die Ruhr davon, und die Bauren theils Orten gebrauchen sie, die Geschwüre ihres Vieh damit zu reinigen und zu heilen; wie dann überhaupt alle Wunden und Geschwüre, wann etwas davon entweder frisch zerquetschet oder gepulvert darein gestreuet wird, am bäldesten dadurch heilen sollen, dergestalt, daß Carrichter öffentlich bezeuget, er habe sogar alle Brust-Krebs damit überwunden.

Hier haben wir also abermal ein durch die Erfahrung bewährtes Mittel wider den Krebs. Carrichter sagt es, und niemand wird so unhöflich seyn wollen, zu behaupten, daß er die Welt mit Unwahrheit berichtet. Gleichwohl wird es auch niemand zu verargen seyn, zu fragen, warum dieser wichtige Dienst heut zu Tage sogar in Vergessenheit gekommen? und so er gewiß ist, man doch

immer

immer noch auf neue gewisse Mittel hierzu sinne? Hat diese Pflanze vielleicht mit dem vermehrten Welt-Alter etwas an ihrer Kraft verlohren? Haben mithin andere diese Kraft an ihr nicht gefunden, oder ist wohl gar noch keine Probe nach diesem gemacht worden? Hat Carrichter für Wahrheit ausgegeben, was er nur gemuthmasset, oder hat er sich in Erkennung des Krebs geirret, und andere Brust-Geschwulsten oder Geschwüre dafür angesehen? Statt der Antwort geben wir den Bescheid, daß derjenige Bücher wohl lese, der alles prüfet, was er lieset, ehe er es für Wahrheit annimmt; sich durch das nützliche, schöne und wahre nicht verleiten lässet, alles zu glauben; noch auch wegen ein- und anderm unwahrscheinlichen oder mit der neuern Erfahrung nicht übereinstimmenden, sogleich alles miteinander verwirft, oder das Kind mit dem Bade ausschüttet. Unter dem vielen schwülstigen, was hin und wieder noch ferner von dieser Wunder-Pflanze aufgezeichnet ist, und wir hier billich übergehen, verdienet doch dasjenige, was Gesner davon berichtet, noch angemercket zu werden. Er sagt, die Hirten nennen sie Tauram; soll so viel als ein Stier heissen; und dieses deßwegen, weil die Kühe, wann sie davon unter dem Gras gefressen, sich zu dem Stier gesellen, und seiner begehren.

§. 67.

Ein zweytes Beyspiel von dergleichen ausserordentlichen Pflanzen haben wir an dem Sonnenthau. *Ros solis, Rorella, Prosée du Soleil.* Es ist dieses ein ebenfalls nur sehr widriges und kleines Gewächse, welches eben dergleichen morastige Gegenden und Moos liebet, als wir oben von den Moosbeeren gesaget haben. Es wächset daher auch bey uns auf dem Ried zunächst der Pulver-Mühle an einerley Stelle mit diesen im Ueberfluß. Aus einem schwachen, schwärzlichen Würzelein entspringet ein Fingerlanger, ganz blasser, dünner, röthlicher Stiel ohne Zweig oder Seitentrieb, bisweilen schiebet ein Würzelein dergleichen zwey bis drey. An dem obersten Theil dieser stehen hintereinander, doch mehrentheils nur auf einer, und nicht auf allen Seiten, etliche weisse, kleine Blümlein, welche aus fünf gleich gebildeten Blättlein, einem länglichen, engen, fünf getheilten Kelch und eben so viel Staubfäden bestehen. Sie hinterlassen ein länglichtes Saamen Gehäuse in der Grösse und Gestalt eines Weitzen Körnleins, welches oben sich ein wenig öfnet, und voll kleiner Saamen-Körnlein ist. Die fünf Blättlein oder Blümlein sind zu unterst aneinander gefüget, und doch hat sie Rajus unter die zwey und zwanzigste Classe zu denen Pflanzen gesellet, deren Blumen fünf gleich gebildete und gänzlich abgesonderte Blättlein,

lein, und den Saamen in einem eigenen Behältniß haben. (herbæ pentapetalæ vasculiferæ) Tournefort deßgleichen, und noch mehr andere nach ihm, hat sié unter die vielblätterige oder den Rosenähnliche gezählet, (herbæ flore rosaceo, pluribus petalis in orbem positis constante) und beyde haben nach unserer Einsicht es mit Recht gethan, obschon Volkamer und Tabernemontanus sie nur einblätterig nennen, da gewiß ist, daß die Zusammenfügung so unscheinbar und gering, daß sie vielmal, so behutsam man auch verfähret, gar nicht wahrgenommen werden kann.

Das allermerckwürdigste an der ganzen Pflanze sind die untere Blättlein. Diese haben ziemlich lange Stiele, stehen alle an einem Büschelein zunächst der Erden beysammen, mehrentheils aufrecht, und zwischen ihnen die blosse Blumen und Fruchttragende Stengelein. Sie haben dieses mit vielen andern Gewächsen gemein; aber darinnen unterscheiden sie sich von allen, daß sie ringsumher mit häuffigen, rothen, ziemlich langen Hörnlein besetzet sind, und diese an ihren Spitzen zarte Tröpflein eines klebrichten, durchsichtigen, weissen Wesens hangen haben. Diese Tröpflein rühren nicht von dem Thau her, wie man ehemalen glaubte, und diesem Pflänzlein deßwegen in allen bekannten Sprachen den Namen davon schöpfte; sondern sie schwitzen von innen aus denen Blättlein heraus, und sind

deßwegen nicht nur am Morgen, wann der Thau fället, und alles Gras und Kraut benetzet, sondern auch im Mittag und zu aller, auch der allerwärmsten Zeit, daran zu finden. Sie fallen zuweilen gleich nach dem Berühren des Blättleins ab, manchmal aber sind sie so klebricht, daß sie mit den Fingern gleich einem Gummi in zarte Seidenähnliche Fäden gezogen werden können. Die übrige Gestalt dieser wunderwürdigen Blättlein ist nicht bey allen gleich; doch ist sie nicht vielerley, sondern nur zweyerley. Es wird aus diesem Grund dieses Kräutlein in zwey Gattungen, als schmal- und breitblätterige, getheilet. Diese Namen zeigen schon an, worinnen der Unterschied bestehe: nemlich, daß sie bey der einen nur sehr schmal, aber dabey etwas länger, bey der andern aber mehr ins runde sich ziehen, und mithin auch kürzer seyn. Beyderley sind inzwischen gleichwohl von gleicher, blaß grüner Farb, und in der Mitte etwas eingebogen, daß sie wie ein Ohrlöffel scheinen, doch die letzten etwas mehr, als die ersten.

§. 68.

Diese Blättlein sind säurlich am Geschmack, und geben eine rothgelbe Tinctur, und von dem durch einen Brennkolben davon destillirten Wasser sagt Dodonäus, König, und andere mehr, vor und nach ihnen, daß es goldgelb über den Helm gehe. Dieses wäre gewiß was wunderbares,

und eben so merckwürdig und von der allgemeinen Weise unterschieden, als die Gestalt derselben ganz keine Gleichheit mit andern hat. Es sollen eben um dieser Farbe des Wassers wegen, die Bestand-Theile der Pflanze selbst, feucht, saur, und ölicht flüchtiger Natur seyn.

In den Apothecken findet man nichts davon, obschon ehemalen, und zum Theil noch jetzo, dieser Pflanze grosse Heils-Kräften, wie wir bald hören werden, von einigen zugeschrieben wurden. Dodonäus hat sie, und vielleicht schon andere vor ihm, in einen üblen Ruf gebracht. Er bezeuget, daß sie dermassen beissend und scharf sey, daß, wann man ein Blättlein nur mit ein wenig Salz reibe, so ziehe dasselbe Blasen, man möge es auf einen Theil des Leibs legen, wohin man wolle, Caspar Bartholinus und Olaus Borrichius in Act. Hafnienſ. geben ihm Beyfall, und bestätigen es mit dem Zusatz, daß sie deßwegen den Schaafen höchst schädlich sey, ihnen die Lunge auffresse, und einen tödlichen Husten verursache, auch daher, wie unser Rajus saget, denen Schaaf-Hirten sehr verhaßt sey. Alle diese mißrathen sie daher zum innerlichen Gebrauch auf das äusserste, und versichern, daß es ohne Schaden nicht ablauffen könne, auch die Erfahrung bezeuge, daß diejenige bälder gestorben seyen, die sich dessen bedienet, als die es unterlassen.

Hingegen sind ihrer nicht wenige, die sie eben für dergleichen Kranckheiten der Lunge, welche dadurch bey den Schaafen erreget werden sollen, auf das ernstlichste anrathen. Auch sind es zum Theil erfahrne und glaubwürdige Männer: dann unter derselben Zahl befindet sich nicht nur Conrad. Kunrath, Isaac Hollardus und Arnold de Villa nova, sondern auch der berühmte Chomel, J. R. Camerer, Schenck, Welsch und Sigesbeck, welcher letztere eine eigene Streitschrift davon geschrieben. Welch eine Verwirrung abermal! Welch erbärmliches Babel! Wem soll man glauben? der Erfahrung? Ein jeder beruft sich darauf. Wer hat also recht, wenn jene den innerlichen Gebrauch dieser Pflanze als Gift verwerfen, und sie beschuldigen, daß dadurch Lungensucht entstehe; diese aber als ein heilsames Mittel wider diese Kranckheit angepriesen, ja Arnold de Villa nova sogar sich wundert, wie ein Mensch sterben könne, der dessen nur, wie es in seiner groben Substanz ist, täglich etwas einnehme? Wie deutlich lernen wir nicht hieraus, daß zum Observieren die gröste Behutsamkeit erfordert werde, weil die Art und Weise so vielfältig ist, wordurch auch Vorsichtige zum Irrthum verleitet werden können, und eine unrecht verstandene, oder allzueilfertig für richtig angenommene, nnd dafür verkaufte Anmerckung, die gröste Verwirrung und Schaden anzurichten vermag.

Gewiß!

Gewiß! ein offenbarer Mörder oder Strassen-Räuber ist dem menschlichen Geschlecht weniger gefährlich und schädlich, als solche Anmerckungen-Schreiber: dann jene rauben uns nur die Güter, und theilen Schläge aus, oder begehen höchstens nur ein paar Todschläge. Diese aber ermorden oft lange noch nach ihrem Tode unzählich viele; theils, weil sie eine schädliche Sache für nützlich gepriesen; theils auch im Gegensatz; eine nützliche, wordurch vieler Leben hätte errettet werden können, in einen bösen Ruf gebracht haben, daß man von weiterm Gebrauch dadurch abgehalten wird. Auch ist eine solche Irrung im Observieren, und das daraus folgende Nachtheil desto wichtiger, wann sie von Personen begangen wird, die in andern Stücken sich als gelehrte und erfahrne Männer erwiesen, und mithin den Ruhm der Glaubwürdigkeit erworben haben. Diese sollen zuvorderst behutsam in Bekanntmachung ihrer Wahrnehmungen seyn, besonders, wann sie von dem schon bekannten das Gegentheil erweisen sollen: dann wo hier eine Uebereilung geschiehet, so ist der Schaden doppelt. Das alte wird dadurch zweifelhaft, und das neue tauget nicht. Man wird also auch grausam zugleich gegen seine eigene Zunftgenossen, weil man die Kunst dadurch noch länger macht, da doch das Leben immer kürzer wird, und es schon

eine Klage der Alten war, daß Vita brevis und Ars longa sey.

§. 69.

Bey solcher Ungewißheit der Würckung und des Nutzens dieser Pflanze, lassen wir uns begnügen, ganz allein noch mit wenigem das vornehmste anzuzeigen, worzu sie überdas, was wir schon von ihrer Kraft wider die Schwindsucht gesaget haben, noch ferner für tauglich gehalten werde, ohne gleichwohl die Gewähr nur für das geringste zu leisten: also soll obig gedachtes Goldgelb destillirte Wasser eine kräftige Herzstärckung und die aus den Blättlein bereitete Tinctur, wie Bonfigli sagt, ein gewisses Mittel wider den pohlnischen Zopf, plica polonica, seyn, und den Schweiß befördern. Die an den Härlein der Blättlein hangende Tröpflein rathet Doläus wider Entzündung der Augen an, und den Blättlein selbst wird überhaupt eine zertheilende und reinigende Kraft zugeschrieben; auch sollen sie die Geburt befördern, wann sie äusserlich über den Bauch gelegt; und die Zahnschmerzen stillen, wann sie in Mund genommen werden. Noch müssen wir beyfügen, daß man wahrgenommen, daß das Vieh, wann es auf der Weide davon gefressen, dadurch gail worden. Was hingegen Isaac Hollandus von seiner Kraft wider Zauberey, und die Goldmacher von einem in der Erde, wo diese Pflanze wächset, verborgen liegenden

genden Golderz, welches ihr seine Kräfte mittheilet; Andere aber von der Kraft wider die Pest, fallende Sucht, Stein, Wassersucht und das Leben zu verlängern träumen, ist schon genug, nur genannt zu haben. Man wird von uns nicht fordern, hier zu bestimmen, was von allem diesem wahr oder falsch sey. Wo nicht unser Vermögen, doch unser Ansehen möchte dahin nicht reichen. Auch düncket es uns überflüssig: dann, wer aus schon bekannten Eigenschaften die nothwendig darauf folgende Würckungen aus dem Buch der Natur zu bestimmen gelernet hat, der wird auch leicht aus dem, was Dodonäus, Bartholinus, Borrichius und Rajus von dieser Pflanze sagen, und von jedermann leicht selber geprüft werden kann, hier entscheiden können, was wahrscheinlich oder erdichtet sey. Diejenige aber, die dieses zu thun sich noch zu schwach finden, die haben es auch zu wissen nicht nöthig. Sie lernen zuvor erst sich selber und die Natur kennen, ehe sie Krancke gesund machen wollen.

§. 70.

Die dritte Zauber-Pflanze, welche wir in einer Reihe auf diesem Spaziergang antreffen, ist der sogenannte berufene Allermannsharnisch. Schon dieser Name giebt zu verstehen, wie weit das Vorurtheil und der Betrug ihre Eigenschaften erhöhet habe. Sonst wird sie auch Siegwurz

und Schlangenknoblauch, im lateinischen *Allium alpinum*, weil sie eine Knoblauch-Art und nur auf den höchsten Gebürgen wächset, wie auch, und zwar am gewöhnlichsten, *Victorialis longa*, genannt, welches eben das, was das deutsche Allermannsharnisch, das ist, so viel bedeuten solle, daß, wer die Wurzel davon bey sich träget, nicht solle können verwundet, noch von den bösen Berg-Geistern, welche die Bergleute oder Erzhäuer bisweilen, ihrer Einbildung nach, beunruhigen, auf irgend eine Art beleidiget werden.

Die Wurzel hievon ist das merckwürdigste, und nebst der Seltenheit der Pflanze vermuthlich dasjenige, was dieselbe in so grossen Ruf gebracht hat: dann ihre Bildung ist so besonders, daß ihr sonst keine andere gleichet. Es ist sich also nicht zu verwundern, daß sie gleiches Schicksal und gleiche Ehre mit den zwey vorhergehenden, dem Mohnrauten und Sonnenthau hat, als welche ebenfalls fast allein, um ihrer besondern Bildung wegen, so merckwürdig worden sind.

Sie ist länglich, Zwiebelförmig, und am äussern End mit vielen starcken, dauerhaften Zasern versehen. Das eigene besondere hievon aber ist, daß sie allenthalben mit einer vielfachen Haut umgeben, die aus lauter Fäden bestehet, welche in die Queer und Länge so weitschichtig und artig durcheinander geflochten sind, daß sie einem zierlichen

Netze gleichet. Es liegt immer ein solch zartes Netz über dem andern, so, daß die ganze Wurzel aus lauter dergleichen zusammen gesetzt scheinet. Die künstliche Natur hat hier gezeiget, daß sie auch das Weber-Handwerck verstehe. Mehr als ein Dutzend dergleichen übereinander liegende Netzförmige Häute haben wir von einer aus der Apothecke erhaltenen dürren Wurzel ohne Mühe abscheelen können, ohne, daß wir schon auf das Ende kommen wären. Was die übereinander liegende häufige Schaalen bey andern Zwiebel-Wurzeln sind, das scheinen hier diese Netze zu seyn, so, daß sie dahero mit allem Recht unter die Zwiebel-Gewächse gerechnet werden kann.

Sie lieget schief in der Erden, und treibet jährlich aus und neben der alten eine neue Wurzel, so, daß nicht selten drey bis vier derselben neben einander gefunden werden.

Aus jeglicher entspringet nur ein Stengel, wie es überhaupt bey Zwiebel-Gewächsen gewöhnlich ist. Dieser wird ein bis anderthalb Schuh hoch, eines starcken Federkiels dick, aber nicht gar dauerhaft, sondern mit einem saftig, weich- und schwammigen Marck ausgefüllet. Am untern Theil ist er röthlich, am obern grün, und am Gipfel hat er an einem runden Kopf viele, gesammelte, weisse sechs blätterige, Sternförmige Blümlein. Die Situation dieser Blümlein ist vollkommen so,

wie bey den gemeinen Garten-Zwiebeln, Cepa sativa; einzeln aber genommen, kommen sie nach ihrem botanischen Character und der Gestalt mit denen Blumen des Knoblauchs besser überein. Hingegen unterscheidet sich diese Pflanze von beyden am meisten durch die Blätter: dann diese sind allhier weder hohl wie bey den Zwiebeln, noch so lang und schmal, wie bey dem Lauch; sondern breit, aderricht, kurz, und vornen zugespitzt. Auch entspringen sie nicht nur zu unterst am Zwiebel, sondern sitzen am Stengel selbst, aber nur sehr sparsam, höchstens zwey bis vier, zum öftern nur eins oder zwey Wechselsweise, mehrentheils in der Mitte desselben. Clusius, der zuerst am besten davon geschrieben, vergleichet sie mit den Blättern des grossen Enzian.

§. 71.

Diese Pflanze ist sehr rar, welches schon daraus abzunehmen, weil nicht nur in vielen Kräuter-Büchern die Figur davon entweder gar nicht, oder höchstens die Blätter und Wurzel ohne Blume zu finden sind; sondern selbst Herr von Haller gestehet, daß er die Blume niemals gesehen. Sie muß also auch selbst auf den Schweitzer-Alpen entweder sehr selten, oder nur an unzugänglichen Orten wachsen. Ueberhaupt ist sie von der Zahl derjenigen, die nur auf den höchsten Gebürgen zu finden sind: dann also wird sie auch auf denen gefunden,

die

die Böhmen und Schlesien voneinander scheiden. Die Berg Hirten der Orten, wo sie leicht zu haben, bedienen sich derselben für böse Luft und Nebel. Sie scheinet also eben die Eigenschaft zu haben, welche unsere gemeine Knoblauch hat, weil sie in eben der Absicht gebrauchet wird. Doch soll sie noch etwas stärcker und penetranter am Geschmack und Geruch seyn, welches daraus zu schliessen, weil die Milch desjenigen Viehes, so auf der Weide davon gefressen, einen dermassen widerwärtig stinckenden Geruch bekommet, daß sie fast nicht zu geniessen ist.

Man muß sie aber nicht verwechseln mit einer Art Wald-Knoblauch, Allium ursinum genannt, welche an Laub und Blumen die meiste Gleichheit damit hat, und in den Wäldern auch der flachen Gegenden, als z. Ex. bey Tübingen oft sehr häufig wächset, aber daran leicht zu unterscheiden ist, daß die Blumen dieser am Gipfel des Stengels an einer flachen Dolden, und nicht so viel und eng gedrungen beysammen stehen, statt, daß jener Stellung eine runde Kugel oder Kopf bildet. Auch ist der Stengel bey diesem nicht halb so hoch, sondern nur Spannen lang, und die Blätter begleiten nicht wie bey jener den Stengel selbst, sondern entspringen aus der ganz anderst gebildeten Wurzel, bleiben unten beysammen, so, daß der Stengel ganz bloß darzwischen stehet.

§. 72.

So rar und selten das wahre Allermanns-harnisch-Kraut ist, so findet man doch in denen Apothecken die gedörrte Wurzeln davon. Sie scheinen aber wenig Kraft zu haben, und von etlich Ahnen her alt, aus einem Sæculo zu seyn, wo der Aberglaube noch bisweilen den Catheder und Lehrstuhl betrat. Frisch hingegen können sie eben darzu taugen, worzu der gemeine Knoblauch dienlich, gleichwie sie in ihrem Wesen einerley scharf beissend, flüchtig, aromatisches Salz besitzen. Man leget ihnen daher mit Recht eine Schweißtreibende, die Dauung befördernde, zertheilende, eröfnende und Urin befördernde Eigenschaft bey. Die Marcktschreyer verkauffen sie den Einfältigen für Allraun, als welche dieselbe, so, wie auch die Juden, nach Schröderi Zeugniß, gern bey sich tragen, um für Gespenster sicher zu seyn. Auch die schwangere Weiber, welche mit Krampf geplaget, hängen sie gern als ein Amulet an sich. Und daß der blosse Glaube bisweilen die gehofte Würckung herfür bringe, hat Herr von Haller in diesem Fall erfahren und bezeuget.

§. 73.

Die sogenannte See- oder Meer-Nelcken, welche auch sehr häufig auf unserm Ried, sonsten aber insgemein nur an den See-Küsten wächset, und wovon eine besondere, aber gar nicht viel unter-

schiedene

schiedene Art, auf Bergen gefunden wird, ist zwar eine liebliche, aber dabey, so viel man bis jetzo noch davon erfahren, fast ganz unbrauchbare Pflanze. Theils wird sie *Caryophyllus marinus* oder *montanus*, theils *Gramen marinum* oder Meergras, am besten aber mit dem eigenen Namen, *Statice*, genannt. Sie erwächset eines Schuh hoch mit einem ganz blossen, aufrechten, starcken Stengel, an welchem keine Spur, weder von Blatt, Knoten noch Zweig zu sehen ist. Er endet sich oben mit einem Blumenkopf, der fast vollkommen rund, einer Muscatnuß groß, und mit einem gemeinschaftlichen schuppigen Kelch versehen ist. Die Blümlein, woraus er zusammen gesetzet, sind zahlreich und hellroth, aber klein, doch haben sie die Gestalt der Nägelein: dann sie bestehen aus fünf gleichen Blättlein, und sitzen in einem Trichterförmigen eigenen Kelch. Zwischen diesen sind viel weisse, glänzende Häutlein gemenget, welche dem Blumenkopf ein besonder liebliches Ansehen geben. Jedes dieser Blümlein erzeuget nur ein einiges länglichtes Saamen-Körnlein, welches in dem Kelch ohne weitere oder eigene Beschirmung seine Reife erhält. Dieser Umstand, nebst der regulairen Bildung der vielblätterigen Blümlein, versetzen sie unter die zehende Classe, herbæ flore perfecto simplici semine nudo solitario. Die Blätter stehen zu ganzen Wasen alle am Boden,

und zwischen ihnen stehet der Stengel. Es ist kein einiges, so zahlreich sie auch sind, an diesem selbst auch hier am Boden zu finden, sondern sie erwachsen alle, so, wie der Stengel selbst, unmittelbar aus der Wurzel. Sie gleichen dem Gras, aber nur in Ansehung der Schmäle und nicht der Länge: dann diese ist nur wie eines Fingers Glaich. Also kurz und schmal sind sie, aber dabey so, wie die ganze Pflanze, sehr dauerhaft.

§. 74.

Man siehet hieraus, daß sie, ausser einiger Gleichheit in den Blättern, gar nichts weiter mit dem Gras gemein habe, und daher ganz unrecht Meergras oder Gramen marinum heisse. Sie hat perennirende Wurzeln, und kann mittelst derselben leicht und am besten fortgepflanzet werden. In Deutschland soll sie hin und wieder wachsen, sagt Dodonäus, doch haben wir sie nirgends angetroffen, als eben in hiesiger Gegend. Es geschiehet auch in den meisten deutschen Floristen eben so wenig Meldung von ihr, als unbekannt sie den Alten war.

Diejenige Gattung, welche die kleinere heißt, und mehrentheils nur auf Gebürgen, in Engelland aber auch in den Salzlachen an der See gefunden wird, hat etwas breitere Blätter, kürzern Stengel, und kleinere Blumen, ist aber sonst im übrigen unserer deutschen ganz gleich, so, wie auch diejenige

mit

mit weissen Blumen, ausser dieser Veränderung der Farbe, weiter nicht eigenes noch besonderes hat.

Ihre Blühzeit dauret sehr lang; vom Majo an fast durch den ganzen Sommer, und da die Blumen ein zierliches Ansehen haben, und dabey die untenstehende Blätter sehr buschicht und dick ineinander wachsen, auch im Winter lang dauren, so hat man ehemalen sowol in Deutschland, als auch in Engell und Holland die Einfassungen der Garten-Beete gern davon bereitet. Weil man aber wahrgenommen, daß sie nicht in Schrancken zu halten seyen, wann sie nicht alle Jahr umgesetzet werden, dieses aber zu viel Mühe verursachet; dabey auch, wo eine Pflanze ausbleibet, welches doch nichts seltenes war, jederzeit ein grosses Loch sich an derselben Stelle fand, und dieses ein übels Ansehen machte; so sind sie jetzo auch zu diesem Gebrauch fast gänzlich ausser der Mode kommen.

In der Arzney ist ebenfalls ihr Gebrauch nicht eingeführet, ja kaum etwas weniges von ihren Eigenschaften bekannt worden. Der einige Dalechampius hat unsers Wissens davon bekannt gemachet, daß, da der Geschmack der ganzen Pflanze sehr anziehend sey, so habe sie auch eine wunderwürdige Kraft zu trocknen, und mittelst derselben die Bauch- und Blutflüsse zu stillen, und Wunden und Geschwüre zu heilen, sowohl äusserlich

lich zerquetscht aufgeleget, als auch den Saft innerlich genommen.

§. 75.

Wir müssen uns noch immer mit Pflanzen beschäftigen, deren Nutzen bisher sowohl in der Haushaltung als Arzneykunst noch sehr gering geblieben. Wir haben auch auf diesem Spaziergang nicht viel besseres ferner zu gewarten. Niemand wundere sich darüber, und glaube, daß die Schuld an den Pflanzen sey. Vielmehr ist der Mangel ihrer Erkänntniß, welcher von der Seltenheit ihres Wachsthums, der grössern Mühe sie zu sammeln, und der kurzen Zeit, seit welcher die meiste erst entdecket worden, herrühret, dasjenige, was gehindert hat, diese Alpen-Pflanzen besser zum allgemeinen Nutzen zu verwenden. Die Schuld gebühret also den Menschen und nicht den Pflanzen. Doch lässet sich daraus, weil sie der Schöpfer nur selten und noch darzu gröstentheils an unzugänglichen Orten wachsen lassen, mit einiger Wahrscheinlichkeit muthmassen, daß sie denen Menschen wohl entbehrlich, oder wenigstens wider keine Kranckheiten gerichtet seyn müssen, die oft vorkommen: dann dasjenige, was die Marcktschreyer von den vorzüglichen Kräften der Wald- und Alpen-Pflanzen, mit Vorzeigung eines Gemsenhorns, ausposaunen, wird wohl nicht vermögend seyn, das Gegentheil zu erweisen.

§. 76.

Eine solche nur auf den höchsten Felsen wachsende ist die Berg-Benedick mit dem Gamanderleinsblatt, *Caryophyllata alpina, Chamædryos folio*, als welche nur auf den steilesten Spitzen der Steirisch-Oesterreichisch-Schweitzer- und Tyrolischen Alpen gefunden wird. Sie wird, wie dieser Name ausweiset, von einigen zu dem Geschlecht der Benedickwurz, deren wir im vorhergehenden sechsten Theil, sechszehenden Spaziergang, mit mehrerm gedacht haben, gerechnet, weil die Bildung ihrer Blumen und des nachfolgenden Saamen mit diesen einige Gleichheit hat. Hingegen ist die Anzahl der Blumenblättlein hier grösser, weil ihrer nicht nur fünf, sondern meistentheils acht sind. Sie ist also sowohl darinnen, als auch in Ansehung des mit langen Federn geschwänzten Saamen, den Blumen der Anemone ähnlicher, nur, daß dieser der Kelch fehlet, womit jene versehen ist. Sie hat daher in Ansehung der Blume zwar die meiste Gleichheit mit diesen zwey Pflanzen-Geschlechtern, aber in den Blättern und der übrigen ganzen Bildung ist sie sehr weit davon unterschieden: dann sie hat nur ganz kleine, ovalrunde, rings umher tief gesägte, das ist, solche Blättlein, die denen der Gamanderlein, Chamædrys, vollkommen gleichen. Nimmt man aber die ganze Gestalt oder alle Theile der Pflanze zugleich

in

in Betracht, so scheinet sie mit denen Helianthemis oder Cistus Röslein am meisten Aehnlichkeit unter allen Pflanzen-Geschlechtern zu haben: dann sie erwächset eben so niedrig, hat, wie zum theil diese, dauerhafte Blätter, eben die Gestalt der Blume, und diese ist eben auch dem Schicksal, daß sie bald abfället, unterworfen; Mit einem Wort, sie scheinet dem ersten Anblick nach, und ehe man die Anzahl der Blumenblättlein, Figur des Laubs und Beschaffenheit der Saamen nach den Regeln der Kräuter-Wissenschaft genauer betrachtet hat, am ehesten hieher zu gehören. Die beyde Bauhini haben sie daher auch, Chamædrys flore Cisti seu fragariæ, und Clusius, Camerarius, Tabernemontanus mit noch mehr andern, Chamædrys montana seu alpina, genannt. Da aber die Chamædrys ausser den Blättlein gar keine Gleichheit, sowohl in den Blumen als übrigen Structur, noch die Caryophyllata mehrere, aber eine geringe des Saamens und der Blume hat, so ist dem Ritter Linnäus, nebst Rajen und Herrn von Haller nicht übel zu deuten, daß sie bey so grosser Ungleichheit für besser gehalten, ihr den eigenen besondern Namen, Dryas, beyzulegen.

§. 77.

Doch wir müssen sie noch besser kennen lernen. Es hat diese niedrige, kleine Pflanze eine knotige, harte, holzige, lang daurende Wurzel, welche viele

viele röthliche Zweiglein zugleich hervor schiebt. Diese sind mit obgedachten kleinen Blättlein reichlich, aber ohne Ordnung, besetzet, kriechen nur auf dem Boden, und ziehen, wie es scheinet, gern selbsten Wurzeln, weil man nicht selten ganze Wasen davon antrift. Die Blättlein sind sehr dauerhaft, hart, auf der obern Seite dunckelgrün, auf der untern ganz weiß, nnd die über den ganzen Rand tief eingesägte Zähne sind nicht zugespitzt, wie bey den meisten Pflanzen, sondern ganz stumpf. Zwischen diesen Blätter-Sträußlein entspringen aus der Wurzel die Blumen. Eine jede hat ihren eigenen, ganz blossen, rauhen, Fingers langen Stiel, worauf sie zu oberst sitzt. Sie sehen den Erdbeer-Blumen an Farbe und Figur ganz gleich, haben aber mehr und zärtere Blättlein, fallen leichter ab, und der Kelch ist auch in mehrere oder so viel Abschnitt getheilet, als die Blume Blättlein hat. Der nachfolgende Saame ist bloß, hat aber, wie wir schon gesagt haben, Federförmige Verlängerungen auf Art der Anemonen oder Waldreben, Clematis, welche wir im sechsten Theil, sechszehenden Spaziergang, beschrieben haben.

§. 78.

Diese Pflanze besitzet übrigens sehr wenig von denen Eigenschaften, welche wir an der gerechten Benedictwurz gelobt haben. Doch ist sie deßwegen nicht ganz unwürcksam, sondern hat

vielmehr

vielmehr einen starcken, anziehenden Geschmack, wird auch daher, wie J. Bauhin bezeuget, von denen Einwohnern der Gebürge für die Ruhr gebraucht und angerathen. Sie könnte also mit eben dem Recht und Hofnung eines guten Erfolgs für allerley Arten Bauch- und Blutflüsse, bey Ermanglung anderer, Dienste thun. Doch, da wir an dergleichen Mitteln einen Ueberfluß in der Ebene haben, so wird wohl niemand so gar darinn verliebt seyn, daß er sie mit Lebens-Gefahr und grosser Mühe zu diesem End von den Felsenspitzen herab hohlen, und unterwegs vorhero ein Dutzend andere von eben der Gestalt und Würckung mit Füssen tretten sollte. Um so weniger scheinet sie zu des Menschen Nutzen und Gebrauch erschaffen zu seyn, sondern vielmehr hat der für alle seine Creaturen sorgfältigste Schöpfer, der dem Vieh und den jungen Raben, die ihn anrufen, sein Futter giebt, hiermittelst auch den Gemsen das Ihrige auf den höchsten Klippen reichen wollen: dann eben deßwegen wächset sie sonst nirgends als bey den Wohnstätten dieser Felsenbürger, so, wie man aus der Erfahrung weiß, daß sie die grüne Blättlein davon sehr begierig fressen, und sich gern an dergleichen Stellen aufhalten, wo sie häufig wächset.

§. 79.

Nunmehro sehen wir die Hofnung erfüllet, welche wir bey dem vorhergehenden Wald-Spaziergang

gang hatten, auf diesem der Berge, die zweyte höher wachsende Gattung von Heidelbeeren anzutreffen. Diese träget ebenfalls schwarze Beere, als wie die gemeine Gattung, welche lieblich zu essen sind. Das Sträuchlein wird Schuh hoch, erwächset aufrecht, hat viele Zweiglein, und diese sind mit sehr zahlreichen Blättlein besetzet. Hingegen ist der unterste Theil des Hauptstengels oder Stamms, mehrentheils fast bis auf die Hälfte von Blättern entblösset. Sie sind kleiner als die des gemeinen Heidelbeerstrauchs, obschon das Sträuchlein selbst höher erwächset, und am Rand nicht gezähnet, wie diese, sondern allenthalben glatt, länglicht, ovalrund, auf dem Rücken blaß oder weißlicht, mit vielen gelb röthlichen Adern gezieret, und dauren nicht über Winter, wie jene mit der rothen Frucht oder die sogenannte Preusselbeer. Linnäus und Herr von Haller hat hievon das Haupt-Unterscheidungs-Zeichen genommen, und sie deßwegen, Vaccinium foliis annuis exalbidis genannt. Sonst hat sie auch von einigen den Namen *Vitis Idæa fol: oblongis albicantibus*, und im Deutschen, Moosheidelbeer, aber diesen letzten nicht mit Recht erhalten: dann sie wächset nicht im Mooß.

Sie unterscheidet sich also von der gemeinen Heidelbeer Gattung gröstentheils durch die Blättlein, da hingegen die Blümlein mit dieser fast einerley Bildung und Lage haben, das ist, eben so

wohl nur hin und wieder einzeln zwischen den Blättern hervor brechen, statt, daß jene rothe Preusselbeer ihre Blümlein und Früchte an kleinen abhangenden Tráublein und nur an dem Gipfel der Zweiglein tragen.

Ihr Geburts-Ort sind mehrentheils die Wälder der hohen gebürgigen Gegenden. Sie tragen aber nicht allenthalben Früchte, sondern es bleibt gar oft die Blüthe entweder gar aus, oder verwelcket doch vor der Zeit, ohne Hinterlassung einiger Frucht. Herr von Haller bezeuget, daß er ganze Wälder voll mit dergleichen verwelckten Blumen gesehen, wovon nicht eine einige eine reife Frucht von sich hoffen ließ. Auch wir erinnern uns, indem wir diese seine Nachricht lesen, daß wir einstens eine grosse Menge alter und junger Sträuchlein in einem auf der Anhöhe bey dem berühmten Deinacher Gesundbrunnen im Würtembergischen gelegenen Wald angetroffen, aber unter der ganzen Menge nicht eine einige Blüthe, vielweniger Frucht finden können.

Diese Früchte oder Beere sind etwas grösser als die gemeinen Heidel, und nicht vollkommen rund, wie diese, sondern länglicht. Sie werden Jägerbeer genannt, weil sie an denen Stellen, wo diese oft hinkommen, gern wachsen, und ihnen in Ermanglung besserer zum Labsal sind. Am Geschmack sind sie nicht minder angenehm als die ge-

meine,

meine, voll eines lieblich saurlecht weinigen Safts. Sie sollen daher berauschen, wie Camerarius, du Choul, und andere aus dem Bericht der Jäger- und Ackerleute bezeugen, wann viel davon genossen wird.

An medicinischen Eigenschaften besitzen sie eben das, was die gemeinen, als von welchen bekannt ist, daß sie die Landleute wider die Ruhr und andere Bauchflüsse brauchen. Es ist auch gewiß, daß sie eine starck anziehende Kraft haben, wollen aber gleichwohl zu diesem End mit Vorsicht gebraucht seyn: dann man lieset in den Breßlauischen Sammlungen ein Exempel, wo ein davon bereitetes Decoct eine tödtliche Verstopfung verursachet hat, da hingegen wider den Scorbut man ein anderes von glücklichem Erfolg in dem Tagbuch der deutschen Naturforscher aufgezeichnet findet. Eine noch stärcker anziehende Kraft besitzen die zarte Blättlein, sie werden daher nebst den zarten Reisern, wie Boeckler sagt, von den Färbern öfters zum Färben gebrauchet.

§. 80.

Jetzo treffen wir eine besondere Gattung des schon im vierten Theil und zwölftē Spaziergang auf eine Wiese im Mayen sattsam beschriebenen Baldrian an, welcher, weil sie in der Gestalt von der gemeinen in etwas abweichet, wir mit wenigem gedencken müssen. Schon ihr Geburts-Ort unter-

scheidet sie zwar von der fast in ganz Europa an den Wasser-Ufern wachsenden erstgedachten gemeinen, weil sie nur auf Gebürgen gefunden wird, noch mehr aber und deutlicher thut dieses die veränderte Bildung der Blätter: dann hier sind sie nicht federförmig oder bis auf die mittelste Rippe eingeschnitten, sondern breit, oben zugespitzt und am Rand nur gekerbt, so, daß sie den Blättern der grossen gemeinen Nesseln, der Bildung nach, ziemlich gleichen. Auch sind es nur die untersten, welche unmittelbar aus der Wurzel mit eigenen ziemlich langen Stielen wachsen, die diese Gestalt haben, die übrigen, welche paarweis und ohne Stiel, wie bey der gemeinen Gattung, am Stengel sitzen, sind anders gebildet, dreygetheilt, oder in drey Flügel zerschnitten; dergestalt, daß zwar der mittelste derselben etwas breiter und grösser ist als die andere, welche ihm unten zur Seiten stehen, und also die Gestalt der Wurzelblätter, wann er allein betrachtet wird, in etwas beybehält, aber dieselbe gänzlich verlieret, wann alle drey zusammen vor ein Blatt, wie sie es auch würcklich sind, genommen werden. Herr von Haller hat deswegen das Unterscheidungszeichen dieser Bergart von den übrigen, hievon genommen: dann er nennt sie auf lateinisch: Valeriana foliis ad caulem tripteris. Das übrige der Gestalt, ist mit der gemeinen fast einerley. Doch ist der Stengel nicht so hoch, aber eben

so starck, und bekommt mehrere Nebenzweige. Die Wurzel ist holziger, hat mehrere Zasern, und riecht noch stärcker. Sie ist also vermuthlich auch der Würckung nach kräftiger.

Sie perennirt, und wird, weil ihre Geburts-Oerter nur Gebürge sind, und sie daher an wenig Orten von selbst wächset, und nicht so leicht zu haben ist, von den Kräuter-Liebhabern gern in die Gärten gepflanzet, woselbst sie am leichtesten durch Theilung der Wurzeln vermehret werden kann. Die beste Zeit hierzu ist im Herbst, wann ihre Blätter welcken. Sie wurzeln sodann über Winter wohl ein indessen, bis die Frühlings-Tröckne kommet, und können also gleich den ersten Sommer zur Blüthe gelangen, welches nicht geschehen würde, wann sie zu anderer Zeit versetzt worden wären. Auch kommen sie in einem lettigen starcken Boden und schattigen Ort besser fort, als in leichter Erde und Sonnenreicher Stelle, oder man muß sie hier znm öftern begiessen, und also dahin sehen, daß die Wurzeln immer Feuchtigkeit genug haben.

§. 81.

An innern Eigenschaften, besonders, was die Arzneykräften anbetrift, ist sie jener gemeiner Gattung ganz gleich. Diese aber sind schon im vierten Theil, zwölften Spaziergang §. 45. 46. &c. zur Genüge angezeigt worden. Wir wollen sie also

hier nicht wiederholen. Doch, da man daraus ersiehet, daß ihr vorzüglichstes in Vertreibung des fallenden Weh, und andern Arten von Gichtern, bestehet, so wird uns erlaubet seyn, zu fragen, warum doch heut zu Tage dieser wichtige Dienst sich so gar selten mehr zeige, da es doch gewiß kein Vorurtheil seyn kann, was so viel glaubwürdige berühmte Männer nicht nur unter den Deutschen, sondern auch in Franckreich und andern Ländern, wo die Wissenschaften blühen, im vorigen und erst noch zu Anfang dieses Seculi, aus der Erfahrung davon bezeuget haben? Ist nicht vielleicht der Unterscheid des Gebrauchs und der Zubereitung die Ursache hievon? Wir wollen ein paar Beyspiele von jenen Zeiten, aus den Abhandlungen der Königlichen Academie der Wissenschaften in Paris, und dem Tagebuch der deutschen Naturforscher hieher setzen, damit man um so leichter diesen Unterschied im Gebrauch der vorigen gegen die jetzige Zeit einsehen und beurtheilen könne. Fabius Columna war, so viel uns wissend ist, der erste, welcher in seinem Tractat, Phytobasanos, genannt, worinnen er unterschiedene Pflanzen der Alten beschreibet, Nachricht von dieser merckwürdigen Eigenschaft der Baldrianwurzel gegeben, und dabey bezeuget, daß er nicht nur an andern, sondern auch an sich selbst dieselbe erfahren habe. Von ihrer Zubereitung, sagt er, man solle die Wurzeln

aus der Erde ziehen, ehe sie Stengel zu treiben anfängt, das ist, im Merz. Nachdem man sie getrocknet, solle man ein Pulver daraus machen, und dem Krancken einen halben Löffel voll davon, oder am Gewicht anderthalb Quintlein in Wein, Wasser, Milch, oder was sonst flüssiges am bequemsten bey der Hand, nur ein oder zweymal, nach Beschaffenheit der Umstände und des Alters, eingeben. Der gelehrte Marchant, ein Mitglied der Königlichen Academie zu Paris, wurde, als er diese Erfahrung und Nachricht las, durch das Ansehen dieses berühmten Mannes bewogen, eine Probe damit zu machen, und den Erfolg davon zum allgemeinen Nutzen, in den Abhandlungen seiner gelehrten Gesellschaft, Anno 1706. der Welt mitzutheilen. Auch wir wollen daher, der Wichtigkeit wegen, ein gleiches thun. Er lautet nach der deutschen Uebersetzung also: „Ich zog im „Merz von diesem Kraut Wurzeln aus der Erde, „sonderte sie so ab, wie es Columna vorgeschrieben, und gab in vorgeschriebener Menge einem „Menschen von 15. bis 16. Jahren davon ein. „Dieser hatte vom siebenden Jahr an, fast alle „Wochen, die fallende Sucht. Er verlohr dabey den Verstand, und schäumte mit dem Mund. „Es daurete aber nicht länger als sieben oder acht „Minuten. Das Uebel verließ den Menschen, „nachdem er die Arzney eingenommen, achtzehen

„Tage. Nach der Zeit aber verfiel er in acht Ta-„gen zweymal darein, mit dem Unterschied, daß je-„der Anfall nur vier Minuten währte. Ich ur-„theilte, das Mittel habe nur einige Feuchtigkeiten „beweget, welche den Lauf der Kranckheit geändert „und aufgehalten. Ich ließ ihn also purgieren, „und gab ihm von dem Pulver noch einmal ein. „Das Purgier-Mittel hatte fast gar nichts ge-„than, und drey Tage darnach kam ihn sein Uebel „wieder an. Er mußte also noch einmal purgie-„ren. Den dritten Tag darauf gab ich ihm andert-„halb Quintlein vom Pulver ein. Er bekam da-„von heftigen Schweiß, und es giengen etliche „Würmer durch den Stuhlgang ab. Vier Tage „darnach nahm er noch ein Quintlein, davon er „nur schwitzte. Seit der Zeit, etwan sechs Jahr „her, ist er vollkommen gesund gewesen.„ Der Herr Bekanntmacher fährt weiter fort:

„Einer von meinen Freunden bat mich, dieses „Mittel einer andern Person von zwanzig Jahren „und etlichen Monathen einzugeben. Sie hatte „seit dem vierzehenden Jahr die fallende Sucht „gehabt, und zwar ordentlich alle Monathe. Die „Heftigkeit war so groß, daß man sie bey dem letz-„ten Anfall, sich auf die Erde werfen, und einen „Hof, neun bis zehen Toisen lang, von einem Ende „bis zum andern wälzen gesehen, dabey sie mit „dem Munde geschäumet, und länger als eine halbe

„Stunde,

„Stunde, ohne sich zu besinnen, gelegen. Als ich „den Krancken sah, und noch die Kopfstösse an „ihm fand, glaubte ich, eine Aderlässe seye vor al„lem am ersten nöthig; und das geschahe an dem„selben Tag. Drey Tage nachhero purgierte er, „und hatte drey folgende Tage Ruhe. Darauf „nahm er zwey Quintlein Pulver von der Wurzel „dieser Pflanze ein. Nachmittag schwitzte er da„von sehr starck, und es giengen viele Würmer „ab. Die vier folgende Tage schien der Mensch „weit aufgeraumter als zuvor. Den fünften „nahm er noch ein Quintlein von dem Pulver; „davon schwitzte er weniger als das erstemal, und „es giengen noch etliche Würme ab. Das letzte„mal schien ihn die Arzney sehr abgemattet zu „haben. Aber von der Zeit an, es sind etwan „zwey Jahr, hat er keinen Anfall mehr von seiner „Kranckheit gehabt, und also seine Gesundheit völ„lig wieder erlanget.„ Ferner sagt er: „Ich „habe dieses Mittel vielmals Kindern und alten „Leuten mit Nutzen eingegeben. Bey einigen hat „es den Anfall zurück gesetzet, bey andern seine „Heftigkeit und Dauer vermindert. Dieses ist „nichts geringes bey einer Kranckheit, bey der die „Cur, ja auch die Milderung immer so zweifel„haft geschienen. Es ist auch ein grosser Vor„theil, daß man dieses Mittel in allem Alter der „Krancken versuchen kann. Ein Glied dieser Ge-

 „sellschaft,

„sellschaft, dem ich es angezeiget, kan zeugen, er „habe das Vergnügen gehabt, zu sehen, daß eine „mit der fallenden Sucht behaftete Person, der er „es selbst eingegeben, völlig gesund worden sey.„ So weit gehet die Erzehlung dieses fleissigen Franzosen, und setzet diesem noch hinzu, daß er das Pulver bey aller Gelegenheit in einem Glas weissen Wein eingegeben, und den Krancken durch Purgieren oder andere Vorbereitung, die auf der Klugheit und Beurtheilung derer, die dieses Mittel verordnen, beruhen, zum nutzlichen Gebrauch geschickt gemacht habe.

Hier haben wir also etlich merckwürdige Curen an Jünglingen, die schnell und mit Bestand von einem Franzosen verrichtet worden sind. Wir wollen diesen noch eine von einem Deutschen an einer jungen Weibsperson an die Seite setzen, damit daraus erhelle, daß unsere Wurzel nicht nur in Franckreich, sondern auch in Deutschland; nicht nur bey Jünglingen, sondern auch bey Jungfrauen, ehemalen diese Würckung gehabt habe. D. Christian Schuhmann ließ sich noch am Ende des vorigen Jahrhunderts durch den vielen Ruhm, welchen der gelehrte D. Krüger in dem Tagebuch der deutschen Naturforscher, Dec. II. Anno VII. Obs. 78. dieser Wurzel wider gemeldte Kranckheit beylegte, eben sowohl als obgedachter Monf. Marchant, durch den Columnam bewegen, einen Versuch

Versuch damit zu machen. Er thats auch würcklich bey der ersten Gelegenheit, und siehe! dieses ist die Folge davon, welche er eben demselben Tagebuch einverleibte: „Eine Dienstmagd war diesem Uebel dermassen unterworfen, daß es sie alle „Wochen etliche mal überfiel, ja bisweilen gar etlichemal in einem Tag. Sie hatte es aus einem einigen Schrecken sich zugezogen, und war übrigens ganz gesund, hatte auch ihre monathliche „Reinigung ordentlich; allein merckte man an „ihr, daß der Appetit bisweilen allzustarck war. „Nachdem ich ihr, sagt der Herr Bekanntmacher, „unterschiedene absorbierende Mittel dawider, aber „vergebens, gegeben, habe ich sie endlich das Baldrian-Pulver, erstlich damit vermischt, zuletzt „aber dieses ganz allein und in grösserer Dosi „nehmen lassen. Hierauf sind die Anfälle nicht „nur von Tag zu Tag kürzer geworden, und sparsamer gekommen, sondern die Krancke ist endlich „gänzlich davon befreyet worden, und bishero geblieben, so, daß sie seithero schon etliche Jahr, „durch GOttes Güte, eine vollkommene Gesundheit geniesset.„

Wann wir nun einen Vergleich anstellen, zwischen der Art, wie diese Wurzel jetzo gebrauchet wird, und wie sie ehemals gebrauchet worden, und gebrauchet werden solle, so wird die Ursache bald klar werden, warum man jetzo so selten mehr eine

merckliche Würckung davon verspühret: Die Wurzelmänner und Kräuterweiber, welche sie zum Verkauf sammeln, nehmen die Zeit selten so in acht, daß sie dieselbe zu Anfang des Frühlings, ehe der Stengel treibt, und mithin, wann sie in ihrer besten Kraft ist, sammeln, sondern vielmehr ist ihnen jede Zeit einerley, wo und wann sie dieselbe antreffen, und der Apothecker oder Materialist zu kaufen verlanget. Sind sie einmal in den Händen dieser, so werden sie selten so sorgfältig gedörret und verwahret, als erforderlich wäre, ihre Kraft beyzubehalten: dann bald geschiehet dieses allzuschnell in und auf dem Beckenofen, wordurch die meiste würcksame Theile, besonders bey starck riechenden, wie diese sind, davon dämpfen; bald werden sie an einem gar zu feuchten Ort aufgestreuet, so, daß sie bey feuchtem Wetter verschimmeln. Sind sie trocken, so werden sie in Kästen verwahret, und daselbst etliche Jahr als Gefangene gehalten, bis die Alten erst ausgebraucht sind: dann es wäre ausser der Mode und wider das Interesse der Herren Apothecker, wann sie die frische vor den alten consumieren wollten: Pflegt man doch in allen Magazinen die alte Haufen vor den neuen anzugreiffen. Wird die Pulverschachtel oder Büchse in etlichen Jahren leer, so werden sodann die älteste Wurzeln hervor gesucht, den Abgang zu ersetzen. Sie werden hierzu nochmals bey ziemlicher Hitze

gedörret,

gedörret, zu Pulver gestossen, und die hölzerne Büchse davon gefüllet. Dieser Vorrath kann wiederum, weil der Verschluß davon nicht starck ist, etlich, ja wohl in manchen Apothecken, zehen und mehr Jahre dauren, und alt werden, bis er gänzlich consumiret wird. Wer will also eine Kraft fordern von einem solchen zur unrechten Zeit gesammelten, übelgedörrten, schlecht verwahrten, durch die Hitze, Luft und Zeit, aller seiner würcksamen Theile beraubten Wurzel-Pulver? Setzt man diesem noch hinzu, daß meistens im Gebrauch selbst auch noch gefehlet werde, da statt anderthalb bis zwey Quintlein auf einmal zu geben, von den meisten selten mehr als ein halb Quintlein dem Krancken gereicht, und zum öftern, damit das Recept auch groß werde, mit vielen unnützen Dingen vermischt, verschrieben wird; so hoffen wir, es werde niemand schwer fallen, einzusehen, woher die Ursache des verfehlten Endzwecks rühre, noch vielweniger jemand so unbillich seyn, sie dem Mangel der belobten Eigenschaft zuzuschreiben. Das nutzbare hat schon längst der Mode weichen müssen.

§. 82.

Eine schöne Art Berg-Sinau ist es, welche wir hier auch auf unserer Alpen-Reise antreffen, und sowohl in dem gleich anfangs im ersten Theil dieser Pflanzen-Historie mitgetheilten Catalogo, als auch in dem darnach verfertigten Herbario

portatili

portatili enthalten ist. Wenn es üblich wäre, die Benennung der Pflanzen auch aus der Gestalt der Blätter zu bestimmen, so könnte man sagen, daß sie halb Sinau, halb Fünffingerkraut sey. Die Blumen haben vollkommen die Art des Sinau; die Blätter hingegen sind, wie die des Fünffinger-Kraut, in fünf, sieben, bis neun Theile, bis an den Stiel gespalten, und diese Theile eben auch also, wie bey diesem, rangirt. Caspar Bauhin nennet sie daher Alchymilla alpina quinquefolia; besser aber und den Unterscheid von andern deutlicher anzeigend, ist folgender Nahme des Herrn von Haller: Alchymilla foliis digitatis subtus argenteis: dann die Ruckenseite der Blätter ist so wohl als die Stiele und Blumen-Kelche mit einer silbernen Seiden-Wolle gänzlich überzogen, so, daß sie daher auf dieser ganz weiß, auf der vordern aber schön dunckelgrün sehen. Sie sind über dieses ganz weich und glatt anzufühlen, und die den Fingern einer Hand der Stellung und Bildung nach gleichende Abtheilungen oder Blätterflügel nur am Rand des obern Theils gekerbt, auch zum öftern in der Mitte der Länge nach zusammen gefalten. Ein mehrers von der Bildung der Blumen, wie auch ihren Arzney- und Oeconomischen Nutzen können wir hier entbehren, weil das allgemeine schon im zweyten Theil, achten Spaziergang, davon erörtert worden; von dieser Gattung aber

weiter

weiter nichts besonders in beyder Absicht bekannt ist, als daß die Blümlein dem Unfall mehr als andere Pflanzen ausgesetzet sind, daß sie bisweilen, wie Herr von Haller berichtet, und wir selbst erfahren und gesehen haben, ganz schwarz werden.

§. 83.

Eine lieblich anzusehende Pflanze ist ebenfalls, welche *Soldanella alpina* genannt wird, und in diesem Monath auf den Gebürgen, gleich nach Verschmelzung des Schnee, zum Vorscheln kommet. Sie hat schöne, blaue, weit ausgebreitete Blumen, deren Gestalt den Garten-Nelcken ziemlich nahe kommet, nur daß sie viel kleiner sind. Die Wurzeln liegen schief im Boden, sind hart, schwärzlich braun, knotig, und mit vielen Zasern versehen. Hieraus entspringen zuerst, wie bey den Merzen-Violen, vier, fünf, bis sechs dauerhafte, dunckelgrüne, runde Blätter, und zwischen diesen ein schwacher, nur Spannenlanger, blosser, aufrechter Stengel, woran zu oberst zwey bis drey Blumen an eigenen kurzen Stielen hangen. Diese neigen sich unterwärts, und bestehen zwar nur aus einem Stück auf Art der Glocken. Es ist aber dasselbe sehr tief fünf getheilet, und jede Abtheilung oben wieder in etlich spitzige Flügel gekerbt. Der Kelch ist ebenfalls scharf fünf getheilt, und der darinnen zurückbleibende Saame in einem eigenen langlechten oder Cylinderförmigen Behältnisse eingeschlossen.

sen. Dieses ist oben geöfnet und gezähnt. Aus diesem erhellet schon, zu was für einer Classe diese Pflanze gehöre, und daß es keine andere als die neunzehende seyn könne, weil diese die Pflanzen mit einblätteriger Blume und nachfolgendem eigenem Saamen-Gehäuse begreift. Noch müssen wir von den untersten Wurzelblättern melden, daß sie eigene ziemlich lange Stiele haben, und an Gestalt denen Haselwurzblättern am meisten ähnlich, aber nicht so groß, sondern in diesem Stück denen des Löffelkrauts gleicher seyen.

§. 84.

Diese Pflanze ist perennirend. Sie läßt sich daher durch Theilung der Wurzeln am besten auch deßwegen in denen Gärten fortpflanzen, weil die Erfahrung gelehret hat, daß der Saame daselbst nicht gern aufgehe, noch fortkomme. Hieselbst blühet sie sodann gleich mit den ersten Frühlings-Blumen im April, und also um ein paar Monath bälder als an ihrem gewöhnlichen Geburts-Ort auf den Alpen. Sie scheinet also eine Frühlings-Pflanze zu seyn, ob sie schon erst in diesem Brachmonath auf den hohen Alpen erscheinet: dann hieselbst kann der Frühling erst um diese Zeit, nach geschmolzenem Schnee, anfangen.

§. 85.

Weder in der Arzney, noch sonst irgendwo, ist etwas nützliches davon bekannt: dann das,

was Lobelius und Constant sagen, ist voller Ungewißheit, und von keiner Wichtigkeit.

Hingegen findet man an den Meer- und See-Ufern in Italien, Franckreich, Flandern, Holland, und mehr andern Ländern, noch eine Pflanze dieses Namens, welche zum Unterschied, *Soldanella marina*, oder auch *Brassica marina*, französisch, *Chou marin*, deutsch, Meerkohl, Meerwinde, genannt wird. Diese hat, nach einstimmigem Zeugniß, stärcker würckende und mehr bekannte Eigenschaften. Sie ist scharf und reitzend, führet das Gewässer bey Wassersüchtigen starck ab, und dienet mithin in vielen Fällen, die von einem Ueberfluß an Feuchtigkeiten, derselben widernatürliche Zurückhaltung und Anhäufung im Leib entsprungen seyn. Sie war den Alten zu diesem Gebrauch schon bekannt, aber auch von ihnen auf andere Art für schädlich gehalten worden: denn Dioscorides sagt ausdrücklich von ihr, daß sie dem Magen beschwerlich und schädlich sey. Indessen wird sie doch an theils Orten, wo sie frisch genugsam zu haben ist, in Gebrauch gezogen, besonders für Milzsüchtige, die zugleich geschwollen sind; entweder als ein Saft oder Pulver, allein oder mit Löffelkraut, Rhabarber, und andern laxierenden und Scharbockskräutern gemischt. Sie ist von obiger Art gar leicht aus der Bildung zu unterscheiden, wann ja die grosse Verschiedenheit der Geburts-

Stelle nicht schon hinlänglich hierzu wäre: dann sie ist eine Winden-Art. Sie bekommt mithin nach Art dieser, schlancke, auf dem Boden kriechende Stengel, welche ohne Ordnung bald hie, bald da, mit Blättern und Blumen untereinander besetzet sind. Diese haben die Gestalt der Glocken vollkommen; jene hingegen, die Blätter, gleichen den Blättern der ersten oder Berg-Gattung, und beyde haben vermuthlich nur dieser Gleichheit wegen einerley Nahmen erhalten: dann in all übrigen Stücken sind sie einander gewiß sehr ungleich.

§. 86.

Saxifraga foliis reniformibus acute crenatis, ist eine auf den Alpen wachsende Art des weissen Steinbrechs, dessen gemeinste Gattung an theils Orten, besonders bey Calw im Würtembergischen, auf den Wiesen oft in der grösten Menge gefunden wird. Wann die Eigenschaften der Pflanzen jederzeit mit dem Nahmen übereinstimmten, so sollte man sich von dieser was besonders gutes versprechen können: dann, so wohl der lateinische als deutsche, sollen eine Stein zermalmende Kraft anzeigen. Schon aus diesem siehet man, daß sie in den leichtglaubigen Zeiten bekannt worden, als man noch gewohnet war, denen Pflanzen einen gewissen Theil des Leibs anzuweisen, und ihre Würckung dahin einzuschräncken. Auf diese Art seye die vielerley Leber, Lungen, Milz, Haupt, ꝛc.

Kräuter

Kräuter entstanden. Doch läßt sich nicht mit gänzlicher Gewißheit behaupten, daß sie den ältesten griechisch- und lateinischen Aerzten schon bekannt gewesen sey.

Unsere Bergart wird von einigen, als Ruppio und Tournefort, Geum rotundifolium; vom Clusio aber, Sanicula montana, genannt, und also zu dem Sanickel-Geschlecht gezogen. Sie bekommt einen Schuhlangen, aufrechten Stengel, der sich oben in viele Zweige theilet, welche mit schönen silberfarben kleinen Blümlein sehr zahlreich gezieret sind. Diese Blümlein haben fünf gleiche Blättlein, und der nachfolgende Saame hat, wie bey der vorhergehenden Soldanella, sein eigenes Gehäuse, welches aber eine andere Gestalt bekommet, weil es sich oben mit zwey Hornähnlichen Spitzen endiget. Doch würden sie, dieses Unterschieds ungeachtet, gleichwohl zu einer Classe gehören, wann nicht die fünf Blättlein, welche die Blumen dieser haben, es hinderten, und sie deßwegen in die zwey und zwanzigste Classe versetzten: dann jener bestehen nur aus einem Stück.

Die Blätter, womit diese Pflanze versehen, haben die Gestalt der Nieren, sind aber etwas runder, eines halben Batzen groß, am Rand rings umher scharf gesägt, etwas rauh und saftig; haben eigene ziemlich lange Stiele, und stehen größtentheils zu unterst an der Wurzel beysammen.

Doch ist der Stengel auch nicht gänzlich von demselben entblösset, sondern hin und wieder eines zu sehen. Sie gleichet also hierinnen obgedachter gemeinen Gattung fast vollkommen, ist aber desto mehr in der Wurzel verschieden: dann jene der gemeinen Gattung hat etwas ganz besonders, welches man sonst bey keiner von den übrigen Gattungen, noch vielweniger bey andern Pflanzen antrift. Dieses sind kleine braunrothe Körner, in der Grösse des Corianders, woraus das Würzlein fast gänzlich zu bestehen scheinet, und wordurch sie sich, wie Tragus sagt, auch fortpflanzen lässet. Jedes Pflänzlein hat derselben drey bis vier an einem Büschelein beysammen, welche leicht abzulösen sind. Nebst diesem mercklichen Unterschied, sind auch noch die Blumen dieser gemeinen Art von obiger der Alpen darinnen unterschieden, daß sie nicht so zahlreich, noch die Zweige so groß und ihrer so viel sind; auch das Saamen Gefäß eine mehr rund als langlechte Gestalt hat, und von dem Kelch genau umschlossen bleibet.

§. 87.

Diese gemeine Art ist es ganz allein, die in der Arzneykunst einen Platz erhalten, und dem ganzen Geschlecht den obgedachten Nahmen geschöpfet hat. Doch sind es hier auch nur meistentheils die Körner der Würzelein. Diese sollen, nach der Meynung der Alten, eine Stein zermalmende Ei-

genschaft

genschaft haben. Man findet sie daher auch noch in denen Apothecken unter dem Namen Saxifragæ semen, weil viele ehedessen sie für den Saamen gehalten. Unerachtet aber niemand mehr an diese Kraft glaubet, obschon Lobelius sie mit eigener Erfahrung bestätigen will, so stimmet doch fast jedermann darinnen überein, daß der Urin dadurch befördert werde. Es ist auch dieses sehr wahrscheinlich, wann man bedenckt, daß dieses Pflanzen-Geschlecht mit dem Geschlecht der Hauswurzen, Sempervivum, ziemlich nahe verwandt sey, und eben aus diesem Grund auch eine gelinde Säure besitze. Weiterer Nutzen ist hievon nicht bekannt. Hingegen giebt es noch eine andere kleine Gattung, die nicht perennirt wie diese, sondern jährlich aus dem Saamen an steinigten Orten wächset, von welcher Boyle in seinem Tractat von dem Nutzen der natürlichen Philosophie versichert, daß, wenn man das Kraut mit dünnem Bier angiesse, und solches etliche Tage lang trincke, so heile es die Kröpfe ohne merckliche Ausführung, indem dadurch die Feuchtigkeiten verzehret, die Schmerzen gelindert, die Geschwülste zertheilet, und die Geschwüre ausgetrocknet würden.

Sonsten giebt es zwar noch sehr vielerley Arten, doch gehöret der sogenannte rothe Steinbrech, Filipendula, mit der weissen Doldenblume, nicht hierunter, auch nicht die weisse Bibernell, ob

sie schon gewöhnlich den Nahmen Saxifraga führet. Wir hoffen zu seiner Zeit auf unsern Spaziergängen beyderley anzutreffen, und so viel dienlich alsdann an seinem Ort davon melden zu können.

§. 88.

Nach bisher magerer Erndte auf diesem Spaziergang können wir nun auch wieder einen reichlichern Schnitt thun. Der Engelsüß ist es, welcher uns hierzu Hofnung machet. *Polypodium* wird er im Lateinischen genannt, weil die Würzelein sehr viel kleine Knoten, gleichsam als so viel Füsse haben: dann dieses Wort bedeutet so viel als: vielfüssig.

Diese Pflanze gehöret zu dem Geschlecht der Farrenkräuter: dann sie bestehet, dem äusserlichen Ansehen nach, aus nichts als Blättern, und hat mithin weder Stengel noch Blumen und Frucht, wie andere Gewächse. Wir wollen uns nicht aufhalten, die Gestalt dieser Blätter genau zu beschreiben, da wir zum voraus wohl vermuthen können, die Federform derselben werde niemand unbekannt seyn. Nur dieses wollen wir zum Unterschied von den übrigen eigentlich sogenannten Farrenkräutern hier erinnern, daß die Blätter dieser unserer Engelsüßgattung, viel kleiner sind, als der meiste Theil der Farrenkräuter, die Flügel derselben, woraus das Federblatt bestehet, gar keine Einschnitte am Rand haben, vielweniger, wie die meiste von jenen,

bis

bis auf die Rippe abermals in Federformige Lappen getheilet sind, dieselben auch ohne Stiel unmittelbar mit dem breiten End an die mittlere Rippe passen, und ein jeder sich mit dem nächststehenden oben und unten vereiniget, ehe er die Rippe erreichet. Nebst diesem sind die auf der Ruckenseite häufig zu sehende Saamen-Puncten viel grösser, als bey den grösten Gattungen der Farrenkräuter, und stehen mit dem mitteln Nerven eines jeden Flügels in gleicher Linie, in lineas disponuntur ad nervum parallelas, welches alles bey den übrigen Farrenkräutern sich ganz anderst verhält. Am meisten unterscheidet sich gleichwohl noch unser Engelsüß von jenen und ihrer übrigen Verwandtschaft durch die Wurzeln, sowohl nach ihren in die Sinnen fallenden Eigenschaften, als der daraus folgenden Würckung: dann sie sind nur einen Federkiel dick, auf allen Seiten voller Knoten, zum öftern mehr als Fingers lang, mit kleinen, zarten, schwarzbraunen Zasern besetzet, auswendig braun, inwendig grün gelb, liegen schief im Boden, und kriechen so fort, und haben einen eckelhaft süßlechten Geschmack; jene hingegen sind viel kürzer, dicker, ohne Knoten, glatt, aussen schwärzlich, innen weiß, am Geschmack bitter, und ihrer hängen viele in Gestalt einer jungen Zwiebelbrut aneinander: sie haben daher auch eine ganz andere, den bittern Dingen ähnliche Würckung.

Wir finden uns deßwegen verbunden, diesen Unterschied genauer anzuzeigen, damit in Zukunft der Fehler vermieden bleibe, wovon Mathiolus und Joh. Bauhin melden, daß er aus Irrthum begangen worden, und einsmals Schaden gebracht habe, als man statt der wahren Engelsüß eine andere ihr verwandte Art Wurzeln in Gebrauch zog.

Aehnliche Fälle sind im Pflanzenreich eben so rar nicht; doch ist der daraus folgende Schaden mehrentheils nicht so wichtig, als wann ein Chirurgus, statt des schadhaften Fusses den gesunden dafür abstoßt. Gleichwohl ist dieses einem Schif-Capitain, Namens Duquesnel, begegnet. Er brach den Fuß auf dem Schif, und es wurde für nöthig erachtet, und mithin beschlossen, das beschädigte Glied abzunehmen. Der Chirurgus übersah sich aber so, daß er statt dieses den gesunden Fuß wegschnitt. Indessen traf doch hier das bekannte: Es ist kein Schade so groß, es ist auch ein Nutzen dabey, vollkommen wohl ein: dann der unachtsame Operateur erkannte zwar seinen Fehler zu spät, um aber denselben einigermassen zu ersetzen, gab er sich um so viel desto mehrere, ja die äusserste Mühe, sowohl den Stumpen, als auch insonderheit den schadhaften, ohne ihn abzunehmen, wohl zu heilen. Es gelung ihm auch beydes nach Wunsche, und lehrte ihn und seine ganze Nation, daß sie mit dem Fußabschneiden bishero nicht selten zu übereilig

übereilig gewesen seyen, und das hier besonders nöthige: festina lente, nicht genugsam beobachtet hätten.

Ein anderer französischer Officier bestätiget dieses noch mehr. Er wurde am Fuß blessirt, und verfiel darüber in Königlich-Sardinische Kriegs-Gefangenschaft. Er forderte von dem Piemontesischen Chirurgo, daß er ihm das schadhafte Bein abnehmen sollte. Dieser aber entschuldigte sich, er habe noch niemals einem Lebendigen dergleichen gethan, getraue sich also auch dieses nicht an ihm zu verrichten. Er hielt indessen den Fuß reinlich, und besorgte ihn mit vielem Fleiß, bis der Officier ausgewechselt wurde. Als er diesem zufolg nunmehro unter die Aufsicht französischer Wundärzte kam, so schmähete der Oberste denselben gleich anfänglich über den Piemontesischen, daß er ihm nicht schon längst das Bein abgestossen, welches er jetzo, weil der Krancke zu schwach sey, nimmer thun dörfe. Er wurde also noch ferner verbunden, und siehe! der Fuß heilte endlich glücklich; der Officier aber danckte GOtt, daß er unter die Hände zweyer Wundärzte gefallen; wovon der eine ihm das Bein nicht abnehmen konnte, und der andere nicht durfte.

Selbst allhier lebet noch jetzo ein wohlbekannter Mann, welchem wegen schadhafter Füsse das Messer schon an die Gurgel gesetzt, das ist, gedrohet

und Anstalt gemacht war, sie beyde wegzuschneiden. Zum Glück für den guten Mann, wurde noch ein anderer Medicus zu Rath gezogen. Dieser widersetzte sich dieser Fleischer-Cur, und gab Vorschläge zu einer gelindern. Es gelung auch so, daß kein Merckmal der Beschädigung mehr übrig blieb, und diese Füsse schon seit vielen Jahren und noch jetzo ihre Dienste vollkommen wohl verrichten.

§. 89.

Wir müssen der Betrachtung unsers Polypodii noch ein paar Zeilen schencken. Sie wird von allen Kräuterbeschreibern sowohl der ältesten, als mittlern und neuesten Zeiten mit diesem Namen auf lateinisch genañt, welches Glück gewiß nicht viele Pflanzen geniessen. Gleichwohl geben die Arabischen Aerzte andere Kennzeichen davon an, da sie ihr in etwas andere Eigenschaften beylegen, als da sind, daß sie bitter am Geschmack sey, und einen Nägelein-Geruch habe. Niemand aber darf deßwegen zweifeln, ob also unsere Pflanze die rechte Art der Alten sey? denn die Arzneykunst ist erst von den Griechen zu den Arabern gekommen; jener aber, der Griechen, gegebene Kennzeichen kommen in den Haupt-Puncten vollkommen mit unserer Pflanze überein. Zu geschweigen, daß, wie Christ. Joh. Lang sehr wohl erinnert hat, der Unterschied des Bodens und der Witterung zwischen Europa und Arabien, gar wohl diesen Unterschied im Geschmack

und

und Geruch herfür bringen kann, ohne daß es deßwegen eine andere Pflanze seyn darf. Sie grünet mit ihren Blättern, welche auf ziemlich langen Stielen stehen, nach Art dieses ganzen Geschlechts, den ganzen Winter über, so, daß die alte Blätter erst alsdann absterben, wann im Frühling die neue herfür kommen; wächset und treibet überall Wurzeln, wo sie Haltung findet; es sey ein Stein, Erde oder Baum: dann also hat sie Tragus und wir selbst zum öftern aus dem Moos der Bäume, Joh. Bauhin im Elsaß und Berner-Gebiet aus den abgehauenen Stämmen alter Weiden, und Dodonäus auf alten Mauren und Dächern der Häuser gefunden. Doch wächset sie an schattigen Orten lieber und besser als an Sonnenreichen, und diejenige, welche an den alten Stämmen der Eichen ihren Wohnplatz hat, ist in ältern Zeiten so wohl als in den mittlern allen andern vorgezogen worden. Fallopius hat deßwegen zum medicinischen Gebrauch keine als diese für tauglich gehalten, und die übrigen alle als schädlich verworfen.

Es hat also diese Pflanze hierinnen gleiches Schicksal mit den Mispeln, als von welchen man ehemals, ehe der vortrefliche Ritter und Medicinæ Doctor, Joh. Colbarch, diesen Irrthum durch die Erfahrung widerleget, und das Vorurtheil davon weggenommen hatte, ebenfalls glaubte, daß nur diejenige der Eichen, die ihnen beygeschriebene

Kraft

Kraft besässen, wann nicht auch einige Arabische Aerzte unter der Zahl dieser, die das Engelsüß der Eichen, Polypodium quernum, den übrigen vorziehen, zu finden wären, so könnte man glauben, es habe dieser Vorzug seinen Ursprung von unsern lieben alten, heydnischen, deutschen Vorfahren: denn von diesen ist bekannt, daß sie den Eichbaum für heilig gehalten, ihn deßwegen allen andern vorgezogen, ihre Priester und Weltweisen, die Druiden, ihre Opfer und Götzendienst unter denselben verrichtet, und diejenige, an welchen Mispel gewachsen, vorzüglich verehret, und um so viel heiliger geachtet haben.

§. 90.

Zum Gebrauch sind schon von Alters her nur allein die Wurzeln bestimmet worden. Man trift sie daher in allen Apothecken häuffig an. Auch enthalten viele der alten Compositionen von laxierenden und Brust Lattwergen, Syrupen und Träncken etwas davon. Die Alten legten ihnen eine laxierende Kraft bey, aber die bisherige Erfahrung hat erwiesen, daß die Pappel- und Mangoldblätter, und die Brühe eines alten Hahnen, worinnen alles dieses von ihnen zugleich gekocht worden, den laxierenden Effect meistentheils erst herfürgebracht habe: dann ohne dieses ist er sehr gering, und kaum etwas mehrers als was andere süsse Dinge, z. Ex. Honig, Zwetschgen, und dergleichen, auch zu verrichten

verrichten pflegen. Sie taugen daher zu diesem Endzweck nicht wohl, weil man eine gar zu grosse Menge davon einnehmen müßte, diese aber allzu eckelhaft wäre, und auf eine andere Art mehr Schaden bringen könnte. Jedoch meldet Plumerius, daß die Landleute einiger Orten aus denselben in dieser Absicht mit Eyern Küchlein verfertigen.

Wann sie also zu diesem von den Alten gewohnten Gebrauch sehr wohl zu mangeln wären, so sind sie es hingegen nicht in Betracht eines andern neuen Nutzen: dann sie sind Salsenartig, oder von derjenigen Gattung Gewächse, bey welchen viel Salz und ölichte Theile genau miteinander verbunden sind, und wovon Boerhave besonders gerühmet hat, daß dergleichen in mancherley langwierigen Kranckheiten trefliche Hülfe leisten. Er pflegte daher auch den ausgepreßten Saft dieser Würzelein als ein gut eröfnendes Mittel in Hypochondrischen Verstopfungen zu ein bis zwey Quintlein auf einmal zu gebrauchen und anzurathen.

Insbesondere wird auch ihr Gebrauch in Unreinigkeiten des Geblüts oder denjenigen Kranckheiten gelobet, wo eine gesalzene Schärfe die Grund-Ursache ist. Sie können daher in der Glieder-Kranckheit, Raude, heissen Scharbock, gesalzenen Flüssen, und davon entstandenem Husten, Brennen des Urins, Podagra, Gelbsucht, und der-

gleichen,

gleichen, gewiß nützliche Dienste thun. Im letzten Fall ist uns selbst erst im vorigen Monath dieses widerfahren: dann eine sehr hartnäckig geschienene, aus einer schlimmen Ursache entstandene, und mit bösen Zufällen begleitete schwarze Gelbsucht wurde gröstentheils nur durch einen warmen Tranck aus Engelsüß, Wegwarth und Schleenblüthe in etlichen Wochen glücklich und gänzlich gehoben. Auch hat man vom Scorbut, der mit Leibsverstopfung verknüpfet war, ein merckwürdiges Exempel, wobey bloß durch das Käuen und den Tranck des Engelsüß der Krancke endlich von seinem Uebel ist befreyet worden, nachdem er vieler Medicorum Recept vorhero vergeblich gebraucht hatte. Wer aber rechten Nutzen davon ziehen will, der muß sie wenigstens etliche Wochen, und wann das Uebel hartnäckig und lang eingewurzelt ist, wohl gar etliche Monath lang brauchen, weil keine schnelle Würckung von solchen Dingen zu hoffen ist, wo bloß durch Linderung oder Verwandlung der Schärfe der Säfte und Verdünnung des Gestockten dem Uebel gesteuret werden soll; gleichwie sie auch für Kranckheiten, wo schnelle Gefahr vorhanden, nicht bestimmet sind. Die gemeinste und beste Art des Gebrauchs ist als ein Tranck, oder wem dieses zu eckelhaft, weil man davon täglich wenigstens ein Viertel trincken muß, der kann, wo sie frisch zu haben sind, nach Anweisung

Boerhavii,

Boerhavii, des ausgepreßten Safts sich bedienen. Einige weichen oder sieden sie in Bier, und trincken täglich davon, welches auch die Siberier mit einer andern Art dieses Geschlechts, so dem Farrenkraut noch ähnlicher ist, thun sollen, das Bier aber dadurch einen Geschmack wie Brombeer erhalten. Es muß also bey diesen Nordländern das Clima und der Boden die Eigenschaft dieser Pflanzen verändern: dann bey uns kann man gewiß weder von dem Farrenkraut noch Engelsüß sagen, daß sie angenehm seyen.

Noch müssen wir einer Art der Palingenesia, welche wir am Ende einer zu Jena unter dem Vorsitz des berühmten Wedels An. 1721. von dem Engelsüß gehaltenen, und von Carl Friederich Löw, als Respondenten geschriebenen und vertheidigten Streitschrift lesen, hier mit wenigem gedencken, weil sie, da überhaupt die Möglichkeit der Auferstehung der Pflanzen noch so vielem billigen Zweifel unterworfen, deßwegen merckwürdig ist. Ich habe, sagt der Auctor, (ob dieser der auf dem Titulblatt nur nach Academischer Gewohnheit also genannte Respondens, oder, wie es wahrscheinlicher ist, der Herr Præses Wedel selbst sey, wissen wir nicht,) aus der Aschen des Engelsüß unzählich viele Pflänzlein dieser Art auferwecket: denn, nachdem ich einige Bestandtheile derselben, zum theil gehörig miteinander verband, zum theil auch da-

von sonderte, habe ich eine Flüssigkeit, liquorem, zuwege gebracht, in welcher nach dem Gefrieren in dem Eis eine Menge dergleichen Pflanzen zu sehen war. Sie hatten zwar die ihnen gewöhnliche Farbe nicht, sondern waren weißlecht; indessen aber war doch ihre Gestalt so genau nach der Natur getroffen, daß an den Blättern nicht nur die gehörige Flügel-Einschnitte, sondern auch die Saamen-Puncten und mittle Rippe, mit deutlichem Unterschied von andern, zu sehen waren. Diese Figuren verschwanden, als das Eis wieder aufgefror, und kamen wieder, so bald die Feuchtigkeit abermals durch das Gefrieren in Eis verwandelt wurde, welches, wenn es nöthig wäre, mit vielen Zeugen erweisen könnte.

§. 91.

Nun haben wir noch einen zu dem Tangelholz gerechneten ansehnlichen Baum vor uns, welcher, ob er wohl in unserer flachen Gegend, bey uns und um uns herum, gar nicht wächset, gleichwohl kein Fremdling in Deutschland ist, sondern vielmehr an theils gebürgigen Orten sehr zahlreich, zu ganzen Wäldern gefunden wird. Es ist der Lerchenbaum, *Larix*, lateinisch, *Meleze*, französisch; ein hochstämmiger, gerader Baum, doch um das Drittel niedriger als die Tanne; von einem dauerhaften, festen, roth gelblichen Holz. Die Rinde, womit er überzogen, ist ebenfalls gelb

scheinend,

scheinend, oben ganz glatt, unten aber, wegen der vielen Ritzen, welche daselbst sind, rauh anzusehen. Seiner Aeste sind viel, und er trägt sie auf Art des Fichtenbaums, im übrigen aber neigen sie sich unterwärts, wie die der rothen Tanne, und lassen sich leicht biegen. Die Nadeln oder Tangeln stehen rings umher an den Zweiglein. Es wachsen derselben jedesmal ein paar Dutzend an einem Büschelein miteinander aus einem Aug, welches so mercklich erhöhet ist, daß es einem Knoten gleichet. Der Zwischenraum dieser Augen ist ziemlich groß; gleichwohl bleibt er leer, und doch scheinet es aussenher nicht mercklich: dann die Tangeln eines Augs nehmen zwar bey ihrem Ursprung aus dem Aug nur einen sehr geringen Platz ein, und stehen sehr gedrungen beysammen, breiten sich aber nachgehends dergestalt aus, daß sie gleichsam einen Stern bilden, und ein Büschelein das andere gar wohl berühren, mithin auch alle zusammen das ganze Zweiglein bedecken können. Hierinnen bestehet der gröste Unterschied zwischen diesem Baum und den Fichten, worzu noch gerechnet werden kann, daß die Tangeln zwar mehrentheils an den alten Zweigen eben so lang, aber schmäler und weicher sind, als die der Fichten, und was unter allem Tangelholz das sonderbarste, sie bleiben nicht über Winter, wie die andern alle, sondern fallen im Anfang desselben ab, so, daß der Baum, auf

Art des Laubholz, ganz bloß bis auf den Frühling bleibet. Um diese Zeit sprossen sodann zuerst und ehe noch die Nadeln sich zeigen, aus den Augen derselben die männliche Blüthen herfür. Es sind Käzlein, flos amentaceus, als wie die Tannen haben, aber lieblich purpurroth an Farbe, und, eben wie die der übrigen Tangelhölzer, unfruchtbar: dann die Zapfen, welche den Saamen enthalten, entstehen nicht daraus, sondern wachsen besonders an ihrem eigenen Ort. Diese, die Zapfen, sind noch kleiner, als die Zapfen der Fichten, fast rund, wie eine kleine Nuß, nux juglandis, oder den Zapfen der Cypressen an Grösse gleich. Sie bestehen aus zarten, Schuppenartig übereinander gefügten Blättlein, zwischen welchen Saamen-Kernlein stecken, die am Geschmack denen Pinien ziemlich ähnlich sind.

Die Nebenzweige des Baums sind lang, aber schmal, und mithin schwach, und die Zapfen hangen fest mit ganz kurzen Stielen an denselben in einer übersich gerichten oder solchen Stellung, daß sie das untere Ende übersich bieten.

§. 92.

Sie wachsen auf den höchsten Gebürgen, wo die Tannen nicht so leicht noch gern mehr fortkommen, und also an Stellen, die mit Schnee lang bedeckt bleiben, und kalt sind, am liebsten. Sind daher in denen grossen Russischen Wäldern, und

einigen

einigen kalten Nordlich-Americanischen Provinzen; deßgleichen auf den Pyrenäischen, Schlesischen, Steyrmarck-Cärnth-Crainischen, Schweitzer- und Tyroler-Gebürgen und Wäldern sehr zahlreich zu finden; da hingegen nur selten hin und wieder etwas davon in der Fläche angetroffen wird.

Sie wachsen also lange nicht in solcher Menge, und fast in der ganzen bekannten Welt, wie die Tannen; sind aber, wie ihr Geburts-Ort beweiset, desto dauerhafter, und zwar nicht nur in Ansehung der Witterung, oder, weil sie starcken Frost leichter ertragen können, sondern hauptsächlich auch in Betracht der Härte des Holzes, als welche dermassen wichtig ist, daß die Alte, als Plinius, Vitruvius, Palladius, 2c. dadurch nicht nur zu dem Irrthum verleitet worden, zu glauben und vorzugeben, es brenne dieses Holz gar nicht, gebe auch keine Kohlen, sondern es selbst zu Wercken, die lang dauren sollen, vorzüglich zu erwählen, wie dann der berühmte Mahler Raphael und andere der geschicktesten Künstler von seiner Zunft auf Tafeln von diesem Holz, ehe noch die Leinwand im Gebrauch war, das Gedächtniß ihrer Geschicklichkeit verewiget haben. Deßgleichen ist schon vorlängsten, nach dem Bericht des Holländischen Schriftstellers Wittsen, ein Schif in der Numidischen See zwölf Faden tief unter dem Wasser gefunden worden, welches vornemlich aus diesem

und Cypressen-Holz gebauet gewesen, beydes aber, ob das Schif schon über tausend Jahr unter dem Wasser gelegen, ganz unverdorben geblieben, und so hart worden war, daß es dem schärfsten Eisen widerstanden.

§. 93.

Es ist aber gar nicht zu zweifeln, daß sie auch in der Ebene, wann sie sorgfältig verpflegt werden, wohl fortkommen können, obschon von hie und da her bisweilen Klagen deßwegen gehört werden. Es gehet im Anfang bey allen Neuerungen nicht gleich noch eher nach Wunsch, bis man durch die Uebung die Handgriffe erlernet hat. Auch ist ja ohnehin durch die Schwedische Erfahrungen bekannt genug, daß Pflanzen und Bäume aus einem kältern Lands Striche in einer wärmern Gegend eher und leichter fortkommen, als wann sie aus einer wärmern in eine kältere versetzt werden. Und daß dieses um so viel gewisser bey diesem Baum statt finde, beweisen noch stärcker die viele wohlgerathene Proben, welche man sowohl in Deutschland, als auch besonders in Engelland damit gemacht hat: dann also geben die Berichte aus dem Maynzischen, wie auch vom Schwarzwald, Harzwald, und der Weser, daß daselbst einige mit gutem Erfolg angesäet worden seyen. Aus Engelland aber giebt Philipp Miller hievon Nachricht, wann er sagt: Dieser Baum ist nunmehro

in

in denen Englischen Gärten sehr gemein, treibt hier unvergleichlich wohl, besonders, wann man ihn auf einen erhabenen Ort pflanzet, gleichwie an denenjenigen zu sehen, die seit einigen Jahren zu Wimbleton in Surrey gepflanzt worden, die nunmehro zu grossen Bäumen erwachsen, und jährlich viele Zapfen tragen.

Wann dahero bey uns ihre Pflanzung nicht gerathen will, scheinet die Ursache, entweder von der unrechten Wart, oder einer gar zu ungeschickt ausgesuchten Stelle, mehr als von der Witterung herzurühren. Da sie in Engelland so wohl fortfahren oder gedeyhen: so wollen wir auch der dasigen Pflanzungs-Art hier mit wenigem gedencken. Der Englische Gärtner rathet an, man solle den Saamen in ein Beet von leichter Erde, so nur allein die Morgen-Sonne hat, zu Anfang des Merzen säen, denselben einen halben Zoll tief mit leichter Erde bedecken, und bey trockenem Wetter gelind begiessen, er werde sodann, wann er gut, innerhalb sechs Wochen aufgehen, müsse aber nachhero für denen Raubvögeln sorgfältig verwahret werden, damit diese die Gipfel der neuen Pflänzlein, wann sie noch mit ihrer Hülse bedeckt sind, nicht abfressen. Hiernächst solle man das Begiessen bey trockenem Wetter nicht versaumen, noch das Säubern vom Unkraut, weil, wann man dieses so ungehindert unter den jungen Pflanzen

wachsen liesse, sie bald dadurch verdrungen würden, daß sie verderben müßten; auch solle man beobachten, daß sie der Sonnen Hitze nie zu sehr, noch starcken Winden ausgesetzt seyen, als welch beydes ihnen, so lang sie noch zart sind, sehr schädlich sey, und, eben des letztern wegen, sie im October in einen Ort bringen, wo sie dafür gesichert sind. Haben sie durch diese Vorsicht den ersten Winter überstanden, so giebt der Engelländer ferner den Rath, man solle sie im folgenden Frühling zu Ende des Merzen oder Anfang drs Aprils in Beete von leichter frischer Erde, zehen Zoll weit von einander versetzen, bey trockenem Wetter begiessen, und oben auf dem Boden etwas Streu legen, damit die Sonne und die Winde die Wurzeln nicht austrocknen; so aber etwan einige ihren Gipfel unterwärts neigen sollten, dieselbe mit einem kleinen Stecken befestigen, daß der Gipfel über sich gerichtet bleibe, weil sie sonsten selten wieder in die Höhe können gebracht werden, wann sie in der Jugend hierinnen versaumt worden sind.

Haben sie zwey Jahr hieselbst gestanden, so können sie nachhero weiters in die Baum-Schule versetzt werden. Man solle zu diesem Ende ein Stück eines frischen, leichten Boden, der weder zu trocken noch zu naß ist, aussuchen, dasselbe wohl umgraben, und von denen Wurzeln der Pflanzen und Bäume sorgfältig reinigen; die Reihen so

dann drey Schuh weit voneinander ausstecken; die Pflänzlein sorgfältig ausheben, dergestalt, daß ein guter Erdballen an den Wurzeln derselben bleibe; und sie in die Reihen anderthalb Schuh weit voneinander setzen; nachhero mit Streu bedecken und begiessen. Die beste Zeit hierzu ist abermal das Ende des Merz oder der Anfang des April, und also kurz vorher, ehe die Pflanzen anfangen zu treiben, weil sie selten so gut anschlagen, wann sie eher versetzt werden. Hierauf solle der Boden alljährlich, so lange sie in dieser Baum-Schule bleiben, im Frühling zwischen ihnen gelüftet werden, damit die Fasern der Wurzeln besser durchdringen können; auch sollen über dieses die Wurzeln derer Pflanzen jährlich abgestochen werden, als wordurch sie mehrere Fasern treiben, welches verursachet, daß sie weit sicherer zu versetzen sind, als wann man sie etliche Jahr ungestöhrt wachsen lässet. Ferner ist zu beobachten, daß man ihre Wipfel aufrecht ziehe, und sie nicht krumm wachsen lasse, als worzu sie von Natur nur gar zu geneigt sind. Hingegen will der Englische Gärtner nicht rathen, daß man sie Pyramidenförmig beschneide, weil es besser sey, sie zu hochstämmigen Bäumen wachsen zu lassen. Wollen sie endlich aus der Baum-Schule in diejenige Oerter versetzet werden, wo sie bleiben sollen: so ist nöthig, eben das zu beobachten, was schon vor-

hero bey der Versetzung in die Baum-Schule gesagt worden. Ueber dieses muß man die neugesetzte Bäumlein mit Pfählen versehen, damit sie der Wind nicht locker mache, oder gar ausreisse. In Deutschland hingegen will man angemercket haben, daß es besser sey, die junge Pflänzlein gar nicht zu versetzen, sondern lieber gleich an den Ort, wo sie stehen bleiben sollen, hinzusäen, weil sie das Versetzen nicht wohl leiden können. Es scheinet aber, es rühre diese Furcht mehr von dem unachtsamen Verfahren bey dem Versetzen her, als daß es die Eigenschaft des Bäumleins also mit sich bringen sollte: dann aus andern Versuchen weiß man, daß diese junge Pflänzlein vorzüglich vor andern dermassen dauerhaft sind, daß sie sich wohl ein paar Monathe ausser der Erde frisch erhalten, wenn sie nur mit Mooß wohl eingemacht werden. Man erhält hierdurch den Vortheil, daß man sie sehr bequem und ohne alle Gefahr des Verderbens in die Ferne versenden, und von daher erhalten kann, und mithin der Mühe und Gefahr, sie selbst anzusäen, überhoben bleibet. Hingegen wird durchgehends angerathen, den Saamen beym Ansäen ja nicht starck mit Erde zu bedecken, weil er sonst darinnen ersticken würde; und im Herbst die junge Bäumlein mit den Fingern fest in die Erde zu drücken, damit die Nachtfröste im Winter dieselbe, weil sie noch nicht genugsam bewurzelt sind,

nicht

nicht herausziehe, als wordurch sie unfruchtbar umfallen und verderben müßten.

Die Saamen-Körner, deren zwey unter jedem Schuppen des kleinen Zapfen sitzen, fallen nicht gern aus, sind auch beschwerlich auszumachen. Es durchschneiden daher einige den Zapfen der Länge nach, und klauben ihn heraus. Da aber diese Weise an sich sehr beschwerlich ist, und vieler Saame dadurch verlohren gehet, weil er zugleich mit zerschnitten, und also unbrauchbar wird; so warten andere lieber eine mässige Wärme der Luft ab, und klopfen ihn alsdann heraus.

Die Art des Bodens, worinnen diese Bäume am besten anschlagen, und welche mithin bey dem Versetzen zu erwählen sey, läßt sich am leichtesten und sichersten aus der Erfahrung bestimmen; kraft dieser sind sie im Maynzischen, laut daher gekommener Berichte, in einem schwarz kiesichten sehr wohl gerathen. Sie sind im ersten Jahr nach dem Ansäen zwey bis drey Zoll gewachsen, im zweyten neun bis zwölf Zoll gesommert, im dritten noch ferner bis neun Zoll in die Höhe, und viel in die Dicke und Neben-Zweige, so, daß sie innerhalb fünf Jahren die Höhe von dritthalb Schuh erreichet haben.

§. 94.

Ob nun schon dieser Baum in Ansehung seiner Nutzbarkeit denen bey uns so häufig wach-

senden Tannen nicht gleich kommet: so ist er doch nach diesen einer der beträchtlichsten; denn nicht nur hat er mit diesen sehr vieles gemein, sondern über dieses noch verschiedene besondere Eigenschaften, welche allem übrigen Tangelholz mangeln, gleichwohl aber sowohl in der Haushaltung als Arzney merckwürdig und wichtig sind, so, daß sich daher nicht zu verwundern ist, wann derselben mehrern Anbau einige wohlgesinnte Haushälter in unsern Zeiten angerathen und auch bewerckstelliget haben.

Der Stamm bekommt zwar bey uns nur sehr selten die gehörige Länge und Dicke zu Mastbäumen, in der Gegend von Archangel aber, wie uns die Hannöverisch-gelehrte Sammlungen belehren, sollen gleichwohl ganze Wälder mit dermassen dick und hohen Stämmen dieser Art zu finden seyn, daß sie auch zu Mastbäumen taugen. Ueber dieses ist das Holz viel dichter und härter, lässet sich aber gleichwohl noch ziemlich gern verarbeiten, und tauget daher zu allerley dauerhaften Wercken besser als das übrige Tangelholz. Es lässet sich auch vortreflich schön polieren, giebt viel bessere Kohlen, ein reineres Harz und mehrere Asche.

An denen Stämmen finden sich deßgleichen noch unterschiedene Dinge, welche ihren Nutzen haben, und worunter die bey Brianson im Delphinat davon gesammelte Manna, wie auch der diesem

sem Baum ganz eigene Schwamm, Agaricus, genannt, zwar die wichtigsten sind, doch läßt sich das an den alten Stöcken befindliche Federförmige Wesen, und der an den Zweigen hangende besondere Mooß auch doch wohl, jenes zur Blutstillung und dieses als Schnupftoback nutzen.

Selbst die junge Reiser und derselben Nadeln oder Tangeln, scheinen zu unterschiedlichem Haushaltungs-Gebrauch tauglicher, oder wenigstens eben so tauglich zu seyn, als die von anderm Tangelholz, theils, weil dieser Baum in Ansehung seiner Geburts-Stelle und derselben Witterung, mit derjenigen Art Tannen, wovon die Franzosen in Canada eine Art Bier sieden, am nächsten verwandt ist, theils auch, weil diese Nadeln bey angehendem Winter von selbst abfallen, und also leichter gesammelt, mithin aber zur Fütterung und Streu für das Vieh eben sowohl dienen könnten, als solches, nach Anweisung des Schwedischen Regierungs-Rath Sandberg, die Fichten-Reiser thun sollen.

§. 95.

Lasset uns alles dieses noch genauer, und den Gebrauch und Nutzen eines jeden besonders betrachten. Letztgedachte Weise, die Pferde und ander Vieh mit Fichten-Reiser zu füttern, hat eben genannter Herr Regierungs-Rath in denen Schwedischen Abhandlungen deßwegen bekannt gemacht, weil

weil es ein versucht und richtig befundenes Mittel ist das Vieh wohlfeil zu erhalten, und nicht nur in Jahren, wo wegen langem Winter Futter-Mangel einbricht, sondern auch jährlich überall, wo wenig Wieswachs ist, und man doch gern viel Vieh zu besserer Düngung der Aecker unterhalten will, genutzt werden kann. Die Zurichtung selbst geschiehet folgender Gestalt: Man nimmt mässig grosse Zweige, vornemlich von jungen Fichten, reisset die kleinsten Reiser davon ab, und hackt dieselben mit einem Beil so klein als immer möglich ist. Diese zerhackten oder zerschnittenen Reiser leget man hernach in ein dicht Gefäß, und schöpfet Wasser darauf, welches man ungefehr zwey oder wenigstens einmal vier und zwanzig Stunden stehen lässet, und das stärckste Harz dadurch heraus ziehet. Alsdann nimmt man von diesen Reisern zwey, drey, oder vier Kannen Maaß zugleich, leget solche jedem Pferd in der Krippe vor, und streuet ein, zwey, bis drey Gespenn voll Abschrotels von allerley Saat, Kleyen, Haber-Grüze oder Träbern darunter, so, wie man es darzu bey der Hand hat, und nachdem man sie besser oder schlechter gefüttert haben will. Es ist dabey zu mercken, daß dieses hauptsächlich nur im Anfang nöthig sey, bis die Pferde der Fichten-Reiser gewohnt werden: dann endlich fressen sie dieselbe ganz trocken, ohne, daß man sie weder an-

zufeuchten,

zufeuchten, noch etwas darauf zu streuen nöthig hat, wann man ihnen Morgens und Abends, an statt des Habers und der Häckerling, ein Futter davon giebet. Mit Kühen, Ochsen und jungem Vieh verfährt man gleicher Gestalt, welche sich zwar anfänglich darzu nöthigen lassen, endlich aber dieses Futter doch auch gern fressen, und wohl dabey gedeyhen, wann es mit der Lacke von Hering, Strömlingen, und andern eingesalzenen Fischen, oder auch mit Menschenhaar eingesprengt wird. Doch muß es sowohl besser erweichet, als auch mit einem Stössel wohl zerknirschet werden, wenn Ochsen, Kühe, und junges Vieh wohl damit zurecht kommen sollen. Ein Theil Thiere, sowohl Pferde als Hornvieh, welche hieran noch nicht gewohnet, wollen zwar anfänglich nicht gerne daran, wann man aber Ernst brauchet, und sie recht hungerig werden lässet, so greifen sie endlich zu, und gewöhnen es sich allmählich an, bis sie es endlich für ihr bestes Leckerbißlein halten, und selbst darnach langen.

Sollte man bey so wahrscheinlich und aus der Erfahrung gezogenem Bericht auch noch über Futter-Mangel klagen hören, an Orten, wo, wie bey uns, Fichten- und Tannenwälder in so grosser Menge sind, und wovon die Tangeln sonst zu nichts angewandt werden? Sollte man also auch nochmals erleben müssen, daß der Landmann wegen

langem

langem Winter und deßwegen aufgezehrtem Futter, sein ströhern Hausdach anzugreiffen nöthig habe? wie doch erst vor etlich Jahren selbst bey uns geschehen ist: dann daß die Tannen-Reiser, wann es ja an Fichten in Menge fehlen sollte, besonders aber auch unsere Lerchenbaum-Nadeln, hierzu nicht eben sowohl taugen sollten, sehen wir keine Ursache. Diese letzte insonderheit scheinen fast noch am geschicktesten zu seyn, und selbst denen der Fichten vorzugehen, weil sie nicht nur die meiste Gleichheit mit diesen haben, sondern über das noch viel linder, weicher, und nicht so harzig sind, dabey auch von selbst in Menge abfallen, und also ohne viele Mühe zusammen gerechet werden können, mithin man weder des Abstreifens von den Zweigen, noch den Baum seiner Zweige zu berauben dabey nöthig hat.

Zur Streu, statt des oft theuren Stroh, haben dergleichen Tangelholz-Laub schon viele Wirthschafts-Verständige ebenfalls treulich angerathen; besonders aber auch mißrathen, mehr Stroh aufzustreuen, als der Dung zu seiner Haltung erfordert, nur in Absicht, damit man mehr Dung bekomme: dann es ist ein falsches Vorurtheil, daß das Stroh den Dung vermehre. Es vermehrt zwar den Haufen, aber der Dung wird desto unkräftiger und schwächer; mithin geht das überflüssige Stroh verlohren, zum Schaden für

die

die Wirthschaft, wo es an zehen Orten nützlicher zu gebrauchen wäre.

Noch müssen wir der Bereitungs-Art des oben gedachten Geträncks, welches aus einer Art Tannen Reis gemachet wird, in etwas seiner Sonderheit wegen gedencken, so, wie von dem berühmten Upsalischen Professor, Peter Kalm, Nachricht davon gegeben worden: wenn man zu einem Gebräude so viel Wasser nimmt, als in einen Ancker gehet, so gießt man solches in einen kupfernen Kessel, und setzt es an das Feuer; nachgehends nimmt man ungefehr ein Stop, oder so viel, als man zwischen beyden Händen in der Oefnung halten kann, kleines Reisig von diesen Tannen, und wirft es in den Kessel; wann das Reisig frisch ist, nimmt man weniger davon, weil es alsdann stärcker ist, mehr aber, wann es trocken ist. Es wird klein zerschnitten oder zerhackt vorhero. An einigen Orten, wo sie nach diesen Tannen weit zu gehen haben, nehmen sie viel Reisig davon auf einmal mit sich, und verwahren dasjenige, was das erstemal übrig bleibet, auf ein andermal im Keller; daher wird manchmal das Tannen-Reis so trocken, daß die Nadeln abfallen, und alsdann nehmen sie, aus Mangel frischen Reisigs, die trockenen Nadeln und Aeste, und bedienen sich derselben.

Wann man von diesem Reisig, so viel als oben ist gemeldet worden, in einen Kessel gethan hat,

hat, so läßt man solches zusammen mit Wasser ungefehr eine Stunde kochen, worauf man es von dem Feuer nimmt, in ein Gefässe gießt, und daselbst eine Zeitlang stehen läßt, bis es laulicht wird, darauf gießt man Hefen darzu, und läßt es gähren. Man thut auch ein gutes Pfund Zucker hinein, den harzigen Geschmack wegzunehmen, den es sonst haben würde. Wenn es ausgegohren hat, zapfet man es entweder in Tonnen, oder welches am besten ist, in Flaschen zur Verwahrung.

Der Bekanntmacher dieser Nachricht, obgedachter Herr Prof. Kalm, hat dieses Geträncke bey den Holländern, welche sich dieser Orten aufhalten, und es Sprucebeer nennen, oft getruncken, und es sehr schmackhaft und gut gefunden; selbsten aber hat er es niemal brauen sehen. Hingegen ist er dieses Glücks, als er nachgehends nach Canada zu den Franzosen kam, öfters theilhaftig worden.

Die Art, wie diese Nation es bereitet, ist von der vorigen Holländischen in etwas unterschieden. Es wird daher nicht überflüssig seyn, auch dieses Unterschieds mit wenigem zu gedencken: Sie erwählen das Reisig am liebsten, welches noch seine Zapfen hat, hacken es nur so, daß es in den Kessel fügt, füllen ihn damit, und mit Wasser so an, daß dieses, das Wasser, darüber geht, lassen es so lang kochen, bis ein ziemlicher Theil des Wassers eingekocht ist; während diesem rösten sie etwas Waitzen,

Rocken,

Rocken, Gersten oder Türkisch Korn in einer Pfanne, auf Art des Caffee, bis es schwarz wird, desgleichen nehmen sie etwas Brod, und lassen es über dem Feur ebenfalls recht stark rösten oder durchbrennen. Beydes werfen sie sodann in den Kessel, und lassen es mit dem Reisig kochen. Sie thun dieses Getraide und Brod deswegen hinzu, damit der Trank eine braungelbe Farbe erhalte, und zum trinken angenehmer und nahrhafter werde. Ist sodann die Hälfte des Wassers eingekocht, und die Rinde scheelt sich von den Reisern, so nehmen sie diese heraus, legen über ein grosses Gefäß ein Tuch, giessen das gekochte darauf, daß es durchgesaiget, und also von dem gebrannten Getraide, Brod, und dem übrigen der Tannenreiser abgesondert werde. Mit ein paar Tonnen dieses vermischen sie nachgehends zwey bis drey Stopp Sirup, wovon es gähret und schäumet, so daß die Unreinigkeit, welche davon in die Höhe steigt, kann abgenommen werden. Hat es ausgegohren, so fassen sie es in Tonnen, oder, welches besser, in Flaschen, spünden sie zu, und können es den Tag hernach schon trinken.

Dieses Getränke brauchen die Einwohner, ja selbst die vornehmste unter den Franzosen in Canada für ihr tägliches Getränke seit langer Zeit, auch bey Gastereyen. Es soll sehr gesund, küh-

lend und erquickend in der Hitze seyn, so daß, wenn man es einmal gewohnt habe, man es im Sommer dem Wein vorziehe, ob es gleich im Anfang einem ungewohnten etwas widrig vorkomme.

Wie wohlfeil ist also nicht dieses Getränke, und wie leicht von einem jeden Hauswirth selber zu bereiten, da die Tannenreiser in so grossem Ueberfluß vorhanden sind, und nicht zu glauben ist, daß der Unterschied unserer Tannen, zwischen denen in Canada so groß sey, daß eine wesentliche Veränderung in dem Trank daher entstehen könnte. Insonderheit aber ist sehr wahrscheinlich, daß die Reiser des Lerchenbaums hierzu noch tauglicher, als selbst die canadische Tannen seyn würden: denn es ist bekannt, daß sie ein feineres, lieblicheres Harz und Geruch haben, als alle übrige Tangelhölzer. Auch darf niemand des Zuckers wegen erschrecken, oder daher muthmassen, daß es kostbar sey. Es ist vermuthlich nur Ahornzucker, oder das zur Dicke eines Honigs eingekochte Ahornwasser, welchen sie darzu nehmen, und der, weil sie ihn in Menge selbst bereiten, sehr wohlfeil ist, bey uns aber auch von jedermann selbst gemachet werden könnte, und zwar um so reichlicher, wenn man sich auch zugleich die Mühe nehmen wollte, diese Zuckerbäume häuffiger zu pflanzen. Bis dahin würde es auch an mancherley einheimischen Dingen, die wohlfeil

sind,

sind, und dessen Stelle indessen vertretten könnten, ebenfalls nicht mangeln. In Niedersachsen haben sie ohnehin schon die Gewohnheit, ihren Zucker und Honig aus den gelben Rüben zu sieden. Sie stossen diese Rüben, und kochen sie ungefehr zwölf Stunden lang, giessen das Wasser ab, drucken das übrige durch ein Tuch, und sieden es nachgehends bis zur Honigdicke ein. Und sollte also dieser Saft nicht auch vortreflich zu jenem Tannenbier taugen?

§. 96.

Nur allein an den recht alten Stämmen wird obgedachte lederförmige Materie gefunden. Es ist das Mark derselben, welches sich darein zu verwandeln scheinet. Die sonst alles fressende Zeit kehrt also hier die gewöhnliche Ordnung um, und macht dasjenige desto zäher und daurhafter, was sonsten in andern Bäumen mittelst derselben am ehesten modericht wird und verweset. Es wird durchgehends zum Blutstillen für sehr geschickt und von schneller Wirkung gehalten; und sollte daher der von Herrn Watsohn unter dem Nahmen *Agaricus pedis equini forma*, in den englisch-philosophischen transactionen beschriebene, und zum Blutstillen so hoch gelobte Schwamm, hiemit nicht aufs nächste verwandt seyn? und erhellet also sowohl aus dieser Würkung, als dem Ort seiner Geburt und Beschaf-

fenheit seines Wesens nicht, daß dieses lederähnliche Wesen eben das sey, was auch an den alten Wurzeln und Stämmen der Eichen und noch mehr Bäumen von hartem Holz als ein Schwamm auswächset, und unter dem Nahmen Feuerschwamm, jedermann zum Blutstillen und Feurschlagen sowohl bekandt ist? Aber beweiset es auch nicht zugleich, daß die Aehnlichkeit in der Härte des Holzes unsers Lerchenbaums mit jenen harten Laubhölzern, sehr groß sey, und vermehret es mithin die Stärke nicht, welche diese Gattung Tangelholz vor den andern mit den besten Arten der Laubhölzer gemein hat? Lässet sich aber auch die vorzügliche Nutzbarkeit dieses Baums nicht hieraus am besten einsehen? Dann sollte ein solcher, der alle gute Eigenschaften seines gleichen oder der Tangelhölzer, und zugleich die besten des Laubholz in sich vereiniget hat und besitzt, nicht auch von mehrerem Nutzen und Werth seyn?

§. 97.

Auch sogar das Mooß, womit diese Stämme nach dem Beyspiel anderer Bäume, bisweilen bewachsen sind, hat würksamere und besondere Eigenschaften. In der Bildung ist es zwar von anderm Baum-Mooß nicht viel unterschieden, hat aber einen sehr starken, den Kopf betäuben-

den

den Geruch, und ist beissend, kann dahero, wo etwas zum Niessen erfordert wird, dienen.

§. 98.

Wichtiger und sonderbahrer ist die Manna, welche aus diesem Baum im Delphinat, in der Gegend bey Briancon schwitzet, und daher die Briaconische Manna genannt wird. Sie soll aber viel schwächer als die Calabrische, hingegen in ziemlicher Menge zu erhalten seyn, welches daraus abzunehmen, weil Strobelberger berichtet, daß sie in denen französischen Apothecken zum medicinischen Gebrauch eingeführt worden sey. Dieser verdickte Laxiersaft, oder natürlich gewachsene Zucker ist sonst nur eine Geburt des Eschenbaums, Fraxini, man hört auch nicht von irgend einem Land oder Provinz, daß der Lerchenbaum gewöhnlich damit versehen sey. Frankreich scheinet demnach allein den Vorzug zu haben, dieses süsse Wesen auch in andern Bäumen, deren Art es sonst nicht mit sich bringt, auszukochen und herfürzubringen: dann wir haben schon im fünften Theil, bey Gelegenheit des Ahornbaums, auch von diesem angezeigt, daß man daselbst bisweilen einen Manna-artigen Saft wahrnehme. Wir lernen aber auch hieraus, daß der harzige Terbinthin-Saft und die süssere, aber nicht so gern brennbahre Manna, in naher Verwandschaft mit einander stehen müssen, weil

sie Geburten eines Baums seyn können. Ist vielleicht die Manna der mehr wässerige und zärtere Theil des harzigen Saft, womit diese Bäume angefüllt sind? Ist die Ursache ihrer Absonderung ein stärkerer Grad der Wärme, welche sie so verdünnert, daß sie dadurch das Vermögen erhält, durch kleinere Canäle durchzudringen, und sich von dem übrigen dickern und harzigen abzuschneiden? Und ist mithin dieses auch die Ursache, daß sie nur in dem warmen Delphinat an diesen Bäumen zu finden, in den kältern Gegenden aber deswegen mangelt, weil die nöthige Hitze zur Absonderung fehlet?

§. 99.

Das allermerkwürdigste an diesem Baum, und gänzlich eigene, zugleich aber auch in der Arzney brauchbarste, ist gleichwohl noch der besondere Schwamm, welcher daran gefunden, und *Agaricus* genannt wird. Er hat seinen Nahmen von der Asiatischen Landschaft *Agaria* oder *Agria* in Sarmatien, wovon zu Zeiten der Alten, denen er sowohl als der Baum selbst, und das daraus bereitete Terbinthin, schon sehr wohl bekannt war, der meiste Theil hergebracht wurde. Selbst ietzo noch soll derjenige, welcher aus der Levante kommt, von der Tartarey abstammen und der beste seyn. Doch wird auch vieler und guter aus dem Trientischen und Delphinat zu uns gebracht.

bracht. Er wächset nur unten an dem Stamm; selten oder niemahls wird an den Zweigen etwas davon gefunden. Auch tragen ihn nur die alte Stämme, welche keinen Terbinthin mehr geben. Er ist nur ein Auswuchs dieses Baums oder Auswurf, und kein selbstständiges Gewächs für sich, wird daher auch nur an diesem Baum gefunden, und verhält sich zu demselben eben so, wie die Linden- Eichen- Holder- Rosen- und dergleichen Schwämme zu ihren Stämmen. Er ist also kein Schmarotzer, und bringt dem Baum keinen Schaden, weil sein Daseyn von einer Feuchtigkeit herrühret, die er freywillig auswirft. Vergeblich würde man hievon einen Saamen suchen wollen, um ihn dadurch fortzupflanzen.

Man unterscheidet ihn, nach der Weise der Alten, in zweyerley Arten, das Männlein und Weiblein; wovon jener viel schwerer, härter, grober, grau schwärzlich an Farb, und an Würkung heftiger, mithin aber zum Arzney-Gebrauch unsicher seyn soll. Er scheinet also eher von andern Bäumen, als vom Lerchenbaum herzurühren. Bolduc nennt ihn den falschen Lerchenschwamm, und sagt von ihm, daß er nur an alten verfaulten Stämmen, in denen eine Auflösung oder Zerstreuung der wirksamen Grund-Materien vorgegangen ist, gefunden werde, und deswegen wenig harziges und noch weniger Salz besitze,

hingegen aber das Wasser schwarz färbe, wann aufgelöster Vitriol damit vermischt werde, und also viele Aehnlichkeit mit den Galläpfeln habe, auch würklich zum Schwarzfärben gebraucht werde.

Dieser hingegen, das Weiblein, hat eine feine, glatte, braunröthliche Oberfläche, innwendig aber ist er vollkommen weiß, leicht am Gewicht, lässet sich gern zu Meel zermalmen, und dieses brauset mit dem sauren auf. Er ist übrigens von sprödem, zaserichtem Wesen, einer Faust groß, an Gestalt länglicht rund, und eben so dick als hoch. Er wächset viel langsamer als andere Schwämme, weil sein Wesen nicht so locker, sondern fester ist, und braucht daher ein ganzes Jahr zu seinem Wachsthum. Sein Geschmack ist erstlich süßlecht, verändert sich aber alsobald in eine starke Bitterkeit, und der Würkung nach ist er laxirend. Man löset ihn von den Baumrinden ab, wenn er anfangt trocken zu werden, und Risse bekommen will; läßt ihn nachgehends einige Wochen in der Sonne trocknen und bleichen, ja reibet ihn wohl gar bisweilen, um die Weisse auch äusserlich scheinbarer zu machen, und die Ritze zu bedecken, mit Bohnenmeel, und klopfet ihn mit hölzernen Hämmern, damit er mürber und geschmeidiger werde.

Er muß an einem trockenen Ort gehalten, und bisweilen, damit die Würmer ihm keinen

Schaden

Schaden thun, mit einem Bürstlein gereiniget werden, so kann er viele Jahre vor dem Verderben frey bleiben.

§. 100.

Sein Arzneygebrauch war bey den Alten, so viel sich aus den Schriften derselben ersehen läßt, sehr berühmt und hochgeschätzt. Sie schrieben ihm sehr viele gute Eigenschaften bey, und hielten ihn daher in noch mehrern, ja einer ganzen Menge Krankheiten, für einen halben Abgott. Hievon kommt es, daß er ein Stück des Theriacks geworden.

Es ist auch gewiß, daß er die wässerige Feuchtigkeit wohl ausführt, und also in allen Krankheiten, die von derselben Uberfluß herrühren, gebraucht werden könne. Aber es ist auch gewiß, daß er dem Magen sehr zuwider sey, und denselben verderbe, so daß deswegen schon lange üblich worden ist, ihn nicht allein, sondern mit etwas gewürzhaftem vermischt, in Gebrauch zu ziehen, am allerwenigsten aber als ein Pulver, oder in Substanz, sondern mit Wein angesetzt, als einen warmen Trank, zu geben: dann weil er so leicht ist, so schwimmt er auch als ein Pulver in allem flüssigen gern oben, und kann daher leicht aus dem Magen zum Schlund aufsteigen, und beständig Eckel erwecken.

Dasjenige, was die purgirende Wirkung verrichtet, ist ein harziges Wesen, welches, wann es mit Weingeist allein ausgezogen, und also von dem übrigen abgesondert wird, eine harzige Tinctur gibt, die, wie Bolduc bezeuget, dermassen unerträglich riecht und schmeckt und vielvermögend ist, daß ihm ein einiger Tropfen, den er auf die Zunge nahm, Erbrechen und Eckel für allem den ganzen Tag über verursachte. Es ist daher der ehemahlig gute Ruf dieser Arzney gröstentheils in neuern Zeiten gefallen, weil sie allzulangsam in ihrer Würkung und doch heftig ist, sich zu lang im Magen aufhält, und dabey eben so lang grosse Uebelkeiten, Schweiß und Mattigkeiten verursacht.

Es ist es aber das harzige Wesen nur allein, wovon die ganze Kraft herrührt, und weswegen der harzige dem leichtesten und weissesten von manchen vorgezogen wird. Auch ist dieses nur in der bräunlichrothen Rinde enthalten, und mit nichten in dem ganzen Schwamme, oder dem Mark desselben. Erstgedachter Bolduc hat dieses aus der Erfahrung gelernet, und in den Abhandlungen der königlichen Academie der Wissenschaften in Paris bekannt gemacht: dann er bekam von zwey Unzen Lerchen-Schwamm, worüber er Weingeist gegossen, sechs und ein halb Quintlein von obiger Tinctur, und konnte aus

den

den übrigen neun und ein halb Quintlein nichts mehr bringen, sondern es war wie ein Rotz oder Brey. Er muthmassete daher, dieser Brey, weil dessen so viel war, könne von dem mehligen erweichten Theil, und die harzige Tinctur, von der blossen Oberrinde herkommen; um dieses zu erfahren, sonderte er beydes ab, und bekam nur von der Rinde Tinctur, von dem innwendigen aber fast gar nichts. Er schloß daraus, und zwar mit Recht, daß also nur die Rinde purgirend und brauchbar sey.

Zugleich lernet man auch daraus, daß das Wasser gar nichts auszuziehen vermöge, und mithin keine Würkung davon zu hoffen seye, wann er unter Species, die mit Wasser gekocht werden sollen, oder zu dergleichen Laxiertränklein, wie doch oft geschicht, verschrieben wird. Desgleichen erhellet daraus die Ursache, warum manchmahl die sogenannte, mit Wein angesetzte Kräuter-Säcklein, worunter dieser Schwamm am liebsten vermischt wird, sehr stark, manchmahl aber fast gar nicht laxieren: dann da der Apothecker diese Schwämme zu kleinen Stücklein längs und queer verschneidt, wann er die zum täglichen Gebrauch bestimmte Büxe damit füllet; selten aber über ein Loth auf einmahl davon verbraucht wird, so kann es nicht fehlen, es muß bisweilen zu einem Recept lauter Mark, und nichts

von

von der obern Rinde, bisweilen aber auch allzuviel Rinde auf einmahl, nach Proportion des übrigen, kommen.

Bolduc versichert noch ferner, daß obschon gewiß sey, daß das Wasser nichts von dem harzig laxierenden Wesen allein, oder aus eigener Kraft auflöse, so thue es doch dieses mittelst Zusetzung WeinsteinSalz, oder eines andern alcalischen, das ist, Pottaschenmässigen Pflanzensalz. Dieses Salz hat die Eigenschaft, die brennbaren Materien, dergleichen dieses Harz ist, aufzulösen, und mit sich so zu vereinigen, daß wann es nachhero in Wasser, als seinem gewöhnlichen besten Menstruo, aufgelöst wird, die harzige Theile sich gleichwohl nicht wieder absondern. Es wird hierdurch gleichsam das Feur mit dem Wasser verbunden; diese zwey, einander sonst höchst entgegen gesetzte und widerwärtigste Dinge, zu den besten Freunden gemacht, durch die Vermittlung und den Zwischentritt jenes Salzes. Die Seiffe entsteht, und theilt ihr Fett auf diese Art dem Wasser mit, oder dieses verursacht, daß das erste mit dem letztern sich vereinigen und vereiniget bleiben kann, da sonsten, dem gewöhnlichen Lauf nach, jenes oben schwimmen würde. Auf gleiche Weise hat also jener gründliche Chemicus aus zwey Unzen Lerchenschwamm mit einer halben Unzen Weinsteinsalz eine ganze Unze, und etwas

darüber

darüber Extract erhalten, welches ganz gelind und ohne Eckel, mithin weit sicherer purgiert haben soll, als die mit Weingeist ausgezogene Tinctur. Zieht man von dieser Unze Extract die zugemischte halbe Unze des Salz ab, so erhellet, daß von zwey Unzen des Schwamms der vierte Theil durch das Salz sey aufgelöst worden.

§. 101.

Es ist hiemit noch nicht alles erschöpft, was wir von dem Nutzen dieses Baums sagen könnten, sondern es bleibt uns noch sehr vieles übrig, sowohl von Oeconomischen als Arzney-Sachen, so von demselben herrühren, und wir deswegen hier übergehen, weil er sie gemeinschaftlich mit den Tannen und Fichten hat, welche im fünften Theil dieser Pflanzenhistorie schon angezeigt worden sind. Hingegen müssen wir doch noch mit wenigem des sonderbaren gedenken:

Eines der vornehmsten ist wohl das schnelle Wachsthum, wordurch er alle seine Cameraden, die übrigen Tangelhölzer, weit übertrift, dadurch aber hauptsächlich der Haushaltung so nutzlich wird. Das meiste Holz wächst sehr langsam; 50. 80. bis 100. Jahr gehen dahin, bis eine Eiche, Tanne oder Buche zu solcher Größe gelangt, daß sie zum bauen oder erklecklichen Brennen tauglich ist. Aber eben dieses schrecket die meisten von dem Anbau des Holzes ab, weil sie selbst

keinen

keinen Nutzen mehr davon zu ziehen hoffen können, noch der Holzmangel und desselben Theurung bey ihren Lebzeiten dadurch verringert wird; die wenigste aber so geartet sind, daß sie um der Nachkommen willen, gern sich mehrere Arbeit machen. Bäume also, die in 25. Jahren, und mithin in einer Zeit, die der Pflanzer bequem erleben, und dergestalt die Frucht seiner Arbeit selbst noch einerndten und geniessen kann, zu ihrer gehörigen Grösse gelangen, müssen nothwendig der Landwirthschaft angenehm seyn. Ein solcher, sagt man, sey unser Lerchenbaum. Er soll nach Beschaffenheit des Bodens in manchem Jahr vier, fünf bis sechs Schuh hoch wachsen, und im zwanzigsten Jahr einer fünfzigjährigen Tanne fast gleich sehen: dann also, meldet eine Nachricht in den beliebten Leipziger Sammlungen, seyen im Harzwald im Jahr 1730. mit diesem Baum Versuche gemacht worden, welche so gut ausgefallen, daß 1752. und also in 22. Jahren, die Stämme eine Höhe von 50. Fuß erreicht, und schon Saamen getragen hätten. Und an der Weser habe man 1746. ein gleiches gethan, und in 12. Jahren, nunmehro schon 18. bis 20. Fuß hohe Bäume erhalten.

Niemand glaube auch, und lasse sich das abschrecken, was die Alten, und selbst der neuere Küsterus, von der Unverbrennlichkeit oder Untüchtig-

tüchtigkeit dieses Holzes zum Brennen grtraumet. Die Einwohner der Schweitzer-Alpen können einem jeden täglich das Gegentheil erweisen, als welche, nach Joh. Bauhini Bericht, die beste Kohlen zu ihren Schmelzwerken daraus bereiten.

Ueber diesen Vorzug in der Schnelle des Wachsthums, hat dieser Baum auch noch den der bessern Daur. Er verträgt den stärksten Frost eben so leicht als die gröste Hitze; wächset eben so gut in Gründen als auf Gebirgen; nimmt mit allem Boden vorlieb, wenn er nur Erde hat, und wird vom Wind nicht leicht umgeworfen, noch vom Schnee zerbrochen, und hat mithin alle Eigenschaften, welche von Bäumen, die in Deutschland wohl gerathen sollen, erfordert werden.

Noch müssen wir von dem flüssigen Harzsaft, womit dieser Baum versehen, melden, daß er, unter allen seines gleichen, am reinesten sey, und der beste venedische Terbinthin nur daraus bereitet werde. Es ist auch dieses keine neue Erfindung, weil schon Galenus dessen unter diesem Nahmen gedacht, und ihn gelobt hat. Dieses aber ist neuer, wann ihn einige Betrüger gar für weissen peruvianischen Balsam verkauffen. Doch, warum nennen wir sie Betrüger? da doch gewiß ist, daß dieses fliessende Harz seines

gleichen

gleichen an Reinigkeit wenig habe, und die best balsamische Kraft enthalte, der weisse peruvianische Balsam aber ebenfalls nichts anders als das flüssige Harz eines Baums sey.

Wann er nicht mit Tannen- oder Fichten Harz, oder mit derselben Oel verfälscht ist, so hat er eine gelblichte Farbe, ist Crystall hell, und so dünn, wie Honig; doch soll er sich an den Zähnen anhängen, so etwas in Mund genommen wird, nicht zerfliessen, wann davon auf einen Finger-Nagel gestrichen, noch eine schwarze Flamme mit Gestank von sich geben, und sich schnell verzehren, wann etwas angezündt wird, als welches man für Zeichen ansieht, daß er gerecht, das Gegentheil aber für eine Verfälschung hält.

Er ist etwas bitterlecht am Geschmack, und lieblich, wie Weyhrauch, am Geruch. Man siehet aus diesem schon, daß der vielfältige oeconomische- und Arzney-Nutzen, welchen wir bey der Tanne von ihrem Harz angezeigt, um so mehr auch von diesem zu verstehen sey, da es jenes an Reinigkeit noch übertrift. Wann wir also auch dieses schon gesagte zu wiederhohlen hier unterlassen, so müssen wir doch des Mißbrauchs und daraus folgenden Schaden, noch mit wenigem gedenken: dann so gewiß und herrlich auch seine Würkung in vielen schlimmen Zufällen ist, so ist doch auch nicht minder gewiß, daß er eben so kräftig

tig sey zu schaden, wenn er am unrechten Ort gebraucht wird. Besonders aber hat man angemerkt, daß dessen langwieriger Gebrauch dem Magen und Haupt nicht wohl bekomme, sondern dieses schwäche, und in jenem den Magensaft allzusehr betäube, und theils dadurch, theils auch seiner Klebrigkeit wegen, Wind erzeuge. Desgleichen ist sein Gebrauch bey solchen Personen, die wegen Nieren- oder Blasen-Stein, oder auch einer Entzündung dieser Theile im Verdacht sind, gefährlich: dann da er eine starke Harntreibende Kraft hat, so müssen die Schmerzen in beyden Fällen nothwendig sich vermehren. Nach diesem wenigen lässet sich also aus der Gleichheit schon von selbst schliessen, in welchen Krankheiten und Zufällen, noch ferner kein Nutzen davon zu erwarten sey.

§. 102.

Nun sind wir zwar schon auf dem Rückwege von unserm dießmaligen beschwerlichen Spatziergang begriffen, aber die Pflanzen-Ernde hat deswegen noch kein Ende: dann hier finden wir noch an den Ufern der in den Thälern fliessenden Flüsse und Bäche, den schon den Alten sattsam bekannt gewesenen Tamarisken-Strauch. Wir bemerken zuvorderst an ihm, daß sein Geburtsort beständig nur die Ufer seyen, und er auch daselbst nicht, oder selten, in dem festen

Grund, wie die Weiden, oder andere Wasser-Sträucher, sich finde, sondern mehrentheils nur in dem zur Seite ausgeworfenen Trieb-Sand stehe, auch daher auf dem platten Land, an kleinen Flüssen, deren Ufer nicht viel dergleichen Sand-Auswurf haben, selten, hingegen aber doch in gebürgigen Gegenden, auch bey dergleichen kleinern Flüssen und Bächen, zu finden sey; statt daß auf dem platten Land nur die gröste, deren Ursprung aus den Bergen kommt, damit geziert sind. Unser Ilerstrohm weiset selbst in unserer Nachbarschaft schon eine grosse Menge davon auf, und der Rhein, wie auch die Donau, sind desgleichen im Ueberfluß damit versehen. Es führen uns diese Umstände auf die Gedanken, daß dieser Strauch seinen Ursprung gleichwohl aus denen Gebürgen haben müsse; dann da sein Saamen sehr zahlreich und mit Wollflügeln versehen ist, und daher von dem Wind weit weggeführt und zerstreut werden, auch in denen kleinen Flüssen und Bächen, welche zwischen den Gebürgen rinnen, wann er mittelst desselben dahin getragen worden, deswegen oben schwimmen kann, weil er durch den wolligen Anhang leichter als das Wasser wird: so ist es sehr wahrscheinlich, daß er auf diese Art, mittelst dieser kleinen Flüsse, aus den Bergen in die grossen Flüsse des platten Lands gebracht, an dem Ufer mit dem Sand ausgewor-

geworfen, und daselbst fortgepflanzt werde. Es scheinet hierinnen die Ursache zu bestehen, warum er nur an denen grossen Flüssen, und daselbst größtentheils nur in dem ausgeworfenen Sand, als ihrem Lieblings-Ort, mit nichten aber in denen kleinern, die ihren Ursprung nicht aus den Gebürgen haben, zu finden ist.

§. 103.

Er erwächset über Manns hoch aus einer starken Wurzel, mit vielen aufrechten, geraden, langen doch dünnen, röthlich braunen Zweigen oder Ruthen. Diese sind gröstentheils unten von Blättern und Nebenschossen entblößt, gegen die Mitte hingegen reichlich damit, wie auch gegen den Gipfel mit vielen Blümlein geziert. Diese Blümlein sind nur sehr klein, aber derselben desto mehr beysammen in einer solchen Stellung, daß sie eine Fingers lange Aehre bilden, *flores in apice spicatim digesti.* Sie haben fünf blaß Rosenfarbene, gleiche, weit geöfnete Blättlein, und stehen in einem eben so oft getheilten Kelch, woraus ein Stempfel, und aus diesem ein länglicht-dreyeckigtes Saamenbehältniß, noch ehe die Blumen-Blättlein völlig abfallen, erwächset. Es borsten diese hautige Behältnisse, wann der darinnen enthaltene Saamen seine Reife erlangt hat, oben von einander, da dann ein kleiner, aber, wie

bey den Weiden, mit Wolle reichlich beflügelter Saamen zum Vorschein kommt.

Das Laub, womit die Zweige dieses Strauchs bekleidet sind, ist aus vielen kleinen, spitzigen, schmahlen Blättlein zusammen gesetzt, und gleichet mithin dem Sevenbaum hierinnen sehr stark. Es hat aber fast gar keinen, vielweniger einen Geruch wie dieser. Hingegen ist es nicht nur der Gestalt nach mit der Heide noch näher verwandt, sondern es hat auch, wegen Mangel des Geruchs, und Aehnlichkeit in der Bildung, Farbe und Stellung der Blumen, die ganze Pflanze selbst mehrere Gleichheit damit.

§. 104.

Man zählet von diesem Strauche nur zwey bekannte Arten, wovon die eben ietzo beschriebene die deutsche, die andere aber die französische oder narbonesische genannt wird. Diese letzte wächset in unterschiedenen Provinzen Frankreichs, wie auch in Griechenland, wild, bey uns aber wird sie bisweilen in die Gärten gepflanzt. Sie ist von jener sowohl in den Blättlein, besonders aber in den Blumen und derselben Stellung merklich unterschieden: dann jene sind viel zärter, diese aber kleiner, und nicht nur, wie wir von der deutschen Gattung gesagt haben, zu oberst am Gipfel eines jeden Zweigs in einer Aehreformigen Bildung zu finden, sondern vielmehr zur Seiten

ten der Neben- und Haupt Zweige allenthalben. Sie wachsen daselbst in Gestalt länglich kleiner Zolkern Büschelweise beysammen, an gemeinschaftlichen kurzen Stielen, und gleichen also in diesem Stücke den Blüthen der Weiden. Man pflanzt sie in den Gärten nicht allzugern: Dann nebst dem, daß ihre Schönheit nicht groß ist, wachsen auch ihre Aeste so unordentlich in die Länge und Queere, daß sie fast durch keine Kunst regulair können gezogen werden. Indessen ist die deutsche Art doch sehr daurhaft, und kann die Kälte wohl ertragen, lässet sich auch ganz gern durch die Schossen oder abgeschnittene Zweiglein, wenn sie im Frühling eingelegt werden, vermehren. Die zarte Blättlein bleiben aber nicht über Winter, sondern fallen, wie anderes Laub, ab.

Das Holz der Ruthen ist ziemlich schön, weiß, und hat inwendig ein weiches Mark. Sie lassen sich deswegen leicht aushöhlen, und da sie über dieses auch lang, schnur gerad und ohne Aeste sind, so taugen sie zu Tobacksröhrlein sehr wohl.

§. 105.

Weder in der Haushaltung noch Arzney ist sein Nutzen vor jetzo merkwürdig. Man hat zwar in denen Apothecken noch die Rinden davon im Vorrath. Sie scheinen auch, weil sie einen bitterlecht anziehenden Geschmack haben, nicht

ganz ohne alle Kraft zu seyn, doch ist ihr Gebrauch ausser der Mode.

Der berühmte Kräuter-Kenner, Simon Pauli, hielt ehemalen den Chinesischen Thee vor Blättlein dieses Strauchs, und verwunderte sich daher, daß man Tamarisken-Blätter aus China kommen lasse. Aber er muß entweder eine andere Staude, oder einen andern Thee verstanden haben: dann zwischen dem Thee, der jetzo aus China gebracht wird, und dem Laub der jetzigen Tamarisken wird wohl niemand einige Aehnlichkeit finden können.

Die Alten machten gleichwohl viel rühmens davon, besonders für die Milzsüchtige. Nicht nur sollte durch den Gebrauch desselben, nach ihrem Urtheil, das verstopfte Milz kräftig eröfnet, und das erhärtete zertheilet, sondern so gar auch vermindert, ja endlich consumirt werden. Diese letzte Kraft solle dadurch bekannt worden seyn, als von ungefehr ein Baur seinen Schweinen das Fressen in einem aus diesem Holz bereiteten Trog gegeben, und bey dem Schlachten wahrgenommen, daß kein Milz in ihnen war. Es ist daher, aus Veranlassung dieser vermeinten Kraft, nicht nur schon zu des Galeni und Dioscoridis Zeiten üblich gewesen, aus diesem Holz Trinkgefässe zu bereiten, und diejenige, die am Milz leiden, daraus trinken zu lassen, sondern so gar selbst

noch

noch in neuern, wenigstens zu des Clusii Zeiten, im Gebrauch geblieben, kleine Fäßlein davon in eben dieser Absicht zu bereiten: wie dann gedachter Clusius selbst bezeuget, er erinnere sich, daß dergleichen nach Frankfurt am Mayn gebracht worden seyen, die aus denen am Rhein wachsenden Tamarisken verfertiget waren. Und der Herr von Rohr hat zu dieser unserer Zeit noch Bericht gegeben, daß im Salzburgischen eben dergleichen Fäßlein daraus bereitet, und sodann nach Wien und Frankfurt verschickt würden.

Ob nun schon dergleichen wunderbare Curen jetziger Zeit nirgends als bey den Leichtglaubigen und solchen, denen das Vermögen, die Sache selbst zu prüfen, fehlt, Beyfall finden, so ist doch auch nicht zu läugnen, daß die Rinde, und vielleicht auch die zarte Blättlein an denen Orten, wo beydes frisch und leicht zu haben ist, in Ermanglung anderer, nützlich anzuwenden wären, in allen Fällen, wo etwas stärkendes und eröfnendes erfordert wird, als zum Exempel in der Gelbsucht, Verstopfung der Goldader, des Milzes, und dergleichen. Auch ist kein Zweifel, daß dessen Gebrauch allenthalben, wo andere Holztränke üblich sind, mit Nutzen anschlagen würde, so, daß er an statt derselben füglich, nach dem Beyspiel der Egyptier, in Unreinigkeit des Geblüts, gebraucht werden könnte: Dann also hat

Prosper Alpinus von diesen Völkern berichtet, daß sie davon einen Trank wider die Lustseuche bereiten, und es also eben darzu verwenden, worzu die Europäer gemeiniglich das ausländische sogenannte Franzosenholz gebrauchen.

So auch iemand begierig wäre, einen Vortheil in der Haushaltung daraus ziehen zu können, der darf nur einigen Dänischen Landwirthen nachahmen; dann von diesen hat ihr Landsmann, Thomas Bartholinus, geschrieben, daß sie dieses Strauchs, statt des Hopfens, zum Biersieden sich bedienen.

§. 106.

So gering aber der Nutzen von allem diesem, und so gar wohl entbehrlich mithin dieser Strauch ist, so leistet doch der jetzo zuletzt in diesem Spatziergang uns begegnende wilde Zirbelnuß- oder sogenandte Pimpernüßlein-Baum noch weniger Dienste. *Staphylodendron* ist sein aus dem Griechischen abstammender Nahme, weil seine Blüthen an Traubenförmigen Büschelein beysammen stehen. Er erlangt nur selten die Höhe und Dicke eines mittelmässigen Obstbaums; mehrentheils bleibt er nur wie ein Strauch von 10. bis 12. Schuh. Sein Wachsthum ist in Deutschland nicht häuffig, sondern nur hin und wieder in gebürgigen Gegenden, als der Schweitz, Tyrol, Böhmen und dergleichen; welches auch die

die Ursache seyn mag, daß er nicht allgemein bekannt, und man deswegen so wenig nützliches von ihm zu sagen weiß. In Engelland hingegen soll er ziemlich zahlreich und gern wachsen, auch sehr leicht fortzupflanzen seyn. Mit dem Holderstrauch hat er an Gestalt und Grösse, besonders was die Bildung der Blätter anbetrift, die meiste Gleichheit: dann dieser stehen auch jedesmal, wie bey dem Holder, fünf oder sieben langlechte, vornen zugespitzte, an einer gemeinschaftlichen Rippe paarweise gegen einander über, und das ungerade macht oben den Beschluß. Sie sind auch am Rand, aber subtiler, ausgezackt, und an Farbe hellgrün. Die Blumen stehen darzwischen, jedesmal ein Büschelein in Trauben-Gestalt beysammen, an einem gemeinschaftlichen ziemlich langen Stiel. Sie hangen unter sich, und sind weiß, gleichen also den Blüthen des Elsebeer- oder Vogelkirschenbaum hierinnen am meisten; haben fünf Blättlein, welche etwas einwärts gekrümmet sind, dergestalt, daß sie eine Becherform gewinnen; und der Kelch, so diese einschließt, ist davon der Farbe nach fast nicht zu unterscheiden, nur daß er unten etwas röthlich ist.

Sie tragen nicht alle Früchte, sondern der meiste Theil fällt ab, ohne dergleichen etwas zu hinterlassen.

Die Früchte sind kleine Nüßlein, deren zwey bis drey in einer hautigen Blase, in besondern Abtheilungen enthalten sind. Diese Blasen gleichen einer Fischblase, und sind so dünn, daß sie durchscheinen. Die darinnen liegende Nüßlein hingegen sind noch viel kleiner als eine Haselnuß, nicht vollkommen rund, sondern an der Seite, wo sie am Grund der Blase fest sitzen, mit einem Fortsatz versehen, der einem platt abgeschnittenen Hals, woran unten die runde Hirnschaale ist, gleichet. Vielleicht hat der französische Nahme, *Nez coupez*, hievon seinen Ursprung. Sie haben eine sehr harte gelblich rothe Schaale, und darinnen einen kleinen grün gekleideten Kern, der zwar süß, aber dabey auch eckelhaft schmäckt.

§. 107.

Von diesen Kernen sagt Scaliger, daß sie eßbar seyen. Unser Rajus aber will sie gern ihm allein überlassen, weil sie nach seinem, und der meisten Urtheil, Aufstossen erregen, und den Magen beschweren.

Der einige und wenige Nutzen, den man daher von diesem Strauch zu hoffen hat, erstreckt sich ganz allein auf die Hauswirthschaft. Zu Gunsten dieser, wäre aus diesen Kernen noch wohl ein reichliches Oel auszupressen, und dasselbe zum Brennen anzuwenden: dann es ist gewiß, daß sie sehr ölreich sind, und würden mithin,

hin, da man sie ohnehin sonst nicht wohl nutzen kann, die Mühe wohl belohnen, zumahl an Stellen, wo sie von selbst ungepflanzt wachsen.

Am allerbesten scheinen aber doch noch die ganze Nüßlein zu dem Gebrauch der in der Heil. Römisch-Catholischen Kirche üblichen Rosencränze zu taugen. Sie scheinen recht darzu erschaffen zu seyn: dann nebst dem, daß sie sehr hart, und fast wie beinern sind, so haben sie auch einen schönen Glanz und Farbe, die rechte Grösse, und da zugleich ihre Gestalt einem Todtenkopf in miniatur ähnlich ist, so können sie um so mehr die Andacht befördern. Wir sind auch gewiß nicht die ersten, die sie hierzu für geschickt erachtet haben: dann wann wir uns ja darinnen irren sollten, dergleichen davon bereitete Rosencränze schon selbst gesehen zu haben, so beweiset doch der im Französischen diesen Nüßlein von einigen beygelegte Nahme, *Bague naudes à pate nostres*, wie auch das Zeugniß Joh. Bauhini genugsam, daß sie hierzu, besonders von Armen schon im Gebrauch seyen.

Es ist dieses auch gewiß kein geringer Vortheil in Landen, wo diese Religion herrschet: dann diese Cränze gehören, wie bekannt, unter die nothwendigste Hausgeräthschaften, deren keine Person mangeln darf. Wie viel Mühe und zugleich Geld kann also in einem Land nicht erspart

werden,

werden, wann man statt der durch Kunst verarbeiteten, diese schon von der Natur selbst also gebildeten darzu anwendet. Wen das Schicksal in dieser Religion hat gebohren werden lassen, der darf hier mit Recht fragen: Warum hat der Schöpfer diesen Nüßlein keinen mehrern Nutzen beygelegt? Er kann aber auch sich selbst zugleich darauf antworten, daß es eben aus der Ursache geschehen sey, welche wir im vorigen Theil, von einigen uneßbaren Beeren in Absicht auf die Vögel, angegeben haben; das ist, deswegen, damit sie zu dem Gebrauche, worzu sie die Natur hauptsächlich bestimmt zu haben scheint, desto eher hinreichend seyn und allein angewandt werden möchten, und nicht zu andern Diensten, worzu noch mehrere Sachen taugen, verbraucht würden. Sollte aber einem solchen hierauf alsdann jemand einwenden wollen, daß wenn des Schöpfers Absicht diese hiebey gewesen sey, warum Er sie gleichwohl nur so selten, und noch darzu an unbequemen Stellen wachsen heissen, da doch dieser Dienst so allgemein seyn müßte; so mag er selbst sehen, wie er sich hier durchschlägt: dann wir nehmen uns der Sache weiter nicht an, sondern begnügen uns annoch zu melden, daß dieser Strauch, seiner schönen Blüthe wegen, gleichwohl den lebendigen Hecken zwischen andern wohl anstehe, und sein Holz, weil es weiß und

hart, zu allerley Geräthschaften nützlich zu gebrauchen sey.

Der ein und zwanzigste Spaziergang, im Brachmonath, in einen Kohl- u. Arzney-Kräuter-Garten.

§. 108.

Was ist billiger, als daß wir nach ausgestandenen vielen Fatiquen nun auch einmahl wiederum einen Spatziergang erwählen, wo wir statt Mühe nur Lust und Vergnügen haben werden. Es ist eine dergleichen Abwechslung dem Wohlseyn und der Gesundheit, so wohl des Leibs als der Seele so nöthig, daß ohne dieselbe beydes bald Schaden leyden würde. Die abwechselnde Ordnung, welche der Schöpfer der Natur bey diesem seinem Werk beobachtet hat, scheinet uns selbst den Fingerzeig hierzu zu geben, wenn kraft derselben auf Regen wieder Sonnenschein; auf stürmische und Gewitterhafte Luft angenehme Stille; auf Hitze Frost; und auf Trockne Nässe erfolgt: denn so gewiß es ist, daß diese Abwechslung in der Natur, zur Erhaltung aller Creaturen höchst nöthig war; so gewiß ist

es

es auch, daß in Absicht auf den Menschen allein, die Seele desselben, wann sie immerzu nur beschäfftiget wäre, und niemahls darzwischen einiges Vergnügen und Ruhe genösse, eben so bald krank werden müßte, als der Leib schwach wird, wann er ohne Nahrung und Ruhe immerhin fort arbeitet. Wie stumpf im Gegentheil, das ist, wann die Seele immer im Müssiggang und der Leib in Wollust geweidet wird, die Werkzeuge dieser beyden hauptsächlichsten Bestandtheile des Menschen werden, ist die Menge der Aerzte, die nur um deßwillen so nöthig worden sind, Zeuge genug. Wir hoffen also, es werde von diesem letzten niemand weitern Beweis verlangen; von jenem aber sind die Exempel, weil nur wenige sich krank arbeiten, seltener, und der Beweis davon nöthiger. Doch wird er auch aus dem, was man bey vielen der fleissigsten Gelehrten wahrnimmt, ganz klar: dann wann diese bisweilen zu allen erlaubten Scherzen untüchtig werden, in lustigen aufgeweckten Gesellschaften mehr Verdruß als Freude empfinden, niemahls lachen, sondern beständig saur und finster sehen, bey schlechtem Appetit mager einhergehen, sich in Gedanken öfters so vertiefen, daß sie nicht sehen noch hören, was neben ihnen gethan und geredt wird, wo rührt dieses anders her, als von einer

durch

durch allzu viele und langwährende Kopfarbeit geschwächten und mithin kranken Seele? Sucht man hier den Fehler nicht in Zeiten noch durch abwechselnde Gemüthsergötzung, als das beste Seelen-Confortativ, zu verbessern, so gehet entweder der Leib selbst darüber zu Grund, verzehret sich und stirbt, oder die Seele verlieret wenigstens ihre hauptsächlichste Eigenschaft, die Vernunft, gänzlich. Es heißt sodann, man hat sich hintersonnen, hinterdacht, oder mit einem Wort, man ist wahnsinnig worden. Schwifft, dieser berühmte englische Schriftsteller, mag uns hier zum Exempel dienen: dann daß seine Seele aus dem rechten Gelais kam, so daß er wahnsinnig wurde, und auszehrte, war gewiß nur seine viele Arbeit, und das wenige Vergnügen schuld; welches daraus zum Theil noch mehrers erhellet, weil der magere Leib, den er zuvor trug, alsbald fett wurde, als er in diese Umstände verfiel, und mithin seine Seele Ruhe bekam.

§. 109.

Diesem Uebel also vorzukommen, haben wir mit Bedacht den beschwerlichsten Alpen-Spaziergang den angenehmsten in die Gärten zur Seite gesetzt, allwo wir gleichsam spielend, sowohl die daselbst wildwachsende sogenannte Unkräuter, als auch die mit Fleiß darinnen zu allerley Küchen-

und

und Arzney-Gebrauch gepflanzte fremde Gewächse nunmehro aufsuchen und betrachten wollen. Wir machen mit jenen den Anfang. Das erste derselben ist diejenige Pflanze, welche im lateinischen insgemein *Lampsana*, im deutschen aber an theils Orten Rhein- oder wilder Köhl genannt wird. Sie ist aber, ihrer Bildung nach, zu nichts weniger als den Kohlkräutern zu rechnen, sondern vielmehr dem Salat und denen Habichkräutern, wie wir jetzo mit mehrerm zeigen wollen, beyzuzählen.

Sie erwächset schnell zu einer bisweilen etlich Schuh langen Höhe, treibet an den Seiten viele Nebenzweige, welche sich oben wiederum in etlich kleine zertheilen, deren Gipfel jedesmal ein kleines gelbes Blümlein ist. Diese sind den Blumen der Habichkräuter, nach ihrem botanischen Character ganz gleich, aber viel kleiner als die meiste von jenen. Sie gehört daher auch, wie jene, zu der sechsten Classe, und ersten Gattung der zusammengesetzten Blumen, oder unter diejenige, die aus vielen langen, schmahlen, platten, in einen Kopf gesammelten Blättlein, welche man insgemein, zum Unterschied von den Röhrleinförmigen, semiflosculos, halbe Blümlein nennet, bestehen. Auch ist der Kelch, welcher alle diese Halbblümlein zusammen faßt, nicht viel anders beschaffen. Denn ob er zwar wohl

nur

nur aus einem Stück zu bestehen scheint, so ist doch dieses aus lauter übereinander liegenden, schmahlen und langen Schuppen oder vielmehr Strahlen ähnlichen, grünen Blättlein zusammen gefügt, und oben in eben so viele Sternförmige Spitzen weit gespalten. Desgleichen ist die ganze Pflanze mit einem Milchsaft eben sowohl als jene versehen. Dieser Classe wird deswegen der Nahme herbæ planipetalæ lactescentes gegeben.

Hingegen verhält sich der darauf folgende Saamen nicht eben auch also. Er bekommt keine Wollflügel, wie jene, sondern bleibt ohne dieselbe ganz bloß in dem Kelch bis zur Reiffe stehen; ist langlecht gestreift und krumm gebogen.

Die Blätter, womit der Hauptstengel bekleidet ist, sind von zweyerley Art, die Seitenzweige aber bleiben ganz bloß. Die untersten an jenem, sehen den Rüben- Rettich- oder Senfblättern ziemlich ähnlich, sind aber kleiner, dunkeler an Farbe und glatter. Sie haben auch wie diese am untern oder gegen den Stengel gerichten End, auf beyden Seiten an der mittlern Rippe, zwey kleine Seitenflügel, der übrige obere Theil aber ist fast rund, doch vornen zugespitzt. Diejenige hingegen, die weiter hinauf am Stengel bey dem Ausbruch eines jeden Zweigs sich befinden, haben dergleichen Nebenflügel nicht, sind auch nicht so

rund, sondern spitziger, schmaler, und hin und wieder flach gekerbt.

§. 110.

Es ist diese Pflanze ein gemeines Gartenunkraut, welches sich sehr schnell und stark durch den jährlich ausfallenden Saamen vermehret. Wo es in einem Garten einmal eingenistet, thut man am besten, man frette die Stöcklein aus, ehe sie blühen, so kann sie mit leichter Mühe ausgerottet werden: dann weil es nur eine jährliche Pflanze ist, welche durch die Wurzeln sich nicht vermehrt noch nachtreibt, so kann, wann nichts davon zum Saamentragen gelangt, der Garten von der ganzen Menge in einem Jahr gereiniget werden. Sonsten ist ihr gewöhnlicher Geburtsort Hecken und alte Mauren; sie scheinet aber auch hieher nur aus denen Gärten gekommen, und keine ursprünglich eingebohrne Pflanze zu seyn. In der Arzney ist sie nicht, und mithin noch weniger in den Apothecken bekannt; doch soll sie äusserlich gebraucht eine reinigende und trocknende Kraft erweisen, und eben deswegen den Nahmen herba papillaris von einigen, besonders in Preussen, erhalten haben, weil sie geschickt befunden worden, die verschworne und eyterige Brustwärzlein zu heilen. Desgleichen soll sie innerlich, oder wann sie, besonders der frische Saft davon, eingenommen wird, erweichen, und gelind

gelind eröfnen oder laxieren. Da nun aber dieses wenig ist, und dennoch nicht viel zu bedeuten hat, obschon das letzte, weil diese Pflanze von dem Lattich-Geschlecht abstammet, sehr wahrscheinlich lautet; so wäre hingegen der oeconomische Gebrauch in Hungersnoth, als ein Gemüß, desto nützlicher: dann da sie aus dem Geschlecht der gröstentheils eßbahren und nahrhaften Milchpflanzen ist, auch nichts schädliches bey sich führt, so scheinet sie hierzu gar wohl zu taugen. Es ist zwar nicht gewiß, ob es eben diejenige Pflanze sey, welche der alte Dioscorides unter diesem Nahmen verstanden, und wovon er sagt, daß so wohl die Stengel als Blätter wie ein Gemüß gespeiset werden, und dem Magen wohl bekommen; noch auch, wovon Plinius berichtet, daß des Cäsaris Soldaten Scherz- oder vielmehr Spottweise gesungen, sie seyen bey Dyrrachium damit gespeiset worden. Indessen erhellet doch hieraus, und aus mehr dergleichen Beyspielen, z. Ex. der Chara-Wurzel, so viel, daß die Alten sich wohl darauf verstanden, in Ermanglung anderer Nahrung der wildwachsenden Pflanzen sich zu bedienen, und unter denselben eine geschickte Auswahl zu treffen. Es ist ohnehin, wo man ja dergleichen aus Hungersnoth, wofür uns GOtt noch ferner gnädig behüten wolle! sich einsten sollte bedienen müssen, nicht genug nur eine oder etliche

dieser hierzu tauglichen Pflanzen zu kennen: dann man würde damit nicht weit kommen, weil die wenigste so gar häuffig wachsen, mühsam aber, in etlichen Stunden Wegs sie aufzusuchen, auch zu beschwerlich wäre; sondern diese Kenntniß muß sich auf hundert und mehrere erstrecken, damit man allenthalben eine genugsame Menge in kurzer Zeit zu sammeln desto eher vermögend sey. Wir sind daher auch beflissen, jedesmal es anzuzeigen, wenn wir auf unsern Spatziergängen eine dergleichen, es bestehe das eßbare davon gleich aus Kraut, Wurzeln, Früchten, oder worinnen es wolle, antreffen, am Ende aber gedenken wir sie in eine Ordnung zu bringen, und alle zugleich vor Augen zu legen. Wir halten nns auch vollkommen überzeugt, daß hiedurch das Hungersterben in Zukunft unmöglich werden wird; es sey dann, es wolle jemand lieber sich diesem unterwerfen, als arbeiten, oder sich die Mühe nehmen, wochentlich einen Tag auf dem Feld zu fouragiren, und im Sommer, wie die Ameisen und Bienen, doppelt einzutragen, damit er auch im Winter habe.

§. III.

Der jetzo auf dieses folgende Hasenkohl ist ebenfalls aus der Zahl dieser eßbaren Pflanzen, und stehet auch unter eben derselben sechsten Classe, weil er nach seinem botanischen Character fast

fast in allen Stücken mit der vorhergehenden übereinkommt. Doch gehört er nicht, wie jene, zu der andern Abtheilung dieser Classe, sondern zu der ersten, weil er einen Wollsaamen trägt, und daher mit den Habichkräutern noch näher verwandt ist. Schon die Alten, welchen diese Pflanze sehr wohl bekannt war, haben sie zu den Kohlkräutern, und unter die Salate zum Speisen gebraucht, und für ein gesundes Essen gehalten; welchem Glorez hinzufügt, daß es noch bey vielen in Italien und Deutschland üblich sey.

Ueberhaupt verdienet bemerkt zu werden, daß alle Pflanzen dieser sechsten Classe, sowohl der ersten als andern Ordnung, eßbar seyen: dann eben hierunter gehören auch die Scorzonern, Wegwarthen, Endivien, Lactuca oder der gemeine Sommersalat. Hat die Natur durch den Milchsaft, den sie alle haben, und welcher nebst den vielen Züngleinförmigen, und in einen Kopf gefaßten Blumenblättlein, das Hauptunterscheidungszeichen dieser Classe ist, selbst derselben vorzügliche grosse Tüchtigkeit zur Nahrung anzeigen wollen? Dieses kann nicht seyn: dann wir werden gleich jetzo auch in diesem Spatziergang erfahren, daß es noch mehrere Pflanzen gebe, die einen eben so reichlichen Milchsaft enthalten, gleichwohl aber statt Nahrung zu geben, eher alles verzehren, und wie ein Gift sich verhalten.

Das bekannte *Euphorbium*, welches so stark würket, daß es in keiner Absicht nur als Arzney gebraucht werden kann, ist eine Ausländische dieser Art, und an denen vielerley Gattungen von Wolfsmilch, womit alle Stellen, doch am wenigsten die gedungte Wiesen, besetzt sind, haben wir an Einheimischen einen grossen Ueberfluß. Wir bemerken hier dieses deswegen, damit man sich hüte, ohne Unterschied die Plantas lactescentes, zum innerlich medicinischen Gebrauch, wie wir davon Exempel wissen, anzurathen; sondern die Vorsicht brauche, den zweyten Hauptcharacter, das ist die Structur der Blumen, durch das Beywort, planipetalæ, jederzeit beyzufügen, und mit zu benennen, damit nicht unerfahrne in diesem Feld, bey Unterlassung dieses, zum Irrthum verleitet werden mögen: dann hierdurch können die schädliche von den nützlichen Milchpflanzen hinlänglich unterschieden werden.

§. 112.

Im lateinischen heißt unsere dißmahlige Pflanze *Sonchus*, und französisch *Laitron*; im deutschen aber wird sie bald Gänßund Milch, oder auch Saudistel genannt. Der schon vorhero angezeigte Nahme, Hasenkohl, ist indessen gleichwohl der gebräuchlichste und bekannteste unter allen. Er hat seinen Ursprung daher, weil nnterschiedene Thiere und Vögel, als Distelfinken,

ken, Canarivögel, besonders aber die Haasen und Caninichen, diese Pflanze für ihren besten Leckerbissen halten, und ihr begierig nachgehen, dergestalt, daß wenn sie damit gefüttert werden, sie nicht nur sehr wohl davon gedeihen, sondern sich auch sehr gern an dergleichen Orten, wo diese häufig wachsen, aufhalten. Ueberhaupt hat die Erfahrung gelehret, daß das Heu solcher Wiesen, worauf viel und mancherley Arten von dergleichen Pflanzen wachsen, sehr ergiebig und nahrhaft auch für das grosse, insonderheit Milchvieh sey. Seine Gestalt ist mit den Habichkräutern, deren Beschreibung wir im vorhergegangenen sechsten Theil mitgetheilt haben, fast einerley. Die Blumen sind an Farbe schwefelgelb, aber niedriger und doschiger als bey jenen, und der Kelch zieht sich mehr in die Runde. Die Stengel sind dicker, und doch dabey viel zärter, leichter abzubrechen und weicher, weil sie inwendig gröstentheils hohl, und nur mit schongedachtem Milchsaft, statt eines Marks, angefüllt sind. Die Blätter sind eben so, wie die ganze Pflanze, weich, glänzend und glatt. Sie bekleiden wechselsweise, oder ohne gewisse Ordnnng, die ganze Höhe des Stengels; haben daselbst keine eigene Stiel, sondern umfassen unmittelbar den Stengel selbst. (folia amplexicaulia.) Sie sind

lich breit, fast wie die Endivien-Blätter, und haben nicht alle immer einerley Bildung: dann bald haben sie so tieffe Einschnitte, daß sie darinnen die Blätter des Löwenzahn, Taraxacum, noch übertreffen, bald aber sind sie nur am Rand scharf gezähnt, übrigens aber vollkommen ganz, und dieser Rand ist in einer besondern Art mit ziemlich starken Stacheln besetzt. Sie wird daher die rauhe, *asper*, genannt. Die andere hingegen, oder allerbekannteste und gemeinste hat dergleichen ganz und gar nichts, sondern ist allenthalben vom Kopf, oder Kelch, bis an den Fuß, oder die Wurzel, ganz glatt; weswegen ihr auch zum Unterschied von jener, weil sie sonst in allen Stücken einander vollkommen gleich sind, der Nahme *lævis*, gegeben wird.

§. 113.

Ueber diese zwey Arten gibt es noch eine dritte, welche gewöhnlich einen höhern und gerader stehenden Stengel mit weniger Zweigen hat; grössere Blumen trägt; schmählere, aber längere, tief eingeschnittene, und am ganzen Rand mit weichen Stacheln besetzte Blätter bekommt; nur in denen Kornfeldern wächset; perennirende, weit um sich kriechende Wurzeln erhält, und daher grosser, kriechender Aecker Hasenkohl genannt wird; statt daß die andern Arten nur alljährliche Pflanzen, und ein gewöhnliches, höchst-

verdrieß-

verdrießliches Unkraut der Gärten, besonders der Kohl- oder Krautgärten sind. Sie vermehren sich nirgend so leicht, als eben in diesen, und zeigen mithin auch dadurch, daß sie mit den Küchengewächsen in naher Verwandtschaft stehen, weil derselben Nahrung ihr Gedeihen so sehr befördert. Eine einige Pflanze, welche man bis zum Saamentragen hat stehen lassen, kann des geflügelten Saamens wegen seine Brut im ganzen Garten, mittelst des Winds, ausbreiten, und denselben im folgenden Jahr ganz damit anfüllen; wofür man aber gleichwohl bald wieder Hülfe schaffen kann, wenn man die Pflänzlein, ehe sie zur Blüthe und Saamen gelangen, alle ausrauft.

Wo man die Blätter zum Speisen brauchen will, so rathet Sebizius an, daß man nur die jungen hierzu erwählen solle, weil die alten zu unangenehm seyen. Es ist auch gewiß, sie sind alle bitterlecht, doch die alte mehr als die junge, aber eben deswegen können sie nicht nur eine gesunde Nahrung geben, sondern auch vielfach nützlich in der Heilungskunst werden.

§. 114.

Hierinnen haben sie einstimmig so wohl von alten als neuen das Lob, daß sie kühlen; die allzuviele gallichte Unreinigkeiten des Geblüts und Magens bezähmen, das daher rührende Magenbrennen wegnehmen, besonders aber auch die

Verstopfungen der Eingeweide des Unterleibs, vorzüglich der Leber, eröfnen. Sylvaticus hat sie sogar zu diesem Ende selbst der sonst in diesem Uebel so viel vermögenden und belobten Wegwarth fürgezogen, und Boccone die der gallichten Schärfe, und daher rührenden Neigung zur Fäulung und Fäulungs-Fiebern entgegen gesetzte Kraft so erhoben und gerühmt, daß er auch die Pestbeulen dadurch geheilt haben will, wenn man nur äusserlich etwas davon auflege. Andere haben sie für das schmerzhafte Harnen und Ohrenweh; die Alten aber sehr tauglich gehalten, die Milch bey den Säugammen durch derselben Gebrauch zu vermehren.

Hält man alles dieses zusammen, so findt man eine ziemliche Uebereinstimmung. Noch mehr aber erhellet aus derselben innern Gehalt, so viel durch die Zergliederung, und mittelst der äusserlichen Sinnen davon mit Wahrscheinlichkeit erkannt werden mag, daß nicht nur für diese, sondern für noch viel mehrere, besonders langwierige Krankheiten, die ihren Sitz in einer öllicht gallichten Schärfe der Säfte haben, worunter wir das Podagra hauptsächlich zählen, eine herrliche Arzney aus dergleichen Pflanzen bereitet werden könnte: dann König berichtet von diesem Hasenkohl, daß die blaue Farbe dadurch in roth verwandelt werde. Da nun aber die Erfahrung

fahrung sattsam bekannt gemacht und bestätiget hat, daß diese Begebenheit nur von solchen Cörpern entstehe, die ein reichliches Saursalz bey sich führen; und einige, mit gutem Grunde, dieses Saursalz salpeterichter Art zu seyn glauben, weil kein anderes in dem Gewächsreich häuffiger, und so leicht erzeugt wird; dabey auch diese Pflanzen an ölichtfetten lindernden Theilen keinen Mangel, sondern vielmehr, wie ihr Milchähnlicher Saft beweiset, einen grossen Ueberfluß haben; so kann es nicht fehlen, es müssen alle diejenige Krankheiten, welche von einer dem Saursalz entgegen gesetzten Schärfe entstanden, wann sie auch gleich, wie mehrentheils gewöhnlich, mit Krampf verknüpft sind, hierdurch Abbruch leiden.

§. 115.

In denen Apothecken ist zwar diese Pflanze nicht zu finden, welches genugsam anzeiget, daß ihr Gebrauch schon lange nicht mehr üblich sey. Es ist aber auch nicht nöthig, daß das alles darinnen sey, was eine Arzneytugend besitzt. Es wird ohnehin nur gar zu und so vielerley darinnen zusammengehäuft und aufbewahret, daß nothwendig der halbe Theil verderben muß, bis die andere Hälfte verbraucht worden, weil niemand gern in der Absicht krank werden, und Arzneyen speisen mag, nur damit dieser Un-

fall

fall verhütet werde, die viele Quacksalber aber den nöthigen schnellen Vertrieb hindern.

Am allereheſten aber kann man dieſes darinnen entbehren, und hingegen, als ſehr bekannt, von jedermann beſſer ſelbſt geſammelt werden; weil es ohnehin nur friſch, entweder als Gemüß, oder der ausgepreßte Saft, gebraucht wird: dann wir hoffen nicht, daß jemand einige Kraft in dem deſtillirten Waſſer ſuchen, noch viel weniger dem Glauben geben werde, was obgedachter Boccone davon wider den Taranteln Stich gutes anrühmt.

§. 116.

Nichts in dem ganzen Gewächsreich pflegt gemeiniglich verächtlicher zu ſeyn, als das Gras; vermuthlich nur deswegen, weil es allenthalben ſo leicht und gern, ohne der Menſchen Hülfe und Pflanzung nöthig zu haben, häufig herfür wächſet, und die meiſte in der Meynung ſtehen, es ſcheine gleichſam nur darzu erſchaffen zu ſeyn, das Leere des Erdbodens, wo ſonſt keine andere Pflanzen wachſen, damit zu bekleiden und auszuſchmücken, oder höchſtens dem Vieh zum Futter zu dienen; weil die wenigſte ihren übrigen guten Nutzen wiſſen und verſtehen: allein, ob gleich gewiß iſt, daß die meiſte von denen viel hundert Gras-Arten, keinen weitern, als ſchon gedachten Nutzen haben: ſo laſſen ſie ſich doch nicht alle

nach

nach einem Maaß messen: dann der edlen Frucht, des Waitzen, Gersten, Rocken, Haber 2c. als welches ebenfalls lauter Grasarten sind, und wovon der grosse Nutzen bekannt genug ist, nicht zu gedenken, so werden wir jetzo eine wildwachsende Gattung antreffen, die in vielerley Absicht Menschen und Vieh grossen Nutzen schaffen kann, die nicht nur zu einem gesunden Futter für diese, sondern auch zur Speise für jene, besonders aber als eine herrliche Arzney dienet.

Es ist das so genannte Quecken oder Hundsgras, welches im französischen *Chiendent*, das ist Hundszahn, im lateinischen aber, *Gramen caninum spicæ triticeæ aliquatenus simile*, genannt wird. Diesen Beynahmen scheint es deswegen erhalten zu haben, weil man wahrgenommen, daß die Hunde unter hundert Grasgattungen diese aussuchen, um sich damit zu reinigen, wovon Boerhave glaubt, daß sie durch einen Naturtrieb darzu angeleitet werden. Das Sprüchwort: Es wird ihm bekommen wie dem Hund das Gras, rühret davon her; es ist aber übel applicirt, wann es in schlimmem Verstand genommen wird: dann der Hund frisset dieses Gras nur, wann er Unlust im Magen verspürt, und wird dadurch gereiniget, daß die Unlust vergeht, und ihm mithin wohl bekommt, weil es ihm ein Brechen erregt.

Wir

Wir glauben übrigens nicht nöthig zu haben, die Bildung dieses Grase mit mehrerm anzuzeigen, da ja jedermann, was Gras sey, genugsam bekannt ist. Doch dienet zu wissen, daß es eine Gattung aus dem Geschlecht des Schwindel-Habers sey, gramen loliaceum, jedoch nur der Gestalt, mit nichten aber, welches um so viel merkwürdiger, der von diesem bekannten schädlichen Würkung nach. Es bekommt einen anderthalb bis zwey Fuß langen Stengel, welcher oben eine Fingers lange Aehre trägt, woran die Hatteln wechselsweise, und ziemlich gedrungen auf beyden Seiten stehen, keine Stacheln und einen zweyspelzigen Kelch haben, übrigens aber einer Waitzen-Aehre ziemlich gleichen.

Der Stengel ist zwar schmahl, aber daurhaft, und hat dahero wenig Knoten, weil er auch nur eine geringe Höhlung, und mithin der vielen Knoten nicht nöthig hat. Es ist dieses abermahl ein Beweis von der künstlichen Baueinrichtung des Schöpfers bey den Pflanzen, wordurch wir lernen, daß er zwar nichts unterlassen, was zu ihrer mehrern Zierde und Daurhaftigkeit dienlich war; aber auch nichts überflüssig oder unnützliches erschaffen wollen: dann also nimmt man wahr, daß nur die hohle Stengel Knoten haben; und dieses um so viel reichlicher, je grösser die Hohligkeit ist, und je mehr dieselbe zunimmt, und

der Stengel doch aufrecht stehen soll. Es sind dieses gleichsam die Queerbänder oder Balken, welche das allzuleichte Umbiegen verhindern müssen, und deswegen bey diesen Gewächsen um so viel nöthiger sind, weil ihre Stengel keine Queerfibern haben, wie die Bäume und viele andere Pflanzen mehr. Auch mag dieser Mangel der Queerfibern vielleicht die Ursache seyn, daß zur Seiten niemahls ein Blatt oder Zweig ausgetrieben wird: dann obschon hin und wieder ein Blatt daran zu finden ist, so rühret doch derselben Ursprung jederzeit bis zu unterst oder von der Wurzel her.

Die Wurzeln sind das merkwürdigste Stück der ganzen Pflanze; diese kriechen in der Fläche sehr weit um sich, hängen das Erdreich dadurch an einander, und befestigen es, treiben bald da, bald dort neue Blätter hervor, nnd vermehren sich also in kurzer Zeit sehr schnell. Sie sind mithin sehr lang, aber auch nur ganz dünn, fast wie die Strohhalmen, weißgelblich von Farbe, und süßlecht am Geschmack, doch so, daß man hintennach noch eine geringe Schärfe daran verspürt, und haben viele Gelenke. Einige haben sie daher mit der Sarsaparill verglichen, und diese Grasart deswegen Gramen sarsaparillaceum genannt. Aus jedem Gelenke derselben werden gemeiniglich neue Blätter herfür getrieben, wel-

ches

ches verursacht, daß in kurzer Zeit, wann man sie nicht stöhrt, ansehnliche Waasen davon erzeugt werden. Wo sie veralten, bekommen diese Wurzeln eine mehrere Dicke, gründen tieffer, und werden alsdann zum Unterschied von den jüngern, welche mehr in der Oberfläche oder seichter liegen, an theils Orten Schnurquecken genannt. Wann also dieses Gras bey einigen Gramen repens heißt, so ist es nicht so zu verstehen, daß die Pflanze selbst auf dem Boden krieche, als welche ganz aufrecht erscheint, sondern es hat dieses Beywort nur die Wurzel zum Augenmerk.

§. 117.

So unansehnlich aber, und wenig prächtig die Bildung der meisten Grasgattungen ist: so sind sie doch alle insgesamt gleich von der Wiegen an, mit dem allerprächtigsten Geschlecht unter allen, mit den Lilien und übrigen allerschönsten Zwiebelgewächsen, wie auch mit den vornehmsten Baumsorten, den nutzbarsten Tangelhölzern, der herrlichen Ceder, der erhabenen Tanne ꝛc. aufs genaueste verwandt. Sie sind es von allen Pflanzen nur ganz allein: dann nur diese zwey Pflanzen Classen kommen mit einem Keimblättlein auf die Welt. (plantæ monocotyledones) Die übrigen alle haben derselben zwey. (dicotyledones) Wie merkwürdig ist nicht dieser Umstand, und zu wie vielerley Betrachtungen

könnte

könnte er uns Anlaß geben. Das prächtigste Pflanzengeschlecht und das geringste haben einerley, oder einander ganz gleichen Anfang. Der hochgebohrne Mensch und der niedrige Landmann kommen ebenfalls auf einerley Weise nackend auf die Welt. Warum, möchte man fragen, hat es GOtt so wunderbar geordnet? Darum, könnte man antworten, daß die prächtige Lilie ihr Haupt nicht zu sehr erhebe, sondern eingedenk sey, daß ihr erster Anfang eben der war, den auch das geringste Gras hat, und sie mithin ihrem Schöpfer für die nachgefolgte Erhebung um so viel mehr Preis und Dank schuldig bleibe.

Wir lernen hieraus überhaupt, daß der gewaltige Schöpfer aus einerley Ursprung mancherley bilde, eben wie der Töpfer aus dem Thon, mancherley Gefäß; und der niedrige Arme kann für sich daraus gründlich abnehmen, daß es vergebens und eben so wenig thunlich sey, daß er allein durch sich selbst zur Lilie werde, als wenig der Gärtner mit aller seiner Mühe und Kunst vermögend ist, aus dem Gras eine Lilie zu machen, oder dieses in jenes zu verwandeln; sondern daß vielmehr der Ausspruch des Königlichen Predigers Wahrheit bleibe: Daß zum Lauffen nicht helfe schnell seyn; zum Streit, nicht stark seyn; zur Nahrung, nicht geschickt seyn; zum Reichthum, nicht klug seyn; daß ei-

ner angenehm seye, nicht daß er ein Ding wohl könne; sondern alles an der Zeit und Glück; welchem wir beysetzen, an dem Seegen des HErren liege. Der hochgebohrne Reiche aber bleibt hiebey auch nicht ohne Lehre. Es kann ihn dieses erinnern, daß seine Hoheit nicht seines eigenen Verstandes noch Hände Werk sey, und er sich dessen mithin nicht, als nur in so fern zu rühmen und zu erfreuen habe, daß ihn der Schöpfer dahin erheben wollen. Ob ihm aber dieses zu einer Straffe oder Belohnung widerfahren sey, ist eben so ungewiß zu sagen, als unausgemacht es noch ist, ob der niedrige oder hohe vergnügter lebe, und ob die Lilie oder das Gras mehr Nutzen bringe? Unsere Grasgattung wenigstens scheinet an Nutzbarkeit alle dem vorzugehen, was biß dato von den Lilien noch bekannt worden. Doch hieraus lässet sich auch kein Schluß machen, weil vieles vor unsern Augen noch verborgen ist.

§. 118.

Dieses Gras ist ein gemeines Unkraut der Gärten, noch mehr aber der Fruchtfelder; liebt sandigen lockern Boden, und vermehret sich mithin, wann der Boden nur fleissig umgeackert, und nicht auch zugleich die Wurzeln daraus gelesen werden, nachgehends nur desto hurtiger; statt daß sie nach der Wahrnehmung des vortreflichen

lichen Landwirths, Herrn Leopoldts, abnehmen und sich verliehren, wann der Acker lange ungerührt bleibt, oder wann lang anhaltende Nässe und Frost einfällt. Sie ist deswegen auf Wiesen ein rarer Gast, aber dem Vieh ein schmackhaftes Futter. Denn Plinius hat schon davon gesagt, daß dem Zugvieh kein Kraut angenehmer sey als dieses, man möge es ihm frisch, oder zu dem Heu gedörrt fürlegen, jumentis herba non alia gratior, ſive viridis ſive in fœno ſiccata. Es war also den Alten der Nutzen dieser Art nicht nur insonderheit sehr wohl bekannt; sondern überhaupt sahen sie das Gras nicht mit so verächtlichen Augen an. Vielmehr erhellet aus der Gewohnheit der alten streitbaren Römer, diejenige Feldherren, welche sich tapfer erzeigt, mit einem Cranz oder Krone zu beehren, daß sie es in hohem Werth hielten, weil sie dasselbe für würdig achteten. Der Stof zu einer gewissen Art dergleichen Siegscränze zu seyn. Dann also lehret die Historie hievon, daß das Haupt eines Siegers, welcher eine Stadt von einer Belagerung befreyet hatte, mit einem Cranz von Gras zum billichen Ehrenzeichen geschmücket wurde; priſcus mos erat, coronam gramineam imponere victoribus, præcipue duci illi, qui obſidionem ſolverat. Sie nannten daher einen solchen Cranz, coronam obſidionalem,

nalem, und nach Livii Zeugnuß, war es eine dieser Art, welche Decio, wie auch L. Sicinio Dentato zuerkannt wurde.

§. 119.

Nicht minder war auch der Nutzen, den unsere Grasgattung in der Arzneywissenschaft leistet, schon den Alten sattsam bekannt, und von ihnen hoch geachtet; so daß, wann der bekannte Wahlspruch aller Markschreyer: Daß wir manchmahl ein Kraut verächtlich mit Füssen treten, welches uns, wann wir seine Kraft wüßten, von einer grossen Krankheit hätte befreyen und unser Leben verlängern können, sich jemahls wahr befindet, er gewiß hier am ehesten eintrift: Dann das subtil eröfnende Wesen, das in den Wurzeln dieses verachteten Gewächses steckt, ist vollkommen vermögend die härteste zehrende, oder hectische Krankheiten, welche so oft von Verhärtungen der Eingeweide, besonders der Leber entspringen, und wordurch so viele tausend zu frühzeitig hingeraft werden, abzuwenden, wann ein Decoct davon lang genug und gehörig gebraucht wird. Also bezeuget der genugsam bekannte Friederich Hoffmann, daß einsten ein Medicus, D. Osem, mit dieser und einigen andern Wurzeln, einen, der an einer Auszehrung darnieder lag, vollkommen zurecht gebracht, und dafür 500. rheinische Goldgulden verehrt bekommen habe.

habe. Börhave aber hielt in derley Fällen, wann sie von Verhärtung der Leber entsprungen waren, kein Mittel für tauglicher die Verhärtung aufzulösen, als eben diese Wurtzeln. Sie scheinen auch deswegen hierzu sich besser, als alle übrige eröfnende Dinge zu schicken, weil sie, nebst dem eröfnenden, zugleich einen subtilen, nahrhaften Schleim bey sich führen, und also alles dasjenige beysammen vereiniget haben, was sowohl zu Hebung der Ursache dieser Krankheit, als auch der damit jederzeit verknüpften Zufälle, erfordert wird. Auch hat sie darinnen etwas vorzügliches vor vielen andern, daß ihr Geschmack nicht widerlich, sondern vielmehr recht angenehm ist. Dieses mag gewiß keine geringe Eigenschaft heissen, besonders wann man erwegt, daß in diesen Krankheiten in der Schnelle nicht viel fruchtbares ausgerichtet werden könne, sondern jederzeit ein lang anhaltender Gebrauch der Arzneyen erfordert werde, die meiste aber theils wegen Widerlichkeit derselben, theils auch bey Armen wegen Kostbarkeit, vor der Zeit sich ermüden und den Gebrauch unterlassen,

§. 120.

Wie vorzüglich ist also nicht dieses Mittel, da es so angenehm und dabey gar nichts kostet, ja dessen Ausgrabung auf den Feldern vielmehr höchst nöthig und noch auf andere Art, wie wir

gleich jetzo, bey Erörterung des öconomischen Nutzens, hören werden, dienlich ist. Und o! wie sehr wäre zu wünschen, daß insonderheit die Landleute unserer Gegend, von dieser guten Würkung hinlängliche Nachricht hätten, da sie den hectischen Magenfiebern so zahlreich ausgesetzt sind, daß wir uns zu behaupten getrauen, keine Krankheit häuffiger als diese, auch keine gefährlicher, und wegen des Unbestands im Arzneynehmen, gewisser tödtlich unter ihnen angetroffen zu haben: Dann bevor sie zum Medico kommen, ist es schon mehrentheils am äusserſten mit ihnen, und auch alsdann harren sie selten nur etliche Wochen in Geduld aus, sondern wo nicht sogleich augenscheinliche Hülfe erfolgt, eilen sie wieder wie vorhero, von einem Bader und Scharfrichter zum andern, bis sie endlich dem Tod in die Hände lauffen.

Wie fürtreflich würde also eine so wohlschmeckende und leicht zu habende Arzney für sie seyn, wann sie sich derselben bey dem ersten Anfang nur ein halb Jahr lang bedienen wollten. Diese Krankheiten nehmen ohnehin nicht so gar schnell zu, und bey Eröfnung des Cörpers einiger daran verstorbener, hat man die Höhle des Magens mit grossen aufgeschwollenen und verhärteten Drüsen ganz angefüllt gefunden, so daß fast kein Raum mehr für die Speisen übrig war.

Sie

Sie entstehen also gröstentheils aus einer Aufschwellung, Auswachsung und Verhärtung der Drüsen des Magens, des Gekröses, der Leber ꝛc. zu deren Eröfnung, wie wir schon oben gesagt haben, der trefliche Kenner der besten Arzneyen, Börhave, diesen Wurzeltranck für das beste Hülfsmittel unter allen bekannten gehalten. Im Anfang verspüren die Kranke nur einen verminderten Appetit und Drucken im Magen nach dem Essen, welches sich nach und nach in sehr grosse Schmerzen, Würgen und Erbrechen vermehrt, so bald und oft sie etwas von Speise zu sich nehmen, bis es endlich dahin kommt, daß der Magen fast gar nichts mehr annehmen will; wobey sie fast zusehends, wegen Mangel an Nahrung, vom Fleisch und Kräften kommen.

§. 121.

Es ist es aber die Wurzel nicht allein, die diese eröfnende Kraft besitzt und ausübt; auch ist sie nicht erst zu unserer Zeit entdeckt worden; sondern vielmehr soll der ausgepreßte Saft des Grases selbsten, eben dieselbe Würckung haben; und daß dieses schon in ältern Zeiten bekannt gewesen sey, erhellet daraus, weil diese Wurzel unter der Zahl der sogenannten fünf kleinern eröfnenden Wurzeln steht, wovon die vier übrigen Cameraden, die Färberröthe, Mannstreu, Cappern, und Hauhechelwurzeln

sind. Gleichwohl ist ihr Gebrauch in Deutschland zu diesem Endzweck noch nicht gar häuffig. In Frankreich hingegen ist er desto überflüssiger: Dann daselbst wird, wie wir selbst persönlich erfahren haben, nicht leicht ein ander gesotten Wasser für Kranke ordinirt, als was aus diesen Wurzeln, mit Beymischung roher Gersten, etwas weniges Süßholz, oder Erdbeer und Seeblumenwurz, bereitet wird. Der Medicus, Apothecker und Chirurgus sind hiebey vollkommen einerley Meynung, und halten diesen Trank für den Durst der Kranken einstimmig für den besten. Sie brauchen ihn nicht nur in allen Arten von hitzigen Fiebern und Gallenkrankheiten, sondern selbst in gesunden Tagen bey allzugrosser Hitze. Er ist kühlend und doch nahrhaft, widerstehet der Hitze und Fäulung des Geblüts, und lindert die gesalzene Flüsse. Wir haben selbst für neugebohrne Kinder, die entweder wegen Mangel an Milch nicht saugen können, oder wegen Bequemlichkeit der Frauen nicht saugen dörfen, eine dergleichen Lisanne oder Trinkwasser aus diesen Wurzeln, Scortonern, Süßholz, geraspelt Hirschhorn, Lindenblüth, ein wenig Aniß, und wo eine Neigung zu stillen Gichtern verspüret wird, etwas Eichenmispel zusammen gesetzt, anzurathen im Gebrauch, und jederzeit von vorzüglichem Nutzen gefunden.

Auch

Auch ist die Art des Gebrauchs dieser Wurzeln niemals anderst, als zu dergleichen Trank abgesotten; in Pulver, oder auf andere Weise sie zu nutzen, ist nicht üblich. Desgleichen wird ein solcher abgekochter Trank für noch mehre Gebrechen gelobt, wofür wir aber nicht Bürge seyn wollen: Dann also rathet sie Arnold: de Villa nova und Gabr. Fallopius für die Würme; Laur. Straussius in der Gelbsucht; andere für Nieren und Blasen Stein, Podagra, hypochondrische Zufälle; oder den Saft des frischen Gras, für Blutstürzungen; den Saamen zum Harntreiben, oder äusserlich als eine Bähung, welches die Landleute unter dem Nahmen, Heublumen, öfters bey uns zu thun pflegen, übergeschlagen wider Lenden- und Hüftschmerzen, wovon wir selbst ein paarmal sehr gute Würkung erfahren haben. Doch bleibt der erstgedachte Nutzen in Auszehrung und Verhärtung immer der wichtigste, sicherste und gewisseste. Wer aber gleichwohl sich auch in obgedachten und noch andern Fällen ihrer bedienen will, der findet mehrere Anweisung hierzu in der von Joh. Pfautzio zu Ulm im vorigen Seculo heraus gegebenen Grasbeschreibung, und kann versichert seyn, daß er wenigstens niemahlen merklichen Schaden damit thun werde.

§. 122.

Daß aber in der Landwirthschaft unsere Graspflanze und Wurzel, theils schon von alten, theils erst seit neuern Zeiten her, nicht minder nützlich worden sey, werden wir jetzo ersehen können. Schon oben haben wir aus dem Ausspruche Plinii vernommen, daß die Römer sie zum Viehfutter vorzüglich tauglich gehalten; daß aber unsere graue Ahnen, die alte Deutsche, gleicher Meynung mit jenem gesittetern Volke gewesen seyen, erhellet aus dem Nahmen, Quecken, welcher dieser Grasart mit Ausschluß der übrigen gegeben wird, und von dem alten deutschen Wort, Queck, welches ein Rind heißt, herrührt. Die Wurzeln hingegen hat man sonst in der Landwirthschaft sehr verächtlich gehalten; man weiß sie aber jetzo auch daselbst auf vielerley Art sehr wohl zu nutzen. Es muß billich viele fleissige Landwirthe sehr gejammert haben, daß dieses Gewächs so sehr mißhandelt, und gar zum Feur so lange Zeit her verdammt worden ist. Sie haben daher sie näher zu untersuchen Gelegenheit genommen, und ihre Mühe reichlich belohnt bekommen: Dann siehe! jetzo weiß man nicht nur, daß sie dem Vieh im Winter ein angenehmes, gesundes und nahrhaftes Fressen sind, wann sie wie Heckerling geschnitten, und unter dem Gesott gefüttert, oder nach dem Vorschlag un-

unsers seel. Hrn. Dr. Ehrhardts in den oeconomischen Nachrichten 89. Stück, gar zu Mehl gemahlen und also im Gesott gereicht werden; sondern ein dergleichen Mehl ist selbst für die Menschen bey Brodmangel zum Lebens Unterhalt für tauglich erkannt worden. Und warum sollten sie in beyder Absicht, nicht noch besser seyn als Stroh, welches doch selbst schon zum Brodbacken vorgeschlagen worden, und bekannter maassen dem Vieh ein gewöhnliches Futter ist? Ersiehet man ja doch aus dem, was oben schon gesagt worden, daß sie fast gar keinen, als angenehm süßlechten Geschmack haben, und gänzlich ohne Geruch sind, dabey aber ein subtil nahrhaft schleimiges Wesen besitzen, welches sie auch so gar dem Wasser mittheilen, so damit gekocht worden. Und wer weiß nicht, daß eben um solcher Eigenschaften wegen, der Roggen und Waizen zur Nahrung und Speiß am besten taugt, und von jedermann deswegen geliebt wird? Es ist auch diese Erfindung, das Vieh damit zu füttern, so gar neu nicht; die Breßlauische Natur- und Kunstgeschichten, A. 1719. und 1720. gedenken derselben schon und führen Exempel an, wo diese Wurzeln nicht, wie sonst überall zur selben Zeit üblich war, verbrennet, oder in die böse Wege geführt, sondern abgewaschen, getrocknet, und im Winter den Kühen

und

Ochsen zum Futter vorgelegt worden sind. Auch gibt ein geschickter Landwirth in den nützlichen Schlesisch oeconomischen Sammlungen Nachricht, daß diese Art der Fütterung bey armen und gemeinen Leuten, besonders im Gebürge, wo Stroh- und Heu-Mangel ist, schon längstens eingeführt gewesen, von ihnen aber bißher als ein Geheimniß behalten worden sey, damit ihnen diese nutzbare und gesunde Fütterung nicht benommen; noch die Einsammlung der Quecken zu diesem Behuf verwehrt, oder eingeschrenkt werde. Eben gedachter nutzliche Freund versichert auch eben daselbst, daß sie nicht nur für die Pferdte ein fürtrefliches Futter seyen, sondern daß auch die Schweine solche gleichfals gerne fressen, den Kühen aber mit gröstem Vortheil den Winter hindurch, statt anderer gebrüheten Krautblätter und Rüben ꝛc. gegeben werden könne. Er setzt aber als eine nöthige Bedingniß voraus, daß sie trocken aus dem Acker gebracht, an trockenen Orten verwahrt, und frey von aller Fäulnuß und anhangendem Erdboden seyen; welches letzte durch das Dreschen derselben auf denen Scheuren, Tennen, am besten erhalten werden könne. Bey dem Rindvieh insonderheit könne man alsdann diese Quecken den ganzen Winter statt des Heu brauchen, erstlich unter die Siede oder Hexel schneiden und vermengen,

dann

dann aber auch entweder gekocht, oder mit heis=
sem Wasser gebrühet, und mit anderm Mengsel
von Spreu, Siede, oder etwas Kleyen und ge=
ringem Getraide=Schrott vermengt, täglich als
ein nahrhaftes Futter reichen, welches ihnen so
gut oder besser bekomme als schlechtes Heu.

Nebst diesem wichtigen Dienst zur Nahrung für Menschen und Vieh, hat man auch gelernt diese Wurzeln statt Stroh zum Dünger dem Vieh unterzustreuen, und daß sie hierzu eben so tauglich, als dieses und das Baumlaub seyen, hat mehrgedachter geschickte Landwirth, insonderheit aber Hr. Leopoldt in seiner Einleitung zur Landwirthschaft pag. 41. gründlich erwiesen. Es hat zwar Hr. Eckhardt in seiner experimental-oeconomie, und die oeconomische Nachrichten Tom. III. p. 21. diesen Gebrauch verdächtig machen wollen, und vorgegeben, daß dadurch eher eine Queckenvermehrung, als Vermehrung des Düngers erfolge, weil sie im Stall nicht verfaulen, sondern das andere Jahr, wann sie mit dem Dunger auf den Acker gebracht werden, wieder auswachsen: Allein wer die hiewider geführte Beweise und Gründe des gedachten Hrn. Leopoldts lieset, und unpartheyisch erwieget, bey dem wird diese Furcht des abermalligen Auswachsens gewiß gar bald verschwinden; Denn daß sie in den Ställen, wo weder die ge=

hörige Sonne noch Erde und Luft, sollten auswachsen, oder nur sich frisch erhalten, und nicht vielmehr durch das Zusammentreten des Viehs, der Wärme und faulenden Kraft des Mists, übereinander vermodern und verfaulen, wird jedermann leicht einsehen. Doch scheinet die Erinnerung der Schlesisch oeconomischen Sammlungen hiebey nöthig zu seyn, daß man sie lang genug im Stall lasse, und nicht schon nach etlich Tagen an frische Luft und Sonnenschein bringe. Ueber dieses hat man sich auch schon ehemahlen, ehe ein weiterer Nutzen davon bekannt war, dieser Wurzeln zu Verbesserung der Wege, Bedeckung der Häuser, oder zu Dachförsten bedient. Im ersten Fall rathet Hr. Leopold an, daß man die puzelichten Wurzeln, die sich von der anklebenden Erde nicht wohl reinigen lassen, und also zum Futter nicht wohl taugen, hierzu auswählen solle und mit Nutzen gebrauchen könne. Hingegen wäre es gewiß sehr verschwenderisch, wann man die guten auch hierzu wiedmen wollte. Jene hingegen verschaffen sodann in kurtzer Zeit, weil ihre Wurzeln sich schnell und stark vermehren, und durch einander geschlungen wachsen, einen schönen grünen verraseten Weg. Ein aufmerksamer Schlesischer Landwirth giebt von einem dergleichen, um ein Beyspiel zu zeigen, daß dieser Gebrauch vortheilhaft und auch jetzo noch

üblich

üblich sey, in dem 13ten Stück der Schlesisch oeconomischen Sammlungen Nachricht. Er sagt, daß er auf seiner Reyse nach Breßlau bemerkt habe, daß man auf die grosse Landstrasse viele hundert Fuder dergleichen Quecken aus den Aeckern geführt hätte, um daraus auf der einen Seite dieser Landstrasse einen ordentlichen und daurhaften Zaun, oder Maur zu verfertigen, damit die Fuhrleute und andere Wagen, Reuter und Fußgänger sich gezwungen sehen möchten in der Strasse zu verbleiben, und nicht auf die neben der Strasse liegende Aecker auszubeugen und Schaden zu thun. Er billiget und lobt diese Verfügung deswegen insonderheit, weil diese Landstrasse aus blossem, leichtem Flug Sand bestehe, und es deswegen nichts habe helfen wollen, solche durch Gräben und Aufwürffe einzuschrencken, als welche durch Wind und Regen alljährlich sehr leicht wieder eingefüllt worden wären; dabey auch Steine nicht zu haben, und das Holz allzu kostbar sey. Er sagt ferner, diese Queckenverzäunung seye unten im Grund etwan eine Ellen breit und bis zwey Ellen hoch, oben etwas zugespitzt, so wie man die Leim und Wellerwände im freyen anzulegen pflege, ordentlich nach der Schnur gesetzt, und so gleich und eben, von beyden Seiten angeklopft gewesen, daß solche das Aug vergnügte. Und da=

mit

mit sie noch ansehnlicher und nüzlicher künftig werden möchte, habe man sie von beyden Seiten mit dem Flugsand beschüttet, und diesen mit der Schauffel, oder Schüppe etwas eingeklopft und verstrichen, und dabey der ungezweiffelten Hofnung gelebt, es werden diese Quecken von allen Seiten auswachsen und künftigen Sommer ein grünes Spalier zeigen.

Und warum sollte diese Hofnung fehl schlagen, da ja die Erfahrung in denen Aeckern, wo die Quecken häuffig wachsen, genugsam lehret, wie leicht sie fortwachsen, und wie fest sie auch den sandigen Boden zusammen binden, und eben dadurch dem Wachsthum der Frucht am meisten Schaden zufügen. Scheinet es doch, zufolg der Beschreibung, welche die mehrgedachte oeconomische Nachrichten im 95. Stück, von einer gewissen Pflanze, Klittag genannt, mittheilen, daß diese, womit in Seeland der Sand der Ufer befestiget, und für Ueberschwemmung durch diesen gewachsenen Damm das Land gesichert wird, selbst nichts anders als eine Grasart mit stark um sich wuchernden kriechenden Wurzeln sey: Dann es heißt von ihr, sie sey eine planta aristata, trage eine Aehre auf einem hohlen Strohstengel, und bekomme Wurzeln, die im Sand so dick und stark unter und durch einander wachsen, daß dieser dadurch zusammen gehalten und

von den anschlagenden Wellen nicht mehr abgespült werden könne. Sie soll in Nordjütland an den Seeküsten von selbst in Menge wild wachsen, übrigens aber sich allenthalben leicht fortpflanzen lassen.

Daß also auch an den meisten Orten die Ränder der Gräben an den Landstrassen mit unserer Queckenpflanze zierlich und nutzlich eingefaßt, und dadurch, wie es die Leipziger Sammlungen des sehr erfahrnen Hrn. Zinck, schon im neunten Band treulich angerathen haben, bevestiget und vor dem allzuoften und verdrießlichen Einfallen verwahret werden könnten, wird ein jeder leicht begreiffen.

§. 123.

So vielerley Nutzen aber auch diese Pflanze uns verschaft, so schädlich erzeigt sie sich hingegen auf den Fruchtfeldern. Die Landleute halten sie daselbst fast einstimmig für das schlimmste Unkraut, und machen sich daher an denen Orten, wo sie häuffig wächset, jährlich ein eigen Geschäft daraus, ihr auf den Leib zu gehen und sie zu vertilgen. Bey uns ist sie zwar ziemlich rar; ob dieses den Fleiß der Einwohner anzeige, wollen wir zwar weder bejahen noch verneinen, doch kann man es mit mehrerer Wahrscheinlichkeit dem allzustarken Boden zuschreiben, als worinnen sie nicht so gern, als im Sand sich ausbreitet.

Hingegen giebt es Länder, wo die Aecker dermassen damit angefüllt sind, daß, wenn man nicht jährlich eine Erndte davon anstellen würde, der Acker in kurzer Zeit ganz unbrauchbar werden müßte. Man hat zu diesem Ende eigene Instrumenten, die man Quecken-Hacken nennt, in Bereitschaft, womit man die Wurzeln im Herbst ausreißt. Weil aber dieses ziemlich mühsam ist, so scheinet der Rath derjenigen besser zu seyn, das Land, wann es gar zu stark damit bewachsen, im heissen Sonnenschein und bey dürrem Wetter zwey, oder dreymal umzuackern, und nach jedem Umackern sorgfältig zu eggen, und mittelst desselben die Wurzeln auf einen Hauffen zusammen zu bringen. Jederzeit aber soll man fleissig darauf bedacht seyn, sie von dem Acker hinweg zu schaffen, weil das blosse Zerreissen derselben schlechte Hülfe schaffen würde, da ein jedes kleines Stücklein wieder einzuwurzeln vermögend ist. Doch sagt der Englische Gärner, daß sie am besten ausgerottet werden könne, wann man das Land, wo es angehet, drey Grabscheide tief umgrabe, weil dadurch das Gras und seine Wurzeln so tief vergraben würden, daß sie nothwendig verfaulen müßten. Leopoldt aber weiset zwey andere Wege, wie man sie ohne Auseggen vertilgen könne: Dann da wir schon oben aus seinem Bericht entlehnet

ge-

gesagt haben, daß die Quecken weder Nässe noch allzuvesten, oder lange nicht gerührten Boden vertragen können; so giebt er erstlich den Rath, welcher mit der obgedachten Meynung des Englischen Gärtners ziemlich übereintrift. Man solle vor der Erndte einen solchen verqueckten Acker umstürzen, und denselben in den Sturzfurchen liegen lassen, auf den Herbst aber, wenn man zugesäet hat, diesen gestürzten Acker mit dem Ruhrhaacken zerfahren, ihn zur Noth ein wenig mit der Egge einschleppen, und denselben alsdann den Winter über liegen und wohl ersauffen lassen. Die Quecken werden sodann vermodern und erfrieren, weil sie weder Nässe noch Frost ertragen können, wann der Acker mit Nässe und Frost den Winter über angegriffen werde, und die Wurzel-Enden bloß in der Luft liegen bleiben. Oder zweytens, solle man, wer einen ganz verqueckten Acker habe, daß er sich mit solchen fast nimmer zu rathen weiß, denselben drey Jahr lang hintereinander ungeackert liegen lassen, so werden sich die Quecken so daraus verliehren, daß, wann das Feld nach dieser Zeit das erstemal alsdann wieder geackert werde, nicht eine einige darauf zu finden sey. Da aber diese Vorschläge der Haushaltung gar zu nachtheilig auch deswegen scheinen, weil nebst dem daß das Feld diese Zeit über keinen Nutzen trägt, auch

die Quecken, die man doch jetzo nach der Erkanntniß ihres so vielfältigen Nutzens, nicht mehr als Unkraut ansehen kann, gänzlich dabey verlohren gehen; so scheinet das Auseggen, Ausreissen und Zusammensammeln doch noch das beste für die Wirthschaft zu seyn; in Hoffnung, es werde sich um so weniger jetzo noch jemand einfallen lassen, dieselbe auf dem Acker so unschuldig und schändlich zu verbrennen, in der Meynung denselben damit zu dungen; da man erfahren, daß dergleichen Dungung durch Asche den Acker ohnehin gar nicht bessere, sondern vielmehr verschlimmere; weil die Asche auf einmal alle Fettigkeit aus dem Boden an sich zieht, und dadurch verursacht, daß zwar der Acker im ersten Jahr eine gaile, fette, schöne Frucht trägt, aber auch zugleich dadurch so ausgezogen wird, daß er die folgenden Jahre fast gar nichts mehr taugt.

§. 124.

Auch so gar in den Gärten finden wir hier eine Gattung Wolfsmilch als Unkraut, so weitläuf und zahlreich ist dieses besondere Pflanzen-Geschlecht, daß fast kein Winkel des ganzen bewachsenen Erdbodens davon leer bleibet. Felder, Wasser, Wälder, Berge, Gärten, ein jeder Ort bringt seine besondere Arten herfür, so daß man sich fast eben so sehr wundern muß, wann sie einem Landmann unbekannt seyn sollte, als es

zu

zu bedauren ist, daß ihr Gebrauch wegen dem Mißbrauch, und ihr Nutzen wegen allzugrosser Furcht fast in Vergessenheit kommen, da doch der Schöpfer gewiß nicht aus Ungefehr sie allenthalben so reichlich wachsen lassen.

Das allgemeinste Kennzeichen aller Arten ist der scharfbeissende Milchsaft, womit die ganze Pflanze so reichlich angefüllt ist, daß allenthalben, wo man nur ein Zweiglein, oder Blättlein abbricht, sogleich ein ganzer Tropfen herfür quillt. Die deutsche Nahmen Wolfs- und Teuffelsmilch sind theils daher, theils von der Schärfe dieses Milchsafts entstanden, so wie der lateinische, *Tithymalus*, eben auch weil sie Milch gibt, als welches eine weiche Warze bedeutet, vielleicht aber auch, weil das Saamen-Gehäus bey einigen Arten einer Warze gleicht, seinen Ursprung genommen. Der gebräuchlichste im Lateinischen, besonders in der Arzney, ist gleichwohl *Esula*.

Unsere Garten-Species, mit welcher wir jetzo hauptsächlich uns beschäftigen, heißt *Esula solisequa*, oder nach der Benennung anderer, *Tithymalus helioscopius*. Diese beyde Beynahmen bedeuten einerley, und eben so viel als im Deutschen Sonnenwende. Sie sind dieser Gattung deswegen beygelegt worden, weil man wahrgenommen haben will, daß sie ihr Haupt

beständig der Sonnen entgegen wendt und kehrt. Sie ist nur eine jährliche Pflanze, und treibt aus einer Wurzel selten mehr als einen Stengel. Dieser ist stark, rund, ziemlich glatt, ein bis anderhalb Fuß lang, aber an Blättern sehr arm; doch ersetzt die Natur diese Armuth gleichsam auf einmal, noch am Ende, oder Gipfel desselben: Dann hieselbst stehen fünf zumal in Sternform beysammen in einem Craise, und legen durch diese ihre Zusammenfügung und Vereinigung gleichsam das Fundament des nach der Sonne sich drehenden Kopfs. Sie sind länglich rund, an Grösse wie die Portulac Blätlein, aber nicht so saftreich, und was sie am meisten von den Blättern aller übrigen Arten unterscheidet, ist, daß sie am Rand zwar zart, aber doch sehr deutlich und häuffig gesäet sind, welches sonst bey keiner andern uns bekannten Gattung gefunden wird. Bis hieher bleibt der Stengel gänzlich ohne Zweig, nunmehro aber treibt er auf einmal am Kopf fünf derselben aus dem Mittelpunct des fünfblätterigen Stern. Sie sind alle gleich, aber nur sehr kurz, so daß die Höhe kaum ein Fingerglaich beträgt; stehen auswarts gebogen und enthalten oben etliche Paar weiß, und ins Creutz gesetzte Blättlein von ungleicher Grösse, worauf die zarte Blümlein mit den nachfolgenden Saamen sitzen.

Diese

Diese Blümlein alle zusammen bilden also fast eine flache Dolde, übrigens aber sind sie nur sehr klein, grüngelb, in vier am Grund zusammen gewachsene Blättlein, petala, getheilt und ohne Kelch; doch dienen ihnen statt dessen zur Beschirmung ein paar von obgedachten kleinen, grünen Blättlein. Da auch die Blumen-Blättlein sehr dauerhaft, dabey wenig und fast grasartig gefärbt sind, so daß sie zusammen füglich für einen viergetheilten Kelch angesehen und gehalten werden könnten; so hat dieses den Hrn. von Haller vermocht, dieses Pflanzengeschlecht in die Classe derjenigen, die keine Blumenblättlein haben, zu setzen. (flores apetali vel staminiferi.) Wie dann auch unser Rajus selbst dafür gehalten, daß es füglicher hieher zu rechnen wäre, ob schon weder Tournefort noch er dieses selbst gethan: Dann jener hat es zu den einblätterigen, glockenformigen; dieser aber zu den Fremdlingen, oder Bastarten der zwanzigsten Classe, ad herbas fl. tetrapetalo siliculos. anomalas, das ist zu denen verwiesen, die vier Blumen-Blättlein, und den Saamen in einem eigenen Gehäuse eingeschlossen tragen. Das Saamen-Gehäuse, so hierauf folgt, ist rundlecht dreyeckig, trigonum, und in drey Kammern zertheilt, deren jegliche ein länglich-rundes Saamenkorn enthält. So lang es klein

ist, stehet es im untersten Theil, so bald es aber befeuchtet worden, erhält es ein ziemlich langes Stielein, worauf es steht, und worinnen dieses Pflanzen-Geschlecht fast von allen übrigen abweicht.

§. 125.

Aus dieser Bildung der Blumen und des Saamen ist dieses Geschlecht leicht zu unterscheiden von demjenigen, dessen wir oben gedacht, und davon gesagt haben, daß es auch einen Milchsaft, und zwar nebst diesem und ein paar Dulden-Gewächse, z. Ex. dem *Thysselino palustr.* nur allein besitze, übrigens aber zusammen gesetzte, viel und plattblätterige Blumen trage, herbæ planipetalæ lactescentes.

Wir haben zwar hier nur die Bildung einer wilden Gartenart beschrieben; es sind aber die übrigen in Ansehung des Hauptcharacters diesem beständig gleichförmig. Sie haben alle einen Milchsaft, Blümlein ohne Kelch, und statt dessen ein paar Blättlein, tragen die Saamen in einem rundlechten Gehäus und dieses auf einem Stiel. Die Stengel sind jederzeit mit Blättern besetzt, und niemal ohne Zweig. Auch ist der innere Gehalt bey allen einerley: dann sie sind alle mehr oder weniger scharf und beissend. Hingegen unterscheiden sie sich doch in Nebendingen sehr deutlich: Also sind einige perennierend, andere

andere alljährlich; einige lieben Schatten, andere sonnenreiche; manche feuchte, andere trockene Stellen. Bey einigen ist die gantze Länge des Stengels fast mit lauter Blättlein und Zweigen bedeckt; bey andern stehen die Zweiglein fast alle erst zu oberst am Gipfel beysammen. Die Blättlein mancher sind so schmal wie die Nadeln der Tangelhölzer; andere tragen sie breit, mehr oder weniger länglich rund, ja bisweilen haben sie fast die Gestalt des Laubs der Mandelbäume, oder sind überall mit zarten gelben Puncten bezeichnet. Das Saamengehäus ist in den meisten dreyeckig rund, oder so gestaltet, als bestünde es aus drey nebeneinander gefügten kleinen Kügelein, oder wäre davon zusammen gesetzt, doch ist es auch bey einigen vollkommen rund, aber dabey so ungleich und rau, daß es das Ansehen einer Warze gewinnet. Die oberste kleine Blättlein, welche den Blümlein statt des Kelchs dienen, sind in einigen grün, in andern gelb, in den dritten roth, und diese letzte geben dadurch selbst den Blümlein das Ansehen rother Blüthen.

§. 126.

Hierinnen bestehen alle hauptsächlichste Abweichungen dieses Pflanzengeschlechts. Wir können uns aber damit nicht begnügen, sondern müssen noch einige Hauptarten etwas näher erläutern.

Hier finden wir zugleich eine, welche ebenfalls ein sehr gemeines Unkraut der Gärten, und, wie die erste, nur eine jährliche Pflanze ist. Sie hat den zärtesten Bau unter allen, und gleich von unten an sehr viele Zweige. Diese sind reichlich mit ovalrunden Blättlein von sehr zartem Wesen besetzt; tragen aber nur wenige und die allerkleinste Blümlein und Saamen, welche keine andere als die gewöhnliche Grasfarbe der Blättlein haben, und daher von Ferne von diesen nicht zu unterscheiden sind. Sie wächset gleichwohl eines Fusses hoch und wird insgemein, *Tithymalus rotundis foliis non crenatis*, das ist, die Wolfsmilch mit runden ungekerbten Blättlein, genannt. Buchwald sagt von dieser Gattung, daß sie zu Flensburg in denen Apotheken eingeführt sey; auch daselbst zu ein halb Quentlein für die Wassersucht gebraucht werde. Sie soll etwas milder als die übrigen Arten, doch nicht so mild als die erste oder die Sonnenwende-Wolfsmilch seyn: Dann von dieser hat schon Dioscorides angemerkt, daß sie nicht so fressend sey, wie die andern. Warum sind aber nur diese Garten-Species von milderer Art? Ist der geschlachte und besser gedungte Boden die Ursach davon, und diese Eigenschaft mithin nur zufällig? Oder rühret es von der Vorsicht des Schöpfers her, damit sie an diesem von

Men-

Menschen öfters besuchten Ort weniger schaden möge, wann aus Irrthum, oder Unvorsichtigkeit etwas davon unter Kohlkraut, oder ander Gemüß vermischt werden sollte? Vielleicht ist es beydes zugleich: Dann es kann wohl beysammen stehen.

Hingegen ist eine dritte Gattung um so viel beissender und wächset an allen ungebauten Orten, insonderheit an Strassen, Wegen und auf dürren Haiden fast am allerhäuffigsten. Sie hat einen aufrechten starken, aber mehrentheils nur ganz niedrigen Stengel, und wird ihrer Blätter wegen, Cyparissias, genannt: Dann diese gleichen den Cypressen in etwas, noch mehr aber den Fichtennadeln, ausgenommen, daß sie zärter und daher den Blättlein des Leinkrauts mit den gelben Larvenblumen am alleräḩnlichsten sind. Sie kann daher mit diesen um so mehr leicht verwechselt werden, da beyde gern an einerley Stelle wachsen; doch nur so lang, bis die Blumen hervor kommen, und ehe man ein Blatt von einem, oder dem andern abgebrochen hat: Dann in jenem Fall kann auch schon von weitem jedermann sie leicht unterscheiden durch die grosse, schöne gelbe Blumen, welche fast die ganze obere Hälfte des Stengels rings umher einnehmen; in diesem aber eben so gut durch den Milchsaft, womit die Wolfsmilch versehen, und wel-

welcher sogleich reichlich zu ganzen Tropfen her-für quillt, dem Leinkraut aber gänzlich fehlt. Schon die Alten haben die grosse Aehnlichkeit dieser beyden vor der Blühzeit bestens beobachtet, und deswegen Sorge getragen, daß sie nicht verwechselt, sondern auch zu dieser Zeit, durch ein untrügliches Kennzeichen unterschieden werden möchten: Dann es scheinet das bekannte:

Esula lactescit, sine lacte Linaria crescit

ganz allein von dieser Sorgfalt herzurühren. Und gewiß es steckt abermal eine grosse Weisheit und unerkannte Wohlthat GOttes hierunter verborgen: Dann wie leicht hätte ohne dieses deutliche Kennzeichen des Milchähnlichen Safts eine mit der andern können verwechselt, und dadurch, da sie einander nach ihrer Würckung so ungleich sind, grosser Schaden angerichtet werden. Gleichwol ist diese Nadelnformige Gestalt der Blätter, wordurch sie dem Leinkraut so ähnlich scheint, eben dasjenige, worinnen sie den übrigen Arten ihres Geschlechts am ungleichsten wird, und daher unter allen hiedurch am gewissesten erkannt werden kann. Im übrigen aber hat sie ihre meiste Zweige oben am Kopf beysammen, und die Blättlein, welche zunächst unter den Blümlein sich befinden, und gleichsam der Kelche Stell vertreten, sind gemeiniglich gelb an

Farbe,

Farbe, bisweilen auch vollkommen roth. Sie sind an Gestalt den übrigen des Stengels ganz nicht ungleich, sondern mondformig, rund, und scheinen also ein Theil der Blumen, ja derselben Kelch würklich zu seyn und mithin auch zu beweisen, daß diejenige Kräuterkenner, welche dieses Pflanzen-Geschlecht unter die Classe derjenigen, die zugleich Blumenblättlein und Kelch tragen, gesetzt, sattsamen Grund hierzu gehabt haben. Diese drey Arten wachsen allenthalben in Deutschland als ein Unkraut häuffig von selbsten. Eine vierte noch mehrers berühmte hingegen wird bey uns nur in den Gärten gezogen. Sie vermehrt sich stark und schnell alljährlich, ist perennierend, dauert aber nur ein paar Jahr, und kann daher allein durch den Saamen, mit nichten aber durch Theilung der Wurzel vermehrt und fortgepflanzt werden; ja sie leidet nicht einmal das Versetzen gar zu wohl, es sey dann, daß es in der zärtesten Jugend geschehe. Den Alten war sie schon sehr wohl bekannt, wie dann auch der Saamen davon in denen Apothecken, unter dem Nahmen, Cataputia, zu finden ist. Diesen Nahmen hat dieser Saamen von der den Apotheckerpillen ähnlichen Gestalt erhalten, wird aber von einigen auch *Lathyris*, französisch *Espurge*, und im Deutschen gewöhnlich Treib- oder Springkerner genannt. Von diesen

zwey

zwey letzten Benennungen hat die erste ihren Ursprung von der heftig treibend- oder purgierenden Kraft; der andere aber von der besondern Eigenschaft des Saamengehäuses, als welches, so bald die Saamen zeitig worden sind, mit einem Knall von der Sonnenhitze aufspringt; übrigens bekommt sie einen starken, ganz hohlen, voller Milch angefüllten Stengel, welcher creuzweise in der schönsten Ordnung gepaarte, lange, schmahle, fette Blätter hat, deren mittelste Rippe sehr stark und weiß ist. Hieraus entspringen viele Zweige, welcher Blättlein zwar auch, wie die des Hauptstengels, ganz glatt und gepaart, aber nicht wie diese gecreuzt, noch viel weniger von der nehmlichen Gestalt sind: Dann sie sehen eher Herzformig, weil ihre Länge kaum halb so groß, der Grund hingegen viel breiter, und der vordere Theil scharf zugespitzt ist. Das Saamengehäuse ist dreyeckig, wie in den wildwachsenden Arten, aber viel grösser, so daß ein jedes der drey Saamenkörner, die es enthält, an Grösse einer Erbse gleicht.

Noch giebt es eine andere ausländische Gattung von diesem Pflanzen-Geschlecht, dessen verdickter Saft das bekannte Euphorbium ist. Diese ist nicht so allgemein in denen Gärten, noch so leicht zu erziehen, sondern nur in denen der Liebhaber rarer Gewächse zu finden,

und

und muß in dem Glashause gehalten werden. Ihr eigentliches Vaterland ist Africa, hauptsächlich aber die Provinz Lybien, woselbst sie mehrentheils in einem felsichten, harten, unfruchtbaren Boden wächset. Sie muß daher, wann man sie wohl fortbringen und pflanzen will, in keine fette Erde noch grosse Töpfe gesetzt, auch nicht oft begossen, sondern trocken gehalten, aber über Winter, weil sie ein Einwohner sehr warmer Länder ist, im Glashause wohl warm gehalten werden. Hr. Philipp Miller rathet eine Erde von halb Seesand, ein viertheil leichter frischer Erde und ein viertheil Kalchschutt hierzu an. Man soll aber diese Stücke etliche Monath vor dem Gebrauch wohl miteinander vermischen, drey bis viermal umwenden, damit sie sich recht miteinander vereinigen, und hernach durchs Sieb lauffen lassen. Der Nahme Euphorbium, welchen die Pflanze eben so wohl als der davon herrührende verdickte Saft führet, soll ihr von dem König Juba beygelegt worden seyn, und von dem Euphorbus, seinem Leib-Medico und Bruder des bekannten Leibarzts Kaisers Augusti, Antonius Musa, abstammen.

Sie bekommt einen Mannshohen Stengel, welcher sehr dick, vieleckig, fast wie die ebenfalls ausländische Fackeldisteln, Cereus, anzusehen, und mit Stacheln reichlich, hingegen desto sparsamer,

samer, oder gar nicht mit Blättern besetzt ist. Er hat über dieses viele Gelenke, und treibt je nach Unterscheid der Art mehr oder weniger, kürzer, oder längere Zweige, mittelst welcher die Fortpflanzung, oder Vermehrung am füglichsten geschehen kann. Man muß sie aber in einem Gelenk abschneiden, acht bis vierzehen Tage vor dem Verpflanzen, und diese Tage über, oder so lang in einem trockenen schattigen Ort liegen lassen, bis der Ort des Schnitts, wo sie von der alten Pflanze abgesondert worden, eingetrocknet und hart ist: dann wo dieses nicht in obacht genommen und mithin das Zweiglein in der Mitte eines Gelenk abgeschnitten und frisch verpflanzt wird, so verdirbt und verfault sowohl das abgeschnittene Theil ganz, als auch das am alten Stamm zuruckgebliebene bis an das nächste Gelenk, ja bisweilen wohl gar die ganze alte Pflanze. Der Junius und Julius ist die bequemste Zeit hierzu und zu dem Versetzen. Nässe und Kälte können sie überhaupt zwar gar nicht ertragen, doch ist immer eine Art in diesem Stücke noch empfindlicher als die andere. Man muß sie daher auch im Sommer beständig im Glashaus lassen, und nur alle vierzehen Tage, oder drey Wochen, im Winter aber niemal begiessen. Insonderheit darf die sehr rare und schöne siebeneckigte Art, deren lange Dornen an

der Spitze Früchte bringen, vom October bis in Merz gar keinen Tropfen Wasser bekommen, wann man sie nicht der Gefahr zu verfaulen aussetzen will. Die neuverpflanzte Zweiglein treiben mehrentheils innerhalb fünf, oder sechs Wochen Wurzeln, welches daß es geschehen sey, man daran erkennen kann, wann der obere Theil bey genauer Betrachtung, etwas höher zu seyn scheinet und eine hellgrünere Farbe bekommt, als der untere Theil hat. Diejenige Art, wovon man glaubt, daß der harzige Saft, dessen wir oben gedacht, meistens herrühre, ist eine der schönsten und wohl gebildesten. Sie soll nicht nur häuffig in Mauritanien, sondern auch eben so reichlich auf den canarischen Insuln wachsen, und an allen Seiten dermassen wohl geordnete Zweige treiben, daß die Pflanze dadurch, weil diese Zweige sich alle aufwärts krümmen und richten, denen Cronleuchtern in denen Kirchen sehr ähnlich sieht. Der Milchsaft, womit diese ausländische Wolfsmilch-Gattung, so wie die übrige ihres gleichen, reichlich versehen, und welcher, wie bekannt, unter dem Nahmen der Pflanze selbst, wann er vorhero dick eingesotten, oder an der Sonne getrocknet worden, uns überschickt wird, ist unter allen noch am schärfsten, dergestalt, daß man vorgiebt, die Lands-Einwohner, welche ihn zu sammeln ausgehen, seyen genöthiget sich mit

Schaafspelzen vor der Schärfe zu verwahren, und nur von Ferne sich den Pflanzen zu nähern und dieselbe aufzuritzen.

§. 127.

Da wir diese fünferley Arten für die merkwürdigsten halten, so können wir um so mehr der übrigen ins besondere zu gedenken unterlassen, obschon derselben noch eine grosse Anzahl ist, weil sie insgesammt heutiges Tags wenig geachtet werden. Ihre starkwürkende, dem Gift fast ähnliche Purgierkraft schröcket vorsichtige Aerzte ab, sich ihrer zu bedienen, obgleich nicht geläugnet werden kann, daß man dergleichen Mittel nicht selten höchst nöthig hätte; wie dann auch selbst schon die Alten, da ihnen unsere gelindere Laxiermittel gröstentheils noch unbekannt waren, dieselbe mit Vortheil und häuffig genutzt haben. Indessen ist es doch leyder! schon längstens dahin gekommen, daß um des Mißbrauchs willen auch der rechte Gebrauch, wie in mehrern Stücken, also auch hier versaumet wird. Wenigstens ist in den meisten Apothecken entweder gar nichts, oder doch nur etwas sehr altes von diesen Pflanzen zu finden. Die Landstreicher und andere Afterärzte hingegen bedienen sich derselben noch heut zu Tag desto häuffiger. Würden sie dieses mit Unterscheid und Vorsicht thun, und zugleich die zum heilen nöthige Wissen.

senschaften besitzen, so könnte man an ihnen ein Ebenbild der alten Aerzte finden, und sie hierinnen glücklich preisen. Aber da von allem diesem just das Gegentheil bey ihnen anzutreffen ist, so ist es kein Wunder, wann Agerius klagt, daß sie allein durch die Springkörner viel Menschen tödten. Was kann auch anderst daraus erfolgen, wann sie am unrechten Ort und in allzustarker Dosi, wie diese Leute gewohnt sind, gegeben werden, da gewiß ist, daß die Art ihrer Würkung eben diejenige sey, welche das Gift hat, und der Unterscheid zwischen beyden nur auf dem mehr und wenigern beruhe. Unser ehemahliger hochberühmter Hr. D. Düttel, hat dieses in einer eigenen gelehrten Abhandlung, welche die Aufschrift: *De virulenta purgantium indole*, führt, gründlich erwiesen. Dann also besitzen dergleichen starkwürkende Purgiermittel, besonders aber unsere Wolfsmilch-Arten, ein eben dergleichen fressendes Salz, als man bey dem stärksten Gift antrift, und für die Ursache der schädlichen Würkung hält. Die chemische Zergliederung derselben hat dieses gelehrt, und die Erfahrung bestätiget es durch ähnliche Würkungen, die sie hervor bringen, noch alle Tage. Nicht nur erwecken sie tödtliche Entzündungen in dem Magen und Därmen, sondern ziehen auch Blasen auf der Haut, zerfressen dieselbe, und

brennen, wie Tournefort bezeuget, als Feur den ganzen Hals hinunter, auch noch im Magen, wann man ein klein Stücklein von der Wurzel unbereitet verschluckt. Die betrügerische unter den Bettlern bedienen sich daher derselben, wie Schröder sagt, Geschwüre auf der Haut dadurch zu erzeugen, und in der Wund-Arzney gebraucht man den Saft, die Warzen wegzuätzen; insonderheit aber das Euphorbium, als welches für das stärkste gehalten wird, faule Geschwüre und angefressene Beine zu reinigen. Obgedachter unser preiswürdigster Hr. Landsmann, D. Düttel, erzehlt, um die beissende Kraft der Wolfsmilch recht klärlich zu zeigen, ein Exempel von einem Bader, welcher eine Jungfer mit einem solchen frisch gesammelten Milchsaft das Gesicht waschen ließ, in der Absicht, einige Flecken, die sie daselbst hatte, und welche nach ihrer Meynung die Schönheit beschimpften, dadurch zu vertreiben. Sie hatte aber kaum einmal ihrer Schönheits-Begierde diesen Dienst geleistet, so geschwoll die ganze Haut gleich darauf und entzündete sich mit ziemlichen Schmerzen; da sie aber das Glück hatte hiernach unter die Hand eines rechtschaffenen Medici zu fallen, so erreichte sie gleichwohl ihren Zweck: Dann sie bekam eine neue, gleiche, zarte Haut, und mithin, was sie suchte.

Auch

Auch ist der Erfolg, wann etwas davon in den Magen kommt, eben der nehmliche, welchen man von dem Gift wahrnimmt. Sie verursachen eben sowohl heftiges über- und unter sich purgieren, stärker oder schwächer, je nach Verschiedenheit der Art und Dosis; heftige Leibschmerzen, Blähungen, Bangigkeiten, Hitze, Durst, unordentlich und schnellen Puls, Entkräftung, Unmachten, Schauer; ja wohl gar endlich Gichter und den Tod, wann zu viel davon genommen, und keine Hülfe darauf geleistet wird. Diese hingegen, die zu leistende Hülfe, ist der, welche wider genommenes Gift am besten geschicht, ebenfalls gleichformig. Was dieses entwafnet, bezwingt auch jene: Dann Oel, Butter, Milch und dergleichen fette Sachen, welche, wie bekannt, am tauglichsten nach genommenem Gift sind, stillen auch die allzustarke Würkung der eingenommenen Purgiermittel, viel gewisser, sicherer und bälder, als der zu diesem Endzweck sonsten übliche Theriac und warme Wein. Und da auch einige Giftarten, als die *Bella donna*, und der Schwindelhaber, Schlaf, Taubheit und Schindel erregen, so gleicht abermals unserer Wolfsmilch diesen hierinnen: Dann in Absicht dieser Würkung bedienen sich die Fischer der *Cataputia*-Körner und Blätter die Fische zu fangen. Sie werfen

dieselbe ins Wasser, worauf die Fische, so bald sie etwas davon gefressen, wie Hollerius bezeuget, den Bauch über sich kehren, und so taub, oder gleichsam wie todt werden, daß man sie füglich mit Händen fangen kann, schwimmen aber wieder davon, wann sie in ein ander frisches Wasser geworffen werden. Ob wir nun gleich für diese letzte Erfahrung um so weniger Bürge seyn wollen, weil wir nicht ohne Grund einen Irrthum dabey befürchten, und vermuthen müssen, es seyen die *Coccul*-Körner, *Cocculi de levante* darunter verstanden, als von welchen wir diese Würkung auf die Fische mit eigenen Augen gesehen haben; noch auch die Aehnlichkeit der Würkung unserer Wolfsmilch mit dem Gift hiedurch mehrers zu bestätigen verlangen; so können wir dieses hingegen um so viel gewisser und sicherer aus dem thun, was die Oefnung der Leiber dergleichen Personen, die an allzustarken Purgiermitteln gestorben, unwidersprechlich gezeiget und gelehret hat: weil es demjenigen vollkommen gleich ist, was bisher für das Haupt-Kennzeichen von genommenem Gift gehalten worden; das ist, gleichwie die Zufälle während der Würkung in beyden Fällen gleich waren, so sind auch die davon hinterlassene Fußstapfen; als Entzündung des Magens, rothe, braune und schwarze Flecken, &c. im Tod einerley gewesen.

Ueber

Ueber alles schon gesagte wird endlich das Gift denen Purgiermitteln auch noch darinnen gleich, daß es nicht tödtet, wann es nur in sehr kleiner Dosi genommen wird; sondern vielmehr sich nur eben so verhält wie andere Laxiermittel, die in rechter Dosi gegeben worden sind. Die Praxis der Bader, welche bekannter maassen den Arsenic für kalte Fieber brauchen, beweiset sowohl dieses, als auch dadurch sattsam, daß so gewiß starke Purgiermittel in allzugrosser Dosi aus Arzney zum Gift werden, so gewiß sey es hingegen auch, daß Gift in kleiner Dosi und am gehörigen Ort zur Arzney werden könne.

Und wolte doch GOtt! es wäre ein jeder, der Purgiermittel nimmt und giebt, jederzeit, wann er dieses thut, vest eingedenk, daß er mit Gift umgehe, und mithin behutsam seyn müsse. Wie vieler Leben hiedurch verlängert und gerettet werden könnte, weiß und erfährt ein jeder, den ein unglückliches Schicksaal zum Arzt bestimmt hat, nur gar zu oft und wohl.

§. 128.

Aus dieser Gleichheit der Würkung mit dem Gift, lässet sich nun von selbsten leicht ermessen, was unserere Pflanze würkt, und worzu sie brauchbar werden könnte, wann sie mit Vorsicht genommen, und durch gehörige Zubereitung ihre allzugrosse Schärfe vorhero gebrochen würde.

Diese Brechung der Schärfe haben einige mit Essig zu verrichten angerathen, dergestalt, daß die Rinden der Wurzeln, als welche, da sie am heftigsten würken, dieser Verbesserung am meisten benöthiget sind, drey Tage lang darinn geweicht werden. Es soll aber dieses nicht hinlänglich seyn; doch zieht Chomelius den mit Weinsteinsalz bereiteten eingekochten Saft noch dem Scammoneo vor.

Die dritte Species mit den Leinkrautblättern wird insgemein auch vom Tragus für die geschickteste und kräftigste gehalten, und nicht nur von den Afterärzten in der Wassersucht gebraucht, sondern selbst von Börhave bey starken Personen hierzu erlaubt. Auch hat der berühmte Hildanus sich derselben für den bösartigen Saamenfluß mit Nutzen bedient. Anderer zugeschweigen, die sie für Unreinigkeiten der Haut, Gliederkrankheit, kalte Fieber, oder überhaupt in allen Krankheiten, wo ein scharfes überflüssiges Serum auszuführen ist, dienlich gefunden. Doch da dieses alles nur von der corrigierten und bey starken Personen zu verstehen ist, wie sie dann auch deswegen Bauren-Rhabarbar genannt wird; so ist von selbst zu erachten, daß schwächliche, noch mehr aber Schwangere dieselbe äusserst meiden sollen, ja selbst die starke Naturen besser thun, sie folgen dem Rath des Hrn. von Haller

ler und enthalten sich derselben gänzlich, wann sie nicht von der rechten Zubereitung und gehöriger Dosis aufs gewisseste versichert sind.

Hingegen wäre zu versuchen, ob nicht die Milch solcher Thiere, die etwas davon unter grünem Futter geniessen, für alle obgenannte Krankheiten sicher und doch mit genugsamen Nutzen zu brauchen wäre: Dann also hat Hippocrates schon angemerkt und Galenus es bestätiget, daß die Milch der Gaissen laxierend sey, wann sie im Frühling auf der Weide von den jungen Sprossen der Wolfsmilch fressen. Auch selbst von den säugenden Weibern ist bekannt, daß alsdann ihre Milch eine laxierende Eigenschaft erhalte, wann sie etwas zum laxieren eingenommen haben. Der berühmte parisische Arzt, Passonier aber, hat durch die Milch einer mit Brennnesseln gefütterten Kuh den Abgang des Bluts durch die Lunge, Harn und goldene Ader geheilet, und an einem Prinzen den Scharbock gehoben; wie auch, mittelst der einer Ziege, die mit Glaskraut, Parietana, gefüttert worden, die Wassersucht, nachdem das Wasser vorhero abgezapft worden, gänzlich curirt; welches alles ja hinlänglich beweiset, daß die Milch den wichtigsten Theil der Eigenschaften derjenigen Nahrung, woraus sie gekocht und gezogen wird, behalte. Dieses wäre unfehlbar die beste Zuberei-

tung, nur fällt es etwas beschwerlich und kann daher Leuten nicht gefallen, denen es schon genug ist, wann sie nur ihre Waare angebracht haben, übrigens aber sich nicht darum bekümmern, ob Nutzen, oder Schaden daraus erfolgt.

§. 129.

Noch finden wir eine als Unkraut in denen Gärten nicht selten wachsende Pflanze, welche der vorhergehenden um so viel eher an die Seite gesetzt zu werden verdient, da wir ebenfalls mehr schädlich als nützliches davon werden zu sagen haben. Es ist der kleine Schirrling, welcher Hundspeterlein, seines den Garten-Petersilien ähnlichen Laubs wegen, genannt wird, und *Cicuta petroselino similis* daher insgemein, oder auch *Cicutaria apii fol.* im Lateinischen heißt, von Linnåo aber den eigenen Nahmen, Ethusa, erhalten hat.

Sie wächset zum öftern auch als Unkraut in denen Fruchtfeldern, und ist denen Landwirthen mehrentheils unter dem Nahmen, Gleisse, wohl bekannt. Sie ist ein Dolden-Gewächs, und gehört daher zu der weitläuffigen eilften Classe, ad herbas umbelliferas; aber eben um deswillen scheinet es um so viel nützlicher zu seyn, hinlängliche Bekanntschaft von ihrer Gestalt zu haben, damit sie von den andern gutartigen Pflan-

zen

zen dieser Classe genau könne unterschieden werden; da bekannter maassen die Unterscheidungs-Zeichen dieser zahlreichen Pflanzen-Geschlechter nicht so gleich in die Augen fallen, sondern mehrentheils sehr gering sind, so daß ohne diese genaue Kenntniß gar leichtlich eines vor das andere zum grösten Nachtheil angesehen werden könnte: Dann obgleich an dieser wenig nützliches zu finden ist, und ihre Kenntniß um deswillen gar wohl zu mangeln wäre; so ist sie doch in Ansehung des Schadens, der oft daraus entstanden, und noch öfters erfolgen könnte, wann eine andere Pflanze damit verwechselt und in Gebrauch gezogen würde, eben so nöthig als von der allernutzbarsten; weil es ein eben so wichtig Werk ist, einer androhenden Gefahr zu entgehen, als die schon gegenwärtige zu heben. Wir wollen daher hauptsächlich hier nur desjenigen von ihrer Gestalt gedenken, woran sie von denen ihr nächstverwandten am gewissesten zu unterscheiden ist. Ihre Wurzeln sind weiß, fast wie die des Peterlings, aber nicht so lang und ohne Geruch, es sey dann, man zermalme sie, als in welchem Fall sie sowohl, als die ganze Pflanze, einen scharffen Knoblauchmässigen Duft aushauchet. Es ist sich daher zu verwundern, wie jemand so ungeschickt hat seyn können, diese Pflanze nach dem Zeugniß Dalechampii, für Sel-

lery

lery anzusehen, da bekanter maassen, die Wurzeln dieser (*Apium hortense*) sehr dick, knollicht, und also jenem ganz ungleich; auch die erste Blätter, obschon Johann Bauhin den Bey- oder Unterscheidungs-Nahmen davon entlehnt, von denen des Sellery noch sehr merklich unterschieden sind. Hingegen gleichen sie um so viel mehr denen Wurzeln, oder ersten Blättern der Petersilien, und um diese Zeit, ehe die Stengel geschossen, ist die Gefahr, diese mit jener zu verwechseln, um so viel grösser, weil sie ohnehin so gern beysammen wachsen, daß Tragus deswegen bewogen worden, jene eine Ausartung von dieser zu nennen, *Petroselini Vitium*. Sie glänzen beyde und haben einerley Grösse, Umschweif, weit voneinander und tief zerschnittene Flügel; doch sind sie noch gar wohl an der Farbe, und wann die Stengel geschossen, auch an den Einschnitten zu unterscheiden: Dann bey dem Schirrling ist jene viel sattgrüner; diese aber sind zärter, tieffer und häuffiger.

Viel merklicher hingegen unterscheiden sie sich von dem Garten-Sellery, Pastinat, wilden Wiesen, Myrrhen und Kletten-Körbel, *Apium*, *Pastinaca*, *Chærefolium*, *Myrrhis*, *Caucalis*: Dann bey den zwey ersten sind die Flügel, fast wie bey den federformigen Blättern, gepaart und ohne eigenen Stiel, und ihre Einschnit-

schnitte seltener, seichter, breiter und stumpfer. Die dritte aber, der wilde Wiesenkörbel, hat überhaupt viel grössere, und so wohl die Haupt- als kleinere Seitenflügel sind an selbigen zahlreicher, oder stehen viel gedrungener beysammen. Bey dem Myrrhenkörbel sind sie ebenfalls viel buschiger, und besonders in derjenigen Art, welche gern auf schattigen, feuchten Wiesen wächst, ganz mit zarten Haaren überzogen, welches zwar bey dem fünften Geschlecht, dem Klettenkörbel, nicht ist, dagegen sind diese aber doch unter allen am rauhesten anzufühlen, und daran gar leichtlich zu erkennen. Der Stengel ist rund, gestreift, bisweilen kaum ein Schuh, doch mehrentheils zwey bis drey hoch; hat viele Zweige und trägt alljährlich Blumen und Saamen, welches hingegen weder der Peterling, noch viel andere dieser Classe nicht thun.

Die Blumen, Dolden, oder Cronen sind dünn; die Blümlein derselben weiß, und die Blättlein in zwey Theil mitten getheilt und an Grösse ungleich; doch sind es nur die äussersten jeder Crone, die einige Ungleichheit haben.

Sie unterscheidet sich hierdurch von dem wilden Körbel, dem Sellery, Petersilien, der Angelick, Meisterwurz ꝛc. am deutlichsten, als deren Blumen-Blättlein nicht getheilt sind.

Eine

Eine jede von den kleinern Cronen, umbella particularis, woraus die grosse zusammen gesetzt ist, hat einen eigenen Kelch, oder Beschirmung. Hiedurch unterscheidet sie sich von der wilden Angelik, welche gar oft an einerley Ort, besonders in denen Gärten vermengt mit unserm Schirrling wächset, und insgemein *Podagraria*, wie im fünften Theil dieser Pflanzen-Historie mit mehrerm zu ersehen ist, genannt wird; wie auch von dem Wiesenkümmel, der weissen Bibernell, dem Sellery und Petersilien: Dann alle diese haben dergleichen Kelch nicht. Und weil dieser Kelch nur aus drey sehr lang und schmahlen Blättlein besteht, so dienet dieses zum deutlichen Merckmal, sie noch ferner auch von dem Wiesen- und Myrrhenkörbel besser zu unterscheiden: dann ob diese schon auch dergleichen Kelch haben, so sind derselben Blättlein doch nur ganz kurz, aber breiter und mehrentheils fünf an der Zahl.

Hingegen fehlt unserer Pflanze der allgemeine Kelch der ganzen zusammengefügten Blumen-Crone. Dieses dienet daher abermal zu einem klaren Kennzeichen, sie von unterschiedenen andern Dolden-Gewächsen zu unterscheiden; als da insonderheit sind, die Möhrem, Dancur, das Ammi und Libanotis.

Auf jedes Blümlein folgen, wie bey allen Dolden-Gewächsen mehrentheils gewöhnlich ist,

zwey

zwey aneinander gefügte blosse Saamen. Sie sind an Grösse und Bildung fast wie der Kümmel, doch nicht so lang, sondern etwas stumpfer; auf einer Seite, wo beyde zusammen fügen, platt, auf der andern convex, oder erhaben, mit vier ziemlich tieffen Streiffen bezeichnet. Hiedurch unterscheidet sie sich noch mehrers von gar viel andern, die in den übrigen Theilen ziemliche Gleichheit damit haben: als dem Coriander, welcher ganz runde trägt, der Angelick, dem Bärenklau, Sphondylium, dem Haarstrang, Peucedanum, dem Laserpitium, Oreoselinum und Thysselinum mit dem milchähnlichen Saft, als welche ganz platte und mit blätterhaften Ansätzen geflügelte Saamen tragen; ferner dem Klettenkörbel, welcher stachlichte hat, und dem Gartenwiesen- Myrrhen- und Frauenkörbel, Scandix, welche einen schmahlen, langen, glatten, und der letzte als mit einem Vogel-Schnabel versehene Saamen hervor bringen. Wir haben hier mit Vorsatz aller derjenigen, welche gelbe Blumen haben: als des Fenchels, der Dillen, des Liebstöckels, der Pastinaten, der Haasenöhrlein, Bupleurum, nicht gedenken wollen, weil sie durch diese Verschiedenheit der Farbe sich selbsten sattsam unterscheiden.

§. 130.

§. 130.

Es ist aber dieses nicht die einige Gattung dieses schädlichen Geschlechts; sondern man findt derselben hauptsächlich noch zweyerley, welche dieser an Stärke der Würkung noch überlegen sind. Die eine davon wächset am liebsten an schattigen, ungebauten Orten, alten Mauren und Zäunen. Sie ist viel grösser, und hat einen starken, knotigen, gefleckten Stengel.

Die andere wächset nur an Wassern, ist ebenfalls grösser, besonders derselben Blätter, deren letzte Flügel-Abtheilungen sehr lang und durchgehends von oben bis unten regulair gezähnt sind. Wir haben sie ehemalen häuffig bey Regenspurg, sonst aber nur selten angetroffen.

Sie sind alle, nach Art der Dolden-Gewächse perennierend, und stehen schon von uralten Zeiten her in einem sehr schlimmen Ruf. Wenn die alte Griechen das ärgste Gift nennen wollten, so entlehnten sie hierzu den Nahmen dieser Pflanze; ja man will so gar behaupten, daß die Gifttränke, womit die Athenienser ihren wackeren *Socratem*, *Demosthenem*, und noch mehr gelehrte Männer, endlich hingerichtet haben, selbst nur der Saft hievon gewesen sey. Und die viele schlimme Fälle, und giftige Würkung, welche auch in neuern Zeiten, theils von ungefehr aus Unglück und Irrthum, da man sie vor Petersilien

tersilien oder Pastinaten unter ander Gemüß gekocht; theils mit Vorsatz bey Thieren, davon angemerkt worden sind, bestätiget dieses Gerücht der Alten bis auf den heutigen Tag nur gar zu gründlich, und benehmen alle Hofnung, die man wegen eines bessern ihrentwegen haben möchte. Unter den Alten befrage man nur hierüber den Plutarch, Plato, Cornel. Tacitus und Plinium; und von den neuern Thom. Barthol. Timäum à Guldenklee, Sennertum, Börhave, Buchner, die deutsche Natur-Geschichten, und Nürnbergisch Commercium Litterr. besonders aber Wepfferum, als welcher von der Wasser-Gattung die beste Figur und einen eigenen Tractat heraus gegeben; so wird man von dieser traurigen Würkung allenthalben traurige Beyspiele genug finden.

Ob es auch gleich so gewiß und ausgemacht noch nicht ist, sondern mehr auf Muthmassung beruhet, daß die Alten unter ihrem: *Cicutam bibere*, würklich und allein diesen Saft verstanden, und ihn also als das ärgste Gift geachtet haben; so ist es doch schon merkwürdig genug, daß sie die tödtlichste Tränke mit diesem Nahmen bezeichnen wollen; weil es sattsam beweiset, was sie für eine Meynung von den Eigenschaften dieser Pflanze geheget.

So gar die Thiere und Vögel, denen doch die giftige Pflanzen sonsten selten so grosses Nachtheil bringen, empfinden diese Würckung zum theil bis zum Tod: Dann also giebt Mathiolus Nachricht von einigen Eseln in Italien, die durch dessen Genuß in einen so tieffen Schlaf gefallen, daß man vermeynet sie seyen todt, aber wieder aufgewacht sind, als ihnen die Bauren schon die Hälfte der Haut abgezogen hatten; desgleichen will er selbsten Gänse gesehen haben, die, nachdem sie davon gefressen, angefangen haben zu wüten, bis sie gestorben. Ein gleiches bekräftiget ein Baron von Blitterstorpp beym Wepffero; und Brassavola so wohl von diesen, als von Schweinen; Harder von einem Cuniculo brassiliano; der berühmte Tübingische Chirurgus, Simonius, den wir selbst noch persönlich gekannt haben, von einem jungen Hund; andere von Schaffen, ꝛc.

§. 131.

Wurzel und Kraut, oder überhaupt die ganze Pflanze hat einerley Kraft, und der daraus gepreßte Saft schmecket anfänglich süßlecht; bald aber nachhero zeigt er auf der Zunge, die er angreift, seine heimliche Schärfe. In der chemischen Zergliederung hat Geoffroy viel flüchtiges urinmäßiges Salz und Oel gefunden; Tournefort aber auch ein saurlechtes Phlegma. Es

lässet

lässet sich aber unsers Erachtens hieraus weniger schliessen, was sie würken kann, als man aus der schon bekannten Würkung urtheilen mag, was ihre Bestandtheile seyen; da wir schon zum öftern erinnert haben, wie wenig der Zergliederung durchs Feur hierinnen zu trauen sey.

Die Alten schrieben die tödtliche Würkung einer stark kühlenden Eigenschaft zu, welche das Geblüt coaguliere, das ist, zum schnellen stocken bringe. Man vermuthet nicht ohne Grund, sie haben dieses aus den Umständen bey dem Tod des Socratis geschlossen: Dann von diesem ist bekannt worden, daß er mit völligem Verstand, ohne die gewöhnliche Giftwürkungen zu erfahren, gleichsam wie eines natürlichen Tods und also gestorben, daß er zuerst an den Füssen Frost empfand und unempfindlich wurde, welches nachhero in die Schenkel und so weiter endlich bis zum Herzen herauf stiege, und dessen Bewegung hemmete. Wepffer hingegen und andere mehr wollen lieber glauben, die Würkung dieses Gifts rühre von einem scharfen salzigen Wesen her, wordurch, wie bey dem mineralischen Gift, der Magen zu sehr gereizt, angefressen und entzündet, das Geblüt aber, wann es dahin gebracht worden, verdünnert, resolvirt, und mithin zur schnellen Faulung disponirt werde. Da nun dieses einander sehr widerspricht, so wird die Erfah-

rung, oder dasjenige, was sich bey denen widernatürliches gezeigt hat, welche das Unglück gehabt, von dieser Pflanze etwas zu bekommen, allein den besten Ausschlag geben können. Aus dem, was bey dem Absterben des Socratis sich ereignet haben soll, lässet sich hier theils deswegen nichts zum Beweise nehmen, weil die gewöhnliche Würkung dieses Gifts bekannt genug, bishero aber ganz anderst befunden worden ist, und daher mit Recht gezweifelt werden muß, daß es dieses gewesen; theils aber auch nicht wohl begriffen werden mag, wie die giftige Würkung sich zuerst in den Füssen, und zu letzt im Herzen hat äussern können, da abermahls bekannt genug ist, daß der neue Nahrungssaft, mittelst welchen oder in Begleitung dessen das genommene Gift in das Geblüt hat müssen gebracht werden, vorhero in das Herz kommt und durch die Lungen circulirt, ehe es zu den Füssen gelangen kann, mithin aber auch die Stockung des Geblüts und Empfindung des Frosts, nothwendig in jenen edlen Theilen hätte seinen Anfang nehmen müssen, welches, da sich bey dieser Geschichte in allem vollkommen das Gegentheil zeigt, die Glaubwürdigkeit derselben billig sehr verdächtig macht. Hingegen lässet sich auf die Erfahrungen und gemachte Anmerkungen der neuern Zeiten um so mehr bauen, da sie gröstentheils miteinander

über-

übereinstimmen. Laut dieser erweckt sie Schlaf, Schwindel, Wahnsinn, Unempfindlichkeit, Eckel, Zusammenziehen und Würken des Schlunds, endlich Gichter und den Tod; selten Erbrechen und noch seltener starke Entzündung, oder eingefressene Flecken und Löcher im Magen. Sie ist also dem Schwindelhaber, Lolium, und denen schon im Anfang des vorhergehenden Spaziergangs beschriebenen Wolfsbeeren der Würkung nach ganz ähnlich, und demnach um so viel wahrscheinlicher, daß sie durch eine bindende, zusammenziehende verdickende Kraft dieses verrichte; da ohnehin bekannt, daß fast die ganze Classe der Doldengewächse, ein schmerzlinderendes narcotisches Wesen besitze; dieses aber, wie aus dem Gebrauch des Opii in Blutflüssen, und der dadurch gewürkten oft plötzlichen Stopfung derselben, deutlich erhellet, am geschicktesten sey die Säfte zu verdickern, die Circulation zu hemmen, und dadurch Schwindel, Schlaf, Wahnsinn, Kälte der äussern Glieder und dergleichen schon genannte Zufälle zu erregen. Doch scheinet sie noch deßwegen vor andern narcotischen Giftern etwas besonders zu haben, weil sie bey einigen Thieren ein starkes seliviren, wie obgedachter Wepffer und Simonius etliche mal angemerkt haben, hervor bringt. Sie ist also, wenigstens in diesem Stücke auch dem aus Queck-

silber bereiteten Gift ähnlich, als von welchem sonsten nur allein unter allem mineralischen Gift, dergleichen verursachet und bishero beobachtet worden ist.

§. 132.

Die Hülfsmittel wider dieses Gift sind also abermal eben diejenige, welche wir bey dem Schwindelhaber im vorigen sechsten Theil, und zu Anfang dieses von den Wolfsbeeren schon gemeldet haben. Ein schnell eingegebenes Brechmittel ist bey allen diesen, so lang das Gift noch im Magen ist, das sicherste und bäldeste. Hingegen haben schon die Alten, wie Plinius und Dioscorides bezeugen, dafür gehalten, daß der Wein alsdann am meisten ausrichte, wann das Gift sich schon in das Geblüt ergossen. Mit Essig aber findet man glücklich ausgefallene Curen bey Wepffero.

Ueberhaupt ist zu merken, daß nach dem Unterscheid des Gifts, auch die zu leistende Hülfe unterschieden seyn müsse. Bey dem mineralischen Gift, wie auch bey denen auf gleiche Art würkenden starken Brech- und Purgiermitteln, wovon wir oben bey Gelegenheit der Wolfsmilch etwas gesagt haben, wären Brechmittel nur überflüssig und schädlich, weil die grosse Schärfe, womit sie den Magen beständig reitzen, ohnehin nur allzustarkes Erbrechen von selbst erregt. Desglei-

gleichen würden hitzige Dinge ebenfalls die Gefahr mehr vergrössern; saurlechter Wein aber oder Essig gleichwohl auch nicht viel ausrichten, welches alles doch bey jenen narcotischen Giften für das beste bishero gehalten und befunden worden ist. Auch selbst bey dem mineralischen wird noch ein wichtiger Unterscheid in Ansehung der Hülfe bemerkt: dann also weiß man aus der Erfahrung, daß dasjenige, welches aus Quecksilber bereitet wird und das allerheftigste ist, durch viel getrunkenes laues Wasser am bäldesten und leichtesten gehoben wird, wann es bey Zeiten, und ehe das Gift den Magen schon völlig verbrannt und durchlöchert hat, gebraucht wird; statt daß hingegen bey dem Arsenic und andern fressenden Dingen, auch aus dem Gewächsreich, die mit Wasser nicht aufgelöst werden können, Oel und Milch bekannter massen, am meisten ausrichten. Die Ursache dieses Unterschieds und desselben Nutzen in der Cur, obschon die Würkung dieser Gifte vollkommen einerley ist, fällt auch sogleich von selbst in die Augen, wenn man bedenkt, daß das laue Wasser nur jenes, aber nicht diese, am bäldesten auflöse, und aufgelöst am gewissesten und schnellsten durch das ohnehin damit verknüpfte Erbrechen, aus dem Leib bringe; bey diesen aber, da sie durch Wasser nicht aufgelöst werden mögen, und mithin an den Magen-Häu-

ten behangen bleiben, Oel und Milch diese Häute indessen am besten für der fressenden Schärfe defendire, und dieselbe mildere, bis durch das öftere Vomieren sie ebenfalls und zwar in ganzer Substanz aus dem Leib gebracht werden können.

Man siehet hieraus, wie viel daran liege, daß man zuvorderst wisse, von was Art das genommene Gift sey, weil die ganze Hülfe darauf beruhet, und die Zeit kurz ist, in welcher dieselbe geschehen kann, so daß man hier nicht lang rathen noch probieren darf, welches am besten taugt.

In den meisten Fällen ist die Art von selbst bekannt, wo sie es aber noch nicht ist, da können die Zufälle es jedermann bald lehren. Der Mercurius unterscheidet sich von dem Arsenic und denen ätzenden Purgiermitteln, durch den häufigen Speichelfluß, welchen er zugleich verursacht, und der bey diesen nicht erfolgt. Unser Schirrling aber und die übrigen narcotischen Dinge, von allen diesen darinnen, was wir oben schon davon gemeldt, das ist, durch zusammenziehen des Schlunds, Mangel des Erbrechens, Schwindel, Schlafsucht oder Raserey; statt das die andern starkes Erbrechen, Brennen im Magen, Aufblähung des Leibs, Bangigkeiten, Durst ꝛc. wie wir schon bey der Beschrei-

schreibung der Wolfsmilch erwehnt haben, erregen.

§. 133.

Wir hoffen um so mehr, es werde diese kurze Anmerkung von dem Unterschied der Gifte und derselben Gegen-Gifte, hier einen Plaz verdienen, da nur gar zu wohl bekannt ist, daß nicht selten der Medicus zu spät kommt, ein jeder Landsmann aber durch die Beobachtung des erst gesagten, leicht selbst vermögend wird, die erste und beste Hülfe zu thun; auch nebst diesem daraus klar wird, daß es Betrug sey, wann die Landstreicher ihre Giftlatwergen, ihre *Orvietan* den Unwissenden als ein Universal Wider-Gift durch ihr Geschwätz aufdringen wollen. Ein Beyspiel, wie hoch diese Leute oft diese Betrügeren treiben, hat Wepffer mitgetheilt, und wir erachten deswegen für nützlich, hier einen Auszug davon mitzutheilen, damit diese Vögel jedermann an ihren Federn desto leichter möge erkennen lernen: Er sagt, es sey einsten ein solcher, der sich *Tarquinium de Roma* nannte, aber aus dem Neapolitanischen gebürtig war, zu ihm nach Schafhausen, wo er Stadt-Physicus war, gekommen, und habe ihn mit Heftigkeit gebeten, daß er ihm offentlich vor jedermanns Augen das allerstärkste Gift nach eigenem Willkühr reichen möchte, damit er dadurch Gelegenheit erhalte,

der ganzen versammelten Menge an seinem eigenen Leib zu zeigen, wie kräftig seine Orvietan-Latwerg die Schädlichkeit aller Gifte bestreite und dämpfe, so daß in der Welt kein besseres Widergift gefunden werden könne. Er habe ihm aber dieses Begehren, weil er nicht gern zu seinem Betrug selbst die Hand bieten wollte, unter dem Vorwand abgeschlagen, daß er als ein Arzt bestimmt sey, nur Arzney und nicht Gift zu reichen, zu heilen und nicht zu tödten, welches letztere um so mehr bey ihm eintreffen könnte, da seine Lattwerg hitziger Natur sey, und mithin nur Uebel ärger machen würde, wenn er, bey der freyen Wahl, allenfalls ein corrosivisches Gift erwählte; zumahlen ihm schon Exempel bewußt, wo dergleichen Wagstück übel ausgefallen, ja mit Verlust des Lebens gebüsset worden seyen. Als dieser aber hierauf ihn noch heftiger um die Willfahrung seines Begehrens plagte, und zugleich versicherte, daß ihm diese Probe zu thun, kein Arzt in ganz Deutschland jemals verweigert habe, auch deßfalls viele schriftliche Zeugnisse aufwiese; so nahm er sich endlich vor, die Sache seinen Collegis vorzutragen, und mit ihnen gemeinschaftlich hierinnen zu handeln. Sie beschlossen auch hierauf samtlich, den Waghals seiner Bitte zu gewähren; jedoch, weil sie den Betrug leicht merken und einsehen konnten,

ten, daß er kurz vor der zum Gift nehmen bestimmten Zeit, seinen Magen heimlich mit Oel oder anderm Fett anfüllen, dadurch aber, und nicht durch sein nachgenommenes Orvietanum, das Gift unwürksam machen könnte, geschah solches unter folgenden Bedingnissen, daß er sich ganz allein den Abend vorher in ein Zimmer verschliessen lasse, mittelmässig zu Nacht speise, unter Verhütung alles Fetten, und wann sodann zwölf, oder vierzehen Stunden, von der Mahlzeit an, würden verflossen seyn, auf dem hierzu erbauten öffentlichen Gerüste das ihm zureichende Gift ohne Verweilen und Betrug vor jedermanns Augen verschlucke. Was geschah aber hierauf? Der Betrüger willigte zwar mit einer verstellten Freudigkeit in alles, verschwand aber in einem Augenblick hernach, ehe noch der Anfang der Bedinginsse und Zurüstung zur Probe gemacht werden können, und ließ in der ganzen Gegend nichts mehr von sich hören noch sehen.

§. 134.

So wenig aber die schädliche und giftige Würkung unserer Schirrling-Pflanze geläugnet werden kann, so gewiß ist es doch auch, daß sie dieselbe bey den Menschen nicht allemal ausübe, von einigen Thieren aber gänzlich ohne Schaden genossen werde, und in der Arzney zum äusserlichen Gebrauche nicht ganz ohne Nutzen sey: dann

dann also gedenket Hannemann, in dem Tagebuch der deutschen Naturforscher, eines Beyspiels, wo die Köchinn aus Versehen zu einem Kohlkraut, statt der Petersilien, den Garten-Schirrling nahm, gleichwohl aber kein Schaden darauf erfolgte, obschon die ganze Familie davon gegessen hatte. Deßgleichen erzehlt Jungius eben daselbst ein Exempel von einem Gelehrten, welcher, um das Geblüt abzukühlen, und mittelst dessen das kupferne Gesicht, womit ihn die Natur geziert hatte, zu bleichen, acht Tage lang alle Morgen sechs Loth von dem Saft dieser Pflanze verschluckte, ohne daß ihm ein weiteres Uebel, als einige Mattigkeit dadurch begegnet wäre; und selbst Galenus bezeuget schon, daß ein altes Weib zu Athen dieselbe ohne Gefahr gegessen habe; so berichtet auch Plinius, daß viele die grüne Stengel desselben speisen, welches Scaliger von einigen, die dergleichen mit den Wurzeln zu thun pflegen, bestätiget; als eine Arzney ist ferner auch der innerliche Gebrauch von manchen anbefohlen und ohne Schaden befolgt worden. Die neuern von diesen, als Melchior Friccius, Renealmus Petiverius, welche sie zu Verhärtungen der Eingeweide, Stillung der Blutflüsse, Schmerzen, ꝛc. für dienlich erachtet, haben hierinnen die alte Egyptische und Atheniensische Priester zu Vorgän-

gängern gehabt, als von welchen ebenfalls bekannt ist, daß sie sich dieser Pflanze innerlich bedient, die venerische Lüste zu dämpfen. Noch häuffiger sind die Exempel von Thieren, denen sie nichts geschadet. Bey dem Wepffer allein findet man dergleichen von Hunden und Wölfen sehr viele, ob ihnen gleich eine grosse Quantität davon beygebracht worden ist. So soll sie auch von den Stahren, und wie der bekannte Lucretianische Vers ausweiset, von denen Ziegen ohne Nachtheil können genossen werden.

Unsere Garten-Species soll abermal, wie wir ein gleiches oben von der Wolfsmilch gesagt haben, um ein gut Theil milder seyn, als die andern; gleichwohl ist der innerliche Gebrauch um so weniger jemand anzurathen, da die Geschichte, wo sie nicht geschadet, eben sowohl von einer unrechten Pflanze haben herrühren, oder um der Gleichheit des Botanischen Characters wegen, leichtlich eine andere unschädliche für diese hat angesehen werden können. Hingegen ist der äusserliche um so viel sicherer und vorzüglich zu Zertheilung der Verhärtungen, Linderung der Schmerzen bey Krebs-Geschwulsten, Glieder-Krankheit auch von den bewährtesten Aerzten tauglich befunden worden. Von Barbette wurde sie ebenfalls wider den kalten Brand oft mit grossem Nutzen gebraucht; von andern desglei-

gleichen vor das Rothlauf und hitzige Flüsse; wie auch zu Zertheilung der Milch in Brüsten, weswegen dann ein eigen Pflaster hievon in denen Apothecken bereitet wird. Und endlich hat sie Henric. ab Heer denen allzutapfern Venus-Rittern zum Trost und Linderung der durch ihre allzufrequente Uebung sich zugezogenen Schmerzen an den heimlichen Orten, vor dienlich gefunden und angerathen.

§. 135.

Als Unkraut in denen Gärten lassen sich hier noch ferner zwey andere Pflanzen-Arten finden, die nicht so stark würkend als die zwey vorhergehende, und mithin auch weder besonders schädlich noch nutzlich sind. Die eine ist eine Glocken-Art, die andere aber aus dem Geschlecht der Malten. Jene wird wegen der Aehnlichkeit ihrer Wurzeln mit den Rapunzeln, gemeiniglich im Lateinischen *Campanula Rapunculi radice* genannt. Man muß sie aber nicht verwechseln mit der eigentlich sogenannten Garten-Rapunzel-Glocke, wovon wir gleich zu Anfang des vorigen sechsten Theils etwas weniges gesagt haben, und welche ausser dem Nahmen, und daß sie unter ein Geschlecht gehören, sonsten wenige Gleichheit mit dieser hat: denn diese hat weit um sich kriechende weisse Würzelein, und ist daher in den Gärten, wo sie einmal eingenistet, fast

nicht

nicht mehr zu vertilgen. Der Stengel ist ebenfalls mehr kriechend als aufrecht, bisweilen mehr als ein Fuß lang, rund, stark nnd ganz ohne Zweige, und sowohl mit Blumen als Blättern wechselweise auf allen Seiten reichlich besetzt. Doch da die Blätter, welche hieselbst stehen, nur sehr klein sind, und immer kleiner werden, je weiter es gegen den Gipfel zugeht, die blaue Glockenblumen aber alle unter sich hangen, mit nur ganz kurzen Stielen an den Stengel geheft sind, die unterste sich zuerst öfnen, und mithin gegen oben zu, weil sie ihre Vollkommenheit noch nicht erreicht haben, ebenfalls kleiner werden, so verursacht dieses zusammen eine Aehreformige Gestalt. (flos spicatus). Aus diesem siehet man schon den Unterscheid zwischen dieser Gattung und obgedachter wahren Garten-Rapunzel, wie nicht weniger, daß sie in der Bildung sehr stark verschieden seyen. Noch mehrers aber zeigt sich derselbe in Ansehung der Blätter, als welche hier zu unterst am Stengel groß, breit, auf der hintern Seiten rau, vornen zugespitzt und am Rand gleich gesägt sind.

Hingegen hat sie um so viel mehrer Aehnlichkeit mit einer andern Glocken-Gattung, welche gern an Zäunen und Waldrändern wächset, und insgemein, *Campanula asperior foliis Urticæ*, oder auch *Trachelium* und *Cervicaria* genannt

nannt wird. Doch ist sie auch noch wohl daran zu unterscheiden, daß die Blätter dieser letzten am Rand ungleich und tieffer eingeschnitten sind, und also mehr Aehnlichkeit mit denen der Nesseln haben; dabey auch diejenige in der Mitte des Stengels fast eben so groß sind, als die untersten, die Blumen aber über sich gereicht, grösser, am Grund bey dem Kelch weiter, rau, und in keiner ununterbrochenen Aehre-formigen Ordnung am Stengel stehen, sondern nur hie und da ohne Ordnung eine gefunden wird, und daher auch oben, weil die am Gipfel gemeiniglich sich zuerst öfnen, in keinen Spitz zusammen lauffen.

§. 136.

Die andere obgedachter zwey Pflanzen wird *Blitum minus* genannt. Sie ist nicht perennierend, sondern erwächset alljährlich neu aus dem Saamen. Sie ist mit dem Mangold und rothen Rüben sehr genau verwandt, und gehört mithin zur fünften Classe, unter diejenige Pflanzen, die keine Blumenblättlein, sondern nur Kelch und Staubfäden haben. Die Blümlein sind daher nach Art der meisten dieser Classe nur ganz klein, und ihrer sehr viele bald in Träublein, bald in Kügelein-Gestalt beysammen. Der anderhalb bis zwey Schuh lange Stengel, welcher bisweilen viele Nebenschossen hat, ist damit

und

und mit Blättern nach seiner ganzen Streke reichlich besetzt. Beyde sind von Farbe grün, und diese fast ovalrund, doch vornen stumpf gespitzt, mittler Grösse, am Rand ganz. Von jenen hingegen trägt ein jedes ein schwärzliches rundes Saamenkörnlein. Es giebt aber dieser wildwachsenden Arten zweyerley, welche jedoch nicht mehr voneinander unterschieden sind, als daß die andere, statt der grünen, rothe Blümlein hat. Diese wird daher *Blitum rybrum minus*, jene hingegen *Blitum album minus* genannt. Eben hierinnen bestehet auch der Unterscheid der zweyerley zahmen Gattungen, welche in Kohlgärten, eben wie bey uns der Spinat, oder andere Kuchen-Gewächs an theils Orten gepflanzt werden. Diese nennt der Landmann Meyer, und waren schon den Alten zur Speise als Zugemüß wohl bekannt, aber von ihnen unter allem Kohlwerk am wenigsten geacht, wie sie dann auch in Wahrheit fast weder Geschmack noch Geruch haben. Selbst der aus dem Griechischen abstammende Nahme Blitum, welchen sie ihnen beylegten, zeiget schon diese Verachtung an: dann er bedeutet so viel als ohne Kraft, unnutz, gering, und wurde von den Griechen auch dem liederlichen Weibsvolck, und überhaupt denen dummen, unnützen, wenig geachten Leuten beygelegt.

§. 137.

Doch da nichts in der Welt von allem, was der weise Schöpfer der Natur erschaffen hat, so verächtlich und gering seyn kann, daß es ganz ohne Nutzen seyn sollte; also geschiehet es auch bey diesem Pflanzen-Geschlecht, daß gleichwohl der Saame in der Arzney vor die Ruhe und andere Bauch- und Blutflüsse tauglich gehalten, an einigen Orten aber derselbe zur Speise, als ein Brey, auf Art des Hirses verbraucht wird. Gleicherweise kann auch das grüne Kraut, oder die Blätter dennoch zur Speiß dienen und besonders in Hungers-Noth vielen eine gesunde Nahrung geben: Dann obwohl nicht zu läugnen ist, daß Leute von schwammigem Fleisch, blassem Angesicht, roziger Natur, träger Gemüthsart, ihrer Gesundheit nicht wohl damit rathen würden, so ist doch hingegen eben so gewiß, daß sie cholerischen und melancholischen Temperamenten, oder solchen die jähzornig sind und starke Röthe im Gesicht haben, nicht nur zur Nahrung unschädlich, sondern zugleich auch zu Erhaltung und Verbesserung ihrer Gesundheit, als eine gute Arzney deswegen dienlich wären, weil dieses Pflanzen-Geschlecht viel wässerig- und Salpeter-artiges in seiner Vermischung hat, und daher die gallichte Schärfe des Geblüts sehr geschickt mildern, den Leib erweichen und eröfnen kann.

Es

Es vermehren also diese Pflanzen, und zwar die wildwachsende kleinere Arten eben sowohl als die Garten-Species, abermahl die Anzahl derjenigen, deren man sich bey Brodmangel für den Hunger sicher bedienen könnte. Und ein gleiches ist auch von den Rapunzeln-ähnlichen Wurzeln der obgedachten, sonst ganz unbekannt und unnutzbahren Glocken-Pflanze um so mehr gewiß, da sie eines süßlechten Geschmacks und nahrhaften Wesens ist, und daher unter den eßbaren, gleich den Rapunzeln, schon längst einen Plaz erhalten hat.

§. 138.

Nachdem wir die vornehmsten der in diesem Monath in den Gärten von selbst, oder wildwachsenden Pflanzen betrachtet; so wenden wir uns nunmehro auch zu denen, deren eigentliches Vaterland, das sie von selbst hervor bringt, zwar auch grösten Theils Deutschland, oder höchstens eben der Welttheil ist, den wir bewohnen, die aber jedoch ihrer Seltenheit und Brauchbarkeit wegen, gern in die Gärten gepflanzt werden. *Sarureja*, lateinisch; *Sarriete*, französisch; Saturey, oder Josephle, deutsch, lässet sich hier von uns am ersten finden. Es ist ein den Gärten sehr bekanntes Gewächs, welches, gleich einem kleinen Sträuchlein, einen holzernen, harten, viereckigten, röthlich braunen

nen Stengel und viele Zweige hat; ein bis anderthalb Schuh hoch wird; allenthalben mit schmahlen, daurhaften, paarweise stehenden, dem Isop, nicht nur an Gestalt, sondern auch in Ansehung der merkwürdigen Schweiß-öchlein, womit ihre ganze Oberfläche gleichsam übersäet, vollkommen ähnlichen Blättlein besetzt ist, und an der ganzen obern Hälfte bey den Winckeln dieser, kleine, Fleischfarbe Lippen-Blümlein trägt, worauf, wie es bey den Lippen-Blumen (flos labiatus) gewöhnlich ist, vier kleine Saamen-Körnlein in dem ihnen zur Beschützung dienenden, und daher bis zu ihrer Reiffe stehen bleibenden Kelch, folgen. Die Blümlein sehen denen des Gartens-Quendels vollkommen an Gestalt, Grösse und Farbe gleich, sind aber nicht, wie diese, an einen Kopf zu oberst gesammelt, sondern stehen viel weitläuffer voneinander, und in keiner gewissen Ordnung, nehmen daher auch eine viel grössere Strecke am Stengel ein, ob sie schon nicht so zahlreich sind.

§. 139.

Sie ist wie die meiste dieser vierzehenden Classe, worunter sie gehört, perennierend; doch giebt es auch dessen eine Art, die nur alljährlich aus dem Saamen gezogen wird und nicht über Winter dauret. Sie bleibt aber alsdann zärter, und erwächset nicht so hoch. Dieses ist

die

die einige Abweichung, da sonst übrigens diese Pflanze die einige ihres Geschlechts, wenigstens dem Nahmen nach, ist. Sie stehet aber in desto näherer Verwandschaft mit unterschiedenen andern, sowohl der Bildung als Würkung nach. Dieses hat verursacht, daß sie unser Rajus zu der Classe der Wirtelpflanzen (plantæ verticillatæ) hat bringen müssen, obwohlen sie selbst ihre Blumen nicht Wirtelformig trägt. Der Gartenquendel, oder Thymian, *Thymus*; der Feldquendel, oder die Künlein, *Serpillum*; der Isop, *Hyssopus*; und der fremde, oder spanische Thymian, *Thymbra*, sind hievon die wichtigsten; doch sind sie noch sehr wohl und leicht von einander zu unterscheiden: dann nebst dem, daß die zwey ersten, wie schon oben gesagt worden ist, den meisten Theil ihrer Blümlein an einem, oder zwey Köpfen beysammen tragen, sind auch die Blättlein bey der ersten nur sehr klein, doch etwas breiter und scharf gespitzt; die andere, oder der Feldquendel aber, hat ovalrunde, und die ganze Pflanze erreicht über dieses kaum Spannenhöhe. Der Isop hingegen erwächset viel höher als unser Saturey, bekommt weniger, aber lauter gerade, lange, aufrechte Zweige, woran die Blumen viel häuffiger und wirtelformig beysammen, je eine Reihe unter der andern ganz gedrungen,

 doch

doch so stehen, daß sich die meisten nur auf eine Seite neigen, und zusammen eine Aehre-formige Gestalt gewinnen. Die vierdte, oder der spanische Thymian ist noch am schwersten zu erkennen: dann er hat gleiche Blätter, Blumen, und Wachsthums-Art mit unserer innländischen Pflanze; dasjenige, welches auch Hermann und *Tournefort* zum Unterscheidungs-Zeichen gesetzt haben, bleibt demnach übrig, daß desselben Blumen wirtelformig den Stengel besetzen, statt daß, wie schon gesagt worden, bey der Saturey nur hie und da eines, oder ein paar aus den Winkeln der Blätter hervor kommen, und daher viel unscheinbarer sind.

§. 140.

Der würzhafte durchdringende Geruch und scharfe Geschmack, welchen diese Pflanze, so wie die meisten aus dieser Classe, hat, lehret schon, wann auch keine Erfahrungen davon vorhanden wären, worinnen ihre hauptsächlichste Würkung und Kraft bestehe. Diese ist erhitzend, trocknend und stärkend, und mithin zu Verbesserung vielerley, theils äusserlicher theils innerlicher Gebrechen tauglich. Schade, daß sie eine innländische Pflanze heißt! wäre sie aus denen Indien gebürtig, man würde sie, und noch viel andere mehr aus ihrer Verwandschaft, gewiß unter die beste Gewürze zählen. Ehemahlen als die

fremde

fremde Gewürze noch etwas unbekannter waren, vertrat diese sehr oft derselben Stelle; wie dann selbst Philipp Miller bezeuget, daß sie in Engelland vor einiger Zeit noch stark in der Küche im Gebrauch gewesen sey. Jetzo aber ist derselbe bey uns fast ganz allein auf die Bohnen und Gänse eingeschrenkt. In diese wird inwendig ein Büschelein desselben mit Stengel, Kraut und Blumen gesteckt, und also währendem Braten darinnen gelassen, nachhero aber wieder heraus gezogen. Zu den Bohnen aber pflegt man nur die abgepflückte Blättlein zu thun, und miteinander zu kochen. Beyde Gerichte erhalten dadurch einen angenehmen aromatischen Geruch und Geschmack, und bey den Bohnen erhält man zugleich noch diesen Vortheil, daß sie ihre blähende Eigenschaft fast gänzlich verliehren.

Wie vielfältig könnte also dieser wirthschaftliche Kuchen-Nutzen vermehrt, besonders aber auf das meiste Kohl- und Gartenwerk; desgleichen zu Fischbrühen und allerley Arten von Würst, statt andern Gewürze, mit Vortheil der Gesundheit, des Beutels und der Kehle, erweitert werden.

Ueber dieses findet auch die Landwirthschaft hiebey noch einen besondern Gewinn. Denn die Bienen lieben derley Pflanzen ganz besonders, und bringen, wo sie häuffig wachsen, viel mehr

Honig ein, weil diese Geschlechter, obschon die Blümlein bey manchen nur sehr klein sind, doch wohl versehene Honig-Gruben (nectarium) haben. Wunderbar ist dabey daß eben diese von den Bienen so sehr geliebte, anderm Ungezieser dagegen gänzlich zuwider, ja zum theil tödtlich sind; wie man dann selbst von unserer Saturey vorgiebt, daß die Flöhe damit vertrieben werden können, wann man das Kraut auf den Boden streue, oder verbrenne, und das Zimmer damit räuchere, oder auch nur in Wasser siede und den Boden damit besprenge.

§. 141.

Der Arzney-Nutzen könnte sehr weitläuf seyn, und doch ist er es nicht. Die Menge solcher Pflanzen, die diesem ähnliche Eigenschaften haben, macht, daß man dieses, wenigstens in Deutschland, nicht viel achtet. Kaum findt man das dürre Kraut in denen Apothecken, und auch dieses nur alsdann, wann es in denen Gärten ohnehin aus anderer Absicht abgeschnitten, und statt wegzuwerfen, gleichwohl lieber in diesem Magazin verwahrt wird. Man erwählet dafür bequemer den Feldquendel, weil er in Menge allenthalben bey uns von selbst wächst, und mithin nicht erst gepflanzt werden darf, gleichwohl aber einerley Eigenschaften hat.

Man

Man kann ein aromatisches Oel davon destilliren, welches alle hauptsächlichste Eigenschaften der Pflanze gleichsam im kleinen enthält, und desto stärker und durchdringender wird, je heisser der Sommer gewesen, in welchem der Pflanzen-Hauffe, woraus es destillirt worden, gewachsen ist. Von dem Gartenquendel hat man ein gleiches auf gleiche Weise bereitetes Oel offenbar Campherartig befunden. Wie nutzlich wäre es also, wann wir unsern Campher selbst bereiten könnten? Doch nein! dann man würde gleichwohl nur vergeblich arbeiten, so lange das Vorurtheil für die Waaren fremder Länder so groß ist.

In Krankheiten haben phlegmatische Naturen einen grössern Nutzen von dieser Pflanze zu erwarten, als hitzige. Sie erwärmet den Magen, bringt appetit zum Essen, vertreibt die Blähungen und zertheilt die Winde, vermindert die Schlappheit der Fasern, und stärkt überhaupt sowohl diese als die Nerven, wie auch das Gesicht und ganze Haupt; tauget daher auch sehr wohl äusserlich zu Hauptsäcklein, bey Schwindel von allzuvielem Nachdenken und Gebrauch des Kopfs, besser aber noch und gewisser bey kalten Geschwulsten.

§. 142.

Das Mutterkraut, Matricaria, zu welchem wir jetzo fortschreiten, hat so viele Gleichheit mit denen Feldchamillen, deren Beschreibung wir schon im vorigen sechsten Theil, gleich zu Anfang des letzten Spatziersgangs geliefert haben, daß es uns überflüssig dünken will, zumahlen ja auch die Chamillen selbst jedermann sattsam bekannt sind, derselben Gestalt nochmahlen vollständig abzuschildern; aber eben deswegen halten wir für so viel nöthiger, dasjenige desto genauer zu bemerken, woran diese beyde von einander abweichen, und also am gewissesten von einander unterschieden und erkannt werden können. Diesem zufolge bekommt unsere dißmahlige Pflanze einen bisweilen fast doppelt so langen, starken, aufrechten und mit häuffigen Zweigen besetzten Stengel, wenigstens ist er am gewöhnlichsten dritthalb biß drey Schuh hoch, und macht meistentheils einen ansehnlichen Stock, weil ihre perennierende Wurzeln, da sie nicht wie jene auf den Fruchtfeldern wächset, auch durch das Umackern nicht so oft gestört werden, und daher eher verstarken und mehr Zweige bringen können. Die Blumen hingegen haben mit jenen vollkommen einerley botanischen Character; doch sind die weisse einfache Blumenblättlein, womit rings um den Rand die in der Mitte in

Schei-

Scheibenform beysammen sitzende gelbe Blümlein eingefaßt sind, um ein merkliches kürzer, und diese im Mittelpunct bleiben nur ganz nietrig, in gleicher Fläche, oder erhöhen sich nicht so merklich, daß sie ovalrund werden. Bey den grünen Blättern am Stengel zeigt sich noch ein stärkerer, ja der meiste Unterschied. Sie sind zwar auch, fast wie die der Dolden-Gewächse, in verschiedene Flügel, wovon oben ein ungerader den Beschluß macht, und diese wiederum in tief gekerbte Lappen getheilt; aber diese Abtheilungen bleiben gleichwohl sehr breit, fast wie bey den Petersilien, statt daß sie bey jenen, den Chamillen, Haar zart werden. Sie sind dabey etwas rau, viel grösser, und blaß, oder gelblich grün.

§. 143.

Dieses alles aber ist nur von der einfachen gemeinen Gattung zu verstehen: Denn es giebt ebenfalls, wie bey den Chamillen die Römische ist, auch bey diesem Pflanzen-Geschlecht gefüllte Arten, wovon die bekannteste aus lauter weissen Halbblümlein (Semiflosculis) besteht, so daß sie der mittlern Sternblümlein (flores discoidei) entweder gänzlich mangeln, oder doch sehr arm daran sind, als an deren Stelle immer eine Reihe hinder der andern von gedachten Halbblümlein steht. So gemein diese gefüllte jetzo in

in allen Kohl- und Kraut-Gärten sind, so selten waren sie gleichwohl erst noch vor hundert Jahren: Denn Johann Bauhin bezeuget davon, daß er sie zum erstenmal 1579. in London gesehen, auch davon ein Zweiglein nach Antwerpen gebracht habe.

Noch giebt es eine andere gefüllte Gattung, die diesen Nahmen deswegen eher zu verdienen scheint, weil die weisse Blättlein, woraus die Blumen bestehen, röhrleinformig und nicht platt wie jene, mithin ganze Blümlein sind. Diese gefüllte Arten, besonders die erste, welche doch die schönste Blumen trägt, geben selten guten Saamen; es ist auch nicht nutzlich, sie bis zum Saamentragen stehen zu lassen, weil der Stock gern darnach absteht, und daher besser, man schneide die Stengel gleich nach der Blühzeit ab, und verrichte die Fortpflanzung entweder durch Theilung der Wurzeln, oder abgeschnittene Sprößlinge, als mittelst welcher, da sie so gern anschlagen, ihre Vermehrung am leichtesten geschehen kann.

Auch die einfache gemeine Gattung ist ausser denen Gärten doch in Deutschland sehr rar, in Engelland hingegen desto gemeiner. Sie scheinet aber am würksamsten zu seyn, weil ihr Geruch am stärksten, oder doch wenigstens widerwärtiger ist, als bey denen gefüllten. Er hat gleich-

gleichfalls viel ähnliches mit den Chamillen, besonders den stinkenden. Und wie kann es auch anders seyn, daß sowohl ihre Bildung als Bestandtheile so genau zusammenstimmen, daß Hr. von Haller bewogen worden, beyden einerley Geschlechts-Nahmen zu geben?

§. 144.

Man wird hieraus schon selbst ermessen können, daß ihre Würkung und Arzney-Gebrauch nicht viel von dem der Chamillen verschieden seyn könne. Also ist sie schon von langer Zeit her für eben dergleichen Gebrechen gelobt, und durch die Erfahrung weiter nichts eigenes von Wichtigkeit von ihr bisher angemerkt worden, als was jene auch besitzen, und wir schon hinlänglich bey derselben Beschreibung im vorhergehenden Theil angezeigt haben. Da uns aber die günstige Natur mit jenen so zum Ueberfluß versorgt hat, so darf man sich nicht wundern, daß diese in unsern Feldern so selten, oder gar nicht gefunden wird: dann der Geber alles Guten und nothwendigen ist zwar freygebig, aber nicht verschwenderisch. Wir könnten sie daher auch gar wohl als eine Arzney-Pflanze in unsern Gärten mangeln, und den Platz zu etwas bessers sparen, wann nicht die Absicht zur Zierde den gefüllten Gattungen daselbst noch Pardon ertheilte.

Es haben sie dennoch schon die Alten vorzüglich zu Mutter-Affecten, worunter insonderheit Blähungen, Colic, Krampf gehören, für tauglich gehalten. So wohl die deutsche und lateinische, als auch der griechische Nahme, *Parthenium*, welcher dieser Pflanze von ihnen beygelegt wurde, und der soviel als Jungfernkraut, bedeutet, stammen davon her, und beweisen mithin die Achtung derselben wider diese Krankheit noch mehrers. So sollen auch die Landleute einiger Gegenden die aufgedörrten Blätter dem keuchenden und aufgeblähten Vieh unter das Futter zu mengen pflegen, sich selbst aber der frischen entweder allein, oder mit Salz bedienen, wann sie Eckel zur Speise, oder Unverdaulichkeit im Magen spüren. Und Chomel sagt davon, daß sie das Zahn- und Ohrenweh bezähmen, so sie zerrieben in die Ohren gesteckt werden. In kalten Fiebern, besonders dem viertägigen, und überhaupt allenthalben, wo bittere Dinge nutzlich sind, will man sie ebenfalls für dienlich preisen; auch solle sie gelind laxieren, wann eine starke Dosis des Safts genommen; vorzüglich aber die Monath-Rose kräftig befördern.

Zum äusserlichen Gebrauch scheinet sie noch tauglicher zu seyn, als selbst die Chamillen, wo etwas zu zertheilen, oder ein gespannter Wind-

Bauch

Bauch gemildert werden soll: dann sie hat mehrere Bitterkeit als jene und mithin auch mehr stärkendes, statt des erweichenden. Insonderheit ist sie von jenen noch darinnen unterschieden, daß das grüne Kraut, oder die Blätter des Stengels, eben so kräftig hierzu sind, als die Blumen, welches von dem Chamillen-Laub abermal nicht gesagt werden mag.

§. 145.

Schon wieder aus der vierzehenden Classe, oder dem Geschlecht der Wirtelpflanzen, ist die jetzo folgende Chamädrys. Sie wird im Französischen *Gamandrée* genannt, welches vermuthlich von dem deutschen Nahmen, Gamanderlein, den sie hat, abstammet: Dann das Gegentheil, oder daß die deutsche Benennung sollte von dem Französischen herrühren, wird deswegen niemand leicht behaupten noch glauben wollen, weil es bekannt genug ist, daß diese Sprache viel jünger als jene, und aus dem alt deutschen überhaupt viele Wörter entlehnt habe. Der lateinische Nahme, Chamædrys, hat seinen Ursprung einer übeln Vergleichung mit den Eichen zu dancken: dann er ist daher genommen, weil die Blättlein dieses Pflänzleins mit dem Eichen-Laub eine Gleichheit haben sollen, und bedeutet so viel als eine niedrige Eiche, quercus humilis. Wie gering aber diese Aehnlichkeit sey,

wird ein jeder leicht erkennen, der da jemals bey- de gesehen, und mithin weiß, daß jene Blätt- lein rau im Anfühlen, an Grösse dem Heydel- beer-Laub ähnlich, ovalrund, und tief, aber gleich am Rand gekerbt sind. Mit diesen pran- gen die Stengel reichlich von oben bis unten paar weise, die Lippenblümlein aber stehen am obern Theil zwischen denselben, doch am häuffig- sten gegen dem Gipfel. Sie sind roth, mittler Grösse, und haben keine obere Lippe, oder soge- nannten Helm, es ersetzen aber dessen Stelle die in die Höhe gerichte vorragende Staubfäden. Die untere Lefze ist in fünf Theile gespalten, wo- von der mittelste am grösten und gleich einem Löf- fel vertieft, oder ausgehöhlt ist. Das ganze Ge wächs ist mehr kriechend als aufrecht, daurhaft und treibt aus einer perennierenden Wurzel zu- gleich viele Zweig-reiche Stengel, so daß ganze Waasen davon entstehen, doch erreichen sie sel- ten eines Fuß- sondern mehrentheils nur Span- nen-Länge. Die Blumen-Kelche scheinen mehr aufgeblasen, als viele andere von dieser Classe; mit denen Saamen hingegen, die darinnen bis zur Reiffe beschirmt werden, verhält es sich, wie bey den Lippen- und Wirtelpflanzen durchgehends gewöhnlich ist.

§. 146.

Sie ist in Deutschland an vielen Orten, be- son-

sonders aber in der Schweiz, Oesterreich, Steirmark und Ungarn ziemlich gemein; wächset gern an den Wegen, und an stein- sandig- und gebürgigen Gegenden; ist auch nach Verschiedenheit der Geburtsstelle in einem und anderm Stücke in der Gestalt verschieden: Dann also tragen einige mehr, einige wenigere Blumen; bey einigen bilden sie zu oberst einen Spitz, und stehen gedrungener beysammen, wann sie andere hingegen sparsamer, und nur paarweise zwischen jedem Blätterpaar, aber dabey desto mehrere Blätter, auch zu oberst am Gipfel tragen. Manche haben tief bis auf die mittelste Rippe eingeschnittene Blätter; einige einen starken angenehmen Geruch, doch die meiste gar keinen; zuweilen ist der Kelch eher Röhrlein, in andern aber glockenformig; manche sind anderhalb bis zwey Fuß hoch und wachsen aufrecht. Hierunter gehören also insonderheit auch das Teucrium der Alten mit seinen Arten, hingegen werden billich diejenige Pflanzen davon ausgeschlossen, welche von *Fuchs*, *Clusius*, *Tragus*, *Tabernemontan.* *Mathiol.* *Dodonæus*, *Lonicer*, *Act. Berolinens.* und noch mehr andern, theils unter dem Nahmen, Chamädrys, theils Teucrium, oder wie Lonicer, gemein Gamanderlein Weiblein, zwar hieher gerechnet, aber, da sie vierblätterige regulaire Blümlein,

(flos uniformis tetrapetaloides) fast wie die rothe Hünerdärm, der Gestalt nach, tragen, und ihr Saamen nicht nur in dem Kelch, sondern in einem eigenen Gehäuse verwahrt ist, offenbar aus einem ganz andern, dem Ehrenpreiß Geschlecht sind, und deswegen auch schon von den Gebrüdern Bauhini, den Zunahmen *Spurium* erhalten haben.

§. 147.

In der Arzney wird nur die oben beschriebene halbkriechende Gattung gebraucht. Sie ist daselbst eine Mode Pflanze, und daher in allen Apotheken Deutschlands eingeführt und zu finden. Sie hat auch würklich sehr gute Eigenschaften: Dann sie enthält in ihrer Vermischung nebst bitter alcalisch eröfnendem auch balsamische und zusammenziehende Theile. So ungleich sie daher denen Eichen, wie wir oben gesagt haben, der Gestalt nach ist, so gleich wird sie hingegen ihnen in Ansehuug der Bestandtheile und der Würckung. Sie ist etwas bitter am Geschmack, trocknet, stärket und eröfnet, und wird daher von vielen, besonders Prosp. Alpino und Riverio für abwechselnde kalte Fieber mit Wein angesetzt, hoch geschätzt, ja von Chomelio gar der Fieber-Rinde vorgezogen, weil er sie hierzu bisweilen kräftiger als diese gefunden haben will; Aus eben diesem Grund dienet sie

auch vorzüglich zu Stärkung des Magens und in Blutflüssen, äusserlich aber wider allerley Unreinigkeiten der Haut, als welche sie troknet und heilet, wann ein Brod davon bereitet wird. Desgleichen können auch die bleichsichtige Jungfern, und blöde Naturen, die aufgedunsen, bleyfarbig aussehen, Trost und Hülfe davon erwarten. Zum Eröfnen hingegen, und mithin wider Verstopfung der Lungen, Milz, Leber und Gallengäng und daher rührenden Gelbsucht, Engbrüstigkeit rc. als wofür sie ebenfalls besonders von den Alten gepriesen wird, mag sie nur alsdann etwas ausrichten, wann die Ursache der Verstopfung und der daraus entsprungenen Krankheiten, eine allzugrosse Schlappheit der Gefäßlein ist, worinnen die Feuchtigkeiten rinnen, und deswegen daselbst gestockt sind: Einen grossen Vorzug und Ruhm haben ihr die Alten schon dadurch zuerkannt, daß sie sie in ziemlicher Menge unter den Theriac genommen. Und noch mehr wieder rheumatische Zufälle, Gliederschmerzen, besonders aber wider das Podagra ist sie auch so gar in der Historie bekannt und berühmt worden: Dann also lieset man beym Vesalio von ihr aufgezeichnet, daß die Genuesische Medici derselben Gebrauch Kayser Carl dem fünften wider dieses letzte Uebel angerathen, mit der Versicherung, es sey von vielen, besonders aber

auch von dem Cardinal Doria mit solchem Nutzen gebraucht worden, daß er viele Jahr davon befreyet geblieben sey. Desgleichen solle auch der noch in unsern Zeiten so bekannt und berühmte Französische *Premier*-Minister und Cardinal Fleuri, durch einen aus gleichen Theilen dieser Gamanderlein, des Schlagkräutleins und Osterlucey (*Chamædrys*, *Chamæpitis*, *Aristolochiæ*) verfertigten Thee in Zeit von vier Monaten von diesem Uebel gänzlich befreyet worden seyn. Er trank den Thee täglich dreymal, als Morgens, Abends, und kurz vor schlaffen gehen, jedesmal vier Schaalen voll, und nahm von den dreyerley Kräutern von jeglichem so viel jedesmal darzu, als man mit drey Fingern fassen kann. Zugleich aber nahm er, jedoch täglich nur einmal, Morgens nüchtern ein halb Quentlein von einem Pulver, welches aus eben dergleichen bittern Dingen, als der grossen Aurin, Enzian, Osterluceywurz, und dem Tausendguldenkraut (Rad. Cent. maj. Gentian. Aristolochiæ, Hz. Cent. min.) zu gleichen Theilen bereitet war. Und über dieses reinigte er alle Neumond den Leib mit zwey Loth bitter Salz.

Gleich guten Nutzen und Würkung hat von einem gleichen Pulver und Thee auch ein Kaufmann in Basel erfahren, und Tournefort sagt

von

von einem gewissen Prinzen von Mirandola, daß er ein gleiches stetig zu brauchen pflegen.

So wenig wir nun aber geneigt sind, diese Erfahrungen in Zweifel zu ziehen, noch unserer Gamanderleinpflanze diese wichtige Eigenschaft abzusprechen; für so wichtig halten wir gleichwohl die Erinnerung, welche schon Börhave davon gegeben, daß man vorsichtig damit verfahren und sich hüten solle, es zu gebrauchen, wann die Ursache des Uebels, oder die dasselbe verursachende Schärfe, hitziger Art ist: dann daß das scharfe Wesen in den Säften des Leibs, welches das Podagra erzeuget und gleichsam desselben Urstopf ist, nicht eben sowohl zweyerley Art seyn könne und würklich sey, als bekannter massen dasjenige ist, woraus der Scorbut entstehet, wird wohl niemand zweifeln.

Hingegen wäre ein dünner Thee aus den Blättlein dieses Gewächs sicherer, und mit weniger Bedenklichkeit zu Ersparung der Haushaltungs Kosten, statt des Chinesischen Thee, für gesunde tauglich; da sie alle Eigenschaften besitzt, welche zu einem solchen steten Haustrank erfordert werden, so ist sie auch billich hierzu schon von vielen vorgeschlagen und gebraucht worden. Insonderheit rühmet Hr. Dr. Gohl in Act. Berolinens. zwar eine falsche Gattung, obgleich unter dem Nahmen, *Teucrium verum*, zu die-

sem Gebrauch an. Sie ist, wie schon oben erinnert worden, aus dem Ehrenpreiß-Geschlecht, und soll in Glieder-Krankheiten und scorbutischen Zufällen von besonderer Kraft seyn.

§. 148.

Eine Art von diesem Gamanderlein-Geschlecht ist noch ferner der schon von den Alten so hochbelobte Lachenknoblauch, ob er schon gewöhnlich *Scordium* lateinisch, und also ganz anderst heißt. Die Ursache dieser besondern Benennung rühret im Lateinischen sowohl als Deutschen von dem Knoblauchmässigen Geruch her, welchen diese Pflanze hat, wann die Blätter zerrieben werden. Im Französischen behält sie inzwischen doch am gewöhnlichsten ihren Geschlechts-Nahmen, *Germandrée d'eau*, und der eigene *Chammaraz*, den sie in dieser Sprach gleichfalls hat, wird wenig gebraucht. Diese Benennungen zum Theil zeigen schon an, daß sie eine Geburt feuchter Gegenden sey, und man daher eine solche Stelle auswählen müsse, wann sie in die Gärten gepflanzt werden will, und wohl fortkommen soll.

An den Blättern unterscheidet sie sich am meisten von dem vorhergehenden gemeinen Gamanderlein. Sie sind hier viel länger, weicher, blasser an Farbe und von unten bis zu oberst an Gipfel fast von einerley Grösse und Gestalt;

stalt; an Blümlein hingegen bleibt sie mehrentheils ärmer; wenigstens bilden sie zu oberst niemals eine Aehre, sondern erwachsen nur Paarweise aus den Winkeln der sie fast bedeckenden Blätter. Sie perennieret übrigens eben sowohl als jene, und kriecht mit dem Hauptstengel auf dem Boden, jedoch so, daß sich die zahlreiche Seitentriebe alsdann in die Höhe richten. Der Knoblauch Geruch, verschiedene Geburts Ort und die grössere Weichheit der ganzen Pflanze, sind also nebst der merklich veränderten Gestalt der Blätter, dasjenige, was sie sattsam von den übrigen ihres Geschlechts unterscheidet.

§. 149.

Sie ist in Deutschland so gar selten nicht, doch soll die bestkräftigste in Kandien wachsen. Der Theriac, worunter ein grosser Theil, ja unter allen dessen Ingredientien, am meisten von dieser Pflanze kommt, erhält gröstentheils seinen besondern Geruch davon; und in denen Apotheken hat man nicht nur die gedörrte Blätter in genugsamer Menge im Vorrath, sondern es werden auch unterschiedene andere Stücke daraus bereitet; und über dieses giebt sie noch zu verschiedenen zusammen gesetzten Arzneyen den Grundstopf her.

Unter die ersten gehört das daraus bereitete Extract, die Essenz, und das destillirte Wasser;

wovon das erste mit Wasser und das andere mit Branntenwein ausgezogen, das dritte aber wie ander destillirt Wasser verfertiget wird.

Von den zusammen gesetzten Arzneyen, bey welchen diese Pflanze den Hauptttheil ausmacht, ist über schon gedachten Theriac, besonders noch die hievon den Nahmen führende Lattwerg (*Elect. Diascordii*) und die sogenannte Stahlische *Ess. Alexipharmaca* berühmt. Unter den Theriac und die Diascordien-Lattwerg wird sie als ein Pulver, und also nach ihrer ganzen Substanz, oder allen ihren Theilen gemischt; die übrigen daraus verfertigten Arzneyen aber enthalten nur einen Theil derselben; die beyde mit Branntenwein ausgezogene Essenzen, den harzig brennbaren; das mit Wasser ausgezogene Extract den gummi-salzig-schleimigen und das destillirte Wasser den flüchtigen, oder denjenigen Theil, der den Geruch verursacht.

Wir lernen hieraus, daß es nicht gleichgültig sey, welches von diesen Stücken man zum Gebrauch auswähle, weil nicht zu vermuthen ist, daß alle Theile dieser Pflanze, woraus sie zusammen gesetzt, einzeln genommen eben dasjenige würken sollten, was sie gemeinschaftlich verrichten und davon bekannt ist. Auch lässet sich mit völliger Gewißheit nicht bestimmen, welcher von obgedachten, ausgezogenen und von den übrigen

ab-

abgesonderten Theilen, das meiste zu der Würkung beytrage; noch auch, ob dieselbe nur in einem Theil zu suchen, oder ob nicht vielmehr alle zusammen helfen müssen, wann die bekannte und erwartete Würkung erfolgen soll. Man thut daher jederzeit am sichersten, man wähle den letzten Weg, das ist, man brauche die ganze Pflanze, entweder als ein Pulver, oder Lattwerg.

§. 150.

Am Geschmack ist sie sehr bitter und in ihrem innern Gestalt besitzt sie nebst diesem balsamischen, noch ein scharf flüchtiges, dem Knoblauch ähnliches Salz. Die vorzüglichste Eigenschaft, welche ihr schon von den Alten beygelegt worden, und die Erfahrung gewisser massen bis auf den heutigen Tag bestätiget hat, ist daher diese, daß sie der Fäulung kräftig widersteht; dieses soll zuerst, wie Galenus bezeugt, dadurch entdeckt worden seyn, als man wahrgenommen, daß einige Todten-Cörper, welche an Stellen gelegen, wo diese Pflanze häuffig gewachsen, nicht gefault sind. Aus diesem Grund ist sie in allen Krankheiten und Zufällen für tauglich geachtet worden, die eine schnelle Fäulniß begleitet. Wider Brand, Pest und Gift wurde sie vorzüglich angepriesen, und nächst diesem auch wider bösartige, hitzige Fieber. Es ist gewiß, sie treibet Schweiß, weil sie, wie alle bittere

Dinge mehrentheils pflegen, erhitzet. Daß sie aber eben deswegen in der Pest und andern bösartigen hitzigen Krankheiten nicht viel Nutzen schaffen kann, scheinet eben so gewiß zu seyn. Niemand darf sich auch dahero wundern, daß ihr Gebrauch zu diesem Endzweck schon längstens ausser der Mode kommen ist: dann es geschiehet ihr dadurch kein Unrecht, weil zur Heilung dieser schnell um sich wuchernden Uebel, noch viel ein mehrers, als nur Schweiß und Ausschlag zu erregen, erfordert wird. Es wird zwar dadurch etwas von dem giftigen Wesen, welches anfänglich die Säfte des Leibs in eine zur Faulung abzielende Gährung gebracht, an die Oberfläche des Leibs ausgeworfen, und mithin abgesondert; aber da die Gährung auch zugleich durch die Erwärmung vermehrt wird, diese aber die Gebährerin jenes schädlichen giftigen Wesens ist, so muß nothwendig aus Uebel ärger werden. Diese Wahrheit wird denen ganz klar seyn, die da wissen, daß ein jeder, auch der gesundeste Mensch sein heimlich Gift beständig bey sich im Leib verborgen trage, und dasselbe nicht erst aus der Luft dahin gebracht werden darf, sondern von daher nur den ersten Zunder, um es mittelst der dadurch alsdann entstehenden Gährung auszuwickeln, nöthig habe. Wie wenig, fast aus gleichem Grund, wider eingenommenes, insonder-

heit

heit ätzendes Gift, dieses erhitzende vermeintliche Widergift vermöge, haben wir schon in diesem Spatziergang bey Gelegenheit der Wolfsmilch und des Schirrlings zum Theil gezeigt, theils erhellet es noch mehr daraus, weil, da die Hülfe hier allein durch einen vermehrten Schweiß und dadurch verschafte Austreibung des vermeintlichen Gifts aus dem Geblüt geschehen müßte, man gewiß viel zu spät mit derselben kommen würde, wo es einmal bis dahin gelanget.

Um so viel gewisser und stärker hingegen ist die Kraft dieser Pflanze wider den Brand, oder angehende Fäulung und Absterbung der festen Theile in den äussern Gliedern, oder wann die Arzney an das schadhafte Glied unmittelbar selbst applicirt werden kann. Nicht nur vieler berühmten Aerzte neuerer Zeiten, sondern auch unsere geringe eigene Erfahrung hat uns hievon sattsam überzeuget; jedoch muß auch hier, wie in allen Sachen, ein Unterscheid gemacht, und die rechte Art getroffen werden. Also würde es wenig nutzen, wann man den bereits schon gänzlich in Fäulung gerathenen stinkend-brandigen Theil, mit diesem, oder dergleichen balsamischen Dingen beitzen wollte, aber alles können ausgerichtet, und dem weiter kriechenden Brand vortreflich gesteuret werden, wenn man es dem rings umher nächst anliegenden, blassen, kalten, unem-

unempfindlichen und halb todten applicirt: Dann hiedurch werden die stockende Feuchtigkeiten in Bewegung gebracht, die Reitzbarkeit der Fasern erweckt, der Einfluß der Lebenssäfte wieder herbey gelockt, daß das halb-Erstorbene Leben und Wärme empfangt, und mithin das ganze Faule, Todte, durch ein an dem Rand erregtes Eytern von sich absondern kann. Hierauf beruhet, wo nicht alles, doch das meiste der Brand-Cur, erfolgt aber nimmermehr, wann das Faule selbst mit hitzig-balsamischen, und das angränzende mit kühlen Mitteln besorgt wird: Dann vielmehr geht hier alles contrair; das Faule, dessen Absonderung so höchst nöthig ist, verhärtet dadurch, und bleibt mithin nur desto länger; das übrige aber verliehrt das noch wenige Leben gänzlich, und muß mithin theils dadurch, theils durch die Ansteckung des noch nicht abgesonderten Faulen, endlich gewiß auch verderben, und sich also der Brand immer weiter ausbreiten. Wir melden dieses unsern deutschen Wundärzten zu lieb, weil wir wissen, daß der meiste Theil, aus Mangel der nöthigen Einsicht in die Würkungen der natürlichen Cörper und derselben Verhältniß gegen einander, es hierinnen versehen, und daher selten, weil sie gröstentheils auf eben die nemliche Weise, deren Schädlichkeit wie hier angezeigt, in der Cur verfahren,

fahren, dasjenige ausrichten, was sie könnten nnd sollten. So lobenswürdig sich also diese Lachenknoblauch-Pflanze hierinnen verhält, so nutzbar ist sie noch ferner in verschiedenen andern Gebrechen. Ihr bitter balsamisches und doch zugleich scharfes Wesen macht, daß sie dem Ungeziefer vorzüglich gefährlich wird. Nicht nur ist sie daher vermögend, die Würme bey Kindern zu tödten, sondern Brassavola hat auch ein gleiches bey Pferdten angemerkt, und meistens eine unter ihnen aus dieser Ursache entstandene herrschende Seuche dadurch geheilt gesehen; ja es sollen selbst, wie Zorn sagt, die Motten von den Kleidern können abgehalten und vertrieben werden, wann man ein Büschelein darzu lege. Die Kraft des gemeinen Knoblauch wider die Würme ist so bekannt, daß niemand leicht sie in Zweifel zieht. Dieses kann unserer Pflanze zur Bestätigung des erstgesagten dienen, da sie in ihrem Gehalt so viele Gleichheit mit jenem hat. In denen Krankheiten der Lunge, besonders derselben Geschwüren, wird ihr Gebrauch gleichfalls von vielen angerathen und selbst von Hrn. von Heller bezeuget, daß sie in seinem Vaterland hierzu in grossem Ruf und Ruhm stehe. Sie soll die Geschwüre reinigen, des Eyters Reiffe und seinen Auswurf befördern. Und wer wollte ihr diese Eigenschaft gern absprechen

wollen,

wollen, da sie auf dasjenige, was wir von der Kraft wider den Brand schon gesagt haben, so wohl passet? Bey angehender Wassersucht, Aufgedunsenheit und Bleyfarbe ist ihre gute Hülfe nicht minder wahrscheinlich: dann so gewiß es ist, daß sie stärket, erwärmet und trocknet; so gewiß ist es auch, daß sie zertheilt, eröfnet, und die Absonderung der im Leib schädlich verhaltenen Feuchtigkeiten nicht nur durch den Schweiß, sondern auch, dem Knoblauch abermals gleichformig, durch den Urin befördert.

§. 151.

Die beste Art des Gebrauchs ist innerlich entweder der ausgepreßte Saft, wo die Pflanze frisch zu haben, oder als ein Pulver mit warmer Brühe eingenommen, oder unter Honig gerührt. Zum äusserlichen Gebrauch wieder den Brandt kann man ebenfalls das Kraut zu einem groben Pulver stossen, etwas Myrrhen und Salz darunter mischen, mit starkem siedheissem Wein zu einem Brey anrühren, und so warm als es zu leiden über den halb todten Theil, in zarte Leinwand eingeschlagen, appliciren. Es muß aber hierauf stündlich wieder erneurt, und das ganz Faule mit einem Digestiv (warm gemachter Venedischer Terbinthin allein ist fast hierzu das beste) versorgt, vorhero aber scarificirt und der Rand mit etwas ätzendem gedupft werden.

§. 152.

§. 152.

Da aber diese Pflanze an wenig Orten von selbst wächset, gleichwohl aber in vielerley Gebrechen, wie wir jetzo gehört haben, von besonderm Nutzen ist; so wäre es für die Hauswirthschaft kein geringer Vortheil, wann eine andere gefunden würde, die ihre Stelle vertreten könnte. Eine solche hat der gütige Schöpfer auch würklich vielen Ländern, wo jene gar nicht wächset, als zum Ex. dem Würtenbergischen, im Ueberfluß gegeben. Es ist die Alliaria, oder das im Deutschen also genannte Knoblauchkraut: Dann nicht nur hat sie den Knoblauch Geruch noch viel stärker als jene, sondern ihre Heilskräfte sind auch eben dieselbe erfunden worden. Also hat ihr nicht nur Hildanus wider den Brand, und Chomel wider krebshafte Geschwüre, grosses Lob beygelegt, sondern auch Börhave sie in beyden Fällen aus eigener Erfahrung bestens angepriesen. Und doch ist sie in denen Apothecken gar nicht bekannt und aus einem ganz andern Pflanzen-Geschlecht, weil ihre Bildung gar nichts ähnliches mit jener hat. Sie erwächset mit aufrechten anderhalb bis zwey Fuß hohen Stengeln; hat breite, runde, vornen zugespitzte, am Rand ausgehackte Blätter; am Gipfel viele weisse, regulair gebildete, aus vier runden Blättlein bestehende

hende Blümlein beysammen, welche ihren Saamen in einer kleinen länglichten Schotte tragen. Sie ist also, mit einem Wort denen Garten-Nachtviolen, Hesperis, in der Bildung fast vollkommen gleich, gehört daher zur zwanzigsten Classe, oder unter die vierblätterige Schottentragende Blumen (herbæ tetrapetalæ siliquosæ) und wird von einigen selbst unter die Nachtviolen gezählt, oder *Hesperis allium redolens* genannt. Sie ist also von obigem Lachen-Knoblauch gar wohl zu unterscheiden, obwolen beyde fast einerley Nahmen im Deutschen haben, und einerley Wachsthums Stellen lieben. Diese Gleichheit des Nahmens und Geruchs sowohl, als auch ihre übereinstimmende Würkung, giebt uns hier Anlaß ihrer zu gedenken, damit, was das erste anbetrift man sie gleichwohl zu unterscheiden wisse, und in Ansehung des andern, sich nicht scheue, sie zum Gebrauch anzuwenden, an Orten, wo die Natur jene versagt hat, und mithin mit grössern Kosten und manchmal schon veralteter Kraft aus fremden Ländern zum Schaden der Haushaltung erst hergebracht werden muß, da man doch dieses umsonst und gleichsam vor der Nasen stehen hat.

§. 153.

Aus eben dieser zwanzigsten Classe der Pflanzen-Ordnung ist auch das zum Arzney-Gebrauch

zwar

zwar unbekannte, aber in der Küche desto brauchbahrere so genannte Pfefferkraut, *Piperitis*, *Lepidium*, lateinisch; *Passerage* französisch. Es gehört zu dem Geschlecht der hitzigen Scharbock-Kräuter und wächset in Deutschland nirgends wild, oder von selbst, wohl aber in Engelland. Die Stengel werden fast Manns hoch, stark, haben oben viele kleine Zweige, welche eine Menge kleine, ganz weisse Blümlein enthalten. Sie sitzen an buschigen Sträußlein beysammen; haben vier ins Creutz stehende Blättlein, nach deren Verwelkung ein kleines platt ovalrundes Saamengehäuß folget, welches in der Mitte durch eine senkrechte Scheidwand in zwey Kammern abgetheilt, von Rajo aber dem Spitz einer Lanze verglichen wird. Weil also die Gestalt dieser Saamen-Behältnisse nicht Schottenformig ist, so gehört die Pflanze zur zweyten Ordnung gedachter zwanzigsten Classe.

Die unterste Blätter, welche, ehe der Stengel geschossen, im Frühling sehr zahlreich herfür wachsen, sind ansehnlich, fast wie die Blätter der Citronen-Bäume, breit-lang und gegen vornen langsam und stumpf zugespitzt; am Rand aber subtil gezähnt. Diejenige am Stengel hingegen sind lang und schmal und haben am Rand keine Zähne, noch irgend einen Einschnitt.

§. 154.

Sie perennieren und zwar dergestalt mächtig, daß man wohl thut, wann sie in Gärten an einen abgelegenen Ort gepflanzt werden, damit sie nicht so viel Raum überlauffen können. Am Geschmack sind diese Blätter unter allen Scharbockkräutern am rässesten, und brennen fast wie Pfeffer, dessen Nahmen diese Pflanze deswegen erhalten hat. Ihre Arznenkräften sind daher nicht geringer als diejenige des Löffelkrauts und des Senfs, wovon im fünften Theil das nöthigste gesagt worden; und der hauswirthschaftliche Nutzen besteht hauptsächlich darinnen, daß man die Blättlein in zarte Striemlein zerschneidt, und sie also mit Essig und Oel zum Fleisch genießt, oder unter andere kühlende Salate, statt des Gewürz mischet.

Sie soll dem Magen besonders wohl bekommen, denselben stärken, die Dauung der Speisen befördern, die dicke zähe Feuchtigkeiten, sowohl daselbst als im ganzen Leib kräftig zertheilen, den Urin treiben, und überhaupt allenthalben dasjenige ausüben, was von andern Gewürzen, bey denen das ölicht hitzige und brennende mit einem scharffen Mittel-Salz vereiniget ist, zu erwarten stehet.

Da die Wurzeln, deren sie sehr viele und lange treibt, eben so gewürzhaft scharf sind, so könn-

könnten sie gedörrt und zu Pulver gemahlen füglich die Stelle des viel theurer Pfeffers vertreten, und also abermal die Ausgaben der Haushaltung dadurch verringert werden. Eben dieselbe sollen auch, wie Sebizius sagt, ein besonder kräftiges Mittel in schweren Geburten seyn, und sowohl als die Blätter, wenn sie unter Schmer, oder Butter gemischt werden, wider das Hüftweh dienen.

§. 155.

Doch wir mögen uns mit Erzählung dergleichen Dinge um so weniger länger aufhalten, da wir schon bey andern Gelegenheiten mehrmalen gezeigt, worinnen die Würkung solcher hitzigen Pflanzen bestehe, und in wie fern sie, besonders zur Geblütreinigung, oder wider den Scorbut, tauglich seyn; eilen daher, vielmehr noch ein und anderes Kuchen- und Gartengewächs dieses Monats aufzusuchen.

Hier fällt uns seiner hohen Stengel wegen, sogleich der Dragun unter die Augen und Hände. *Draco herba*, oder *Dracunculus esculentus* wird er im Lateinischen, und *Estragon* im Französischen genannt. Es siehet dieses Gewächs eher einem zarten Strauch als einer Pflanze gleich: dann seine Stengel erreichen oft mehr als Mannshöhe, doch verwelken sie, oder sterben alljährlich ab, und die Wurzel treibet im

Frühling jedesmal wieder frische herfür. Sie sind mit Nebenzweigen, besonders an der obern Hälfte reichlich, und dicke mit noch mehrern, wechselweiß stehenden, glänzen Blättlein besetzt. Die Blättlein sind ganz schmal, ohne Einschnitte, ausgenommen die unterste, als welche bisweilen getheilt sind, und sehen denen des Leimkrauts, oder der Hyssopen ganz gleich. Zwischen denselben wachsen an dem obersten Theil, sowohl des Hauptstengels als der Seitentriebe, kleine, ganz unscheinbare Blümlein, fast auf die Weise, wie bey der Stabwurz, Abrotanum, und dem Wermuth, Absynthium; wie dann auch deswegen Tournefort diese Pflanze unter das Geschlecht jener gezählt hat. Nach der Weise und Einleitung unsers Ragi gehört sie zu der zweyten Ordnung der achten Classe, das ist unter diejenige, deren Blumen aus vielen kleinen in Form einer Scheibe zusammen gehäuften Sternblümlein bestehen, aber am Rand weder mit Strahlenformigen Blättlein, non radiati, eingefaßt sind, noch am Saamen Wolle tragen.

§. 156.

Diese Stauden-Pflanze grünet den ganzen Sommer durch, ist aber nicht gar häuffig anzutreffen und die einige ihres Geschlechts; doch ist sie perennierend, und läßt sich leicht durch

Thei-

Theilung ihrer Wurzeln, wie auch mittelst junger Sprößlein und Zweige fortpflanzen, ja vermehrt sich wohl von selbst durch ihre kriechende Wurzeln sehr gern und stark, wann ihr nicht gesteurt wird. Sie muß aber des Winters für Frost, und im Sommer für allzustarker Hitz bewahrt werden, und daher einen etwas feuchten, schattigen Ort und gut Erdreich haben. Sie wird *Draco herba* genannt, zum Unterscheid eines gewissen Baums aus dem Palmen-Geschlecht, welcher auch *Draco* heißt, und aus dessen Stamm das sowohl in der Arzney- als Mahler-Kunst bekannte Drachenblut, als ein rothes Harz fließt. Es soll dieser Baum häuffig auf den canarischen Insuln und Madera wachsen, sehr groß und hart werden, doch vom Saamen leicht aufgehen. Börhave hat ihn *Palma foliis longissimis pendulis absque ullo pedunculo ex caudice glabro enatis*, genannt; andere hingegen nennen ihn *Palma prumifera foliis juccæ*, womit auch die Beschreibung des Clusii übereinstimmet: dann dieser sagt, und die dabey gezeichnete Figur beweiset es noch mehr, er habe Ellen langes, Zoll breites, wie ein Dolch zugespitztes, den Blättern der Igen gleichendes, aufrechtstehendes Laub, welches gleich dem Tangelholz den ganzen Sommer und Winter grüne, übrigens aber nur aus den Gipfeln der obersten

Zweige eines aus und neben dem andern, auf Art der Aloe, herfür treibe, der Stamm sey dick, rau, von vielen Ritzen und bis zu oberst ganz ohne Zweige; hier aber am Gipfel treibe er auf einmal acht bis neun derselben. Diese seyen Ellen lang, von gleicher Höhe, ebenfalls ganz bloß und ein jeder oben in drey bis vier andere ferner getheilt, die eben so lang und Arms dick seyen; aus deren äussersten Enden erst alsdann die obgemeldte Blätter zu ganzen Buscheln herfür brechen. Die Früchte aber seyen wie kleine Kirschen, gelb und sauerlecht. Man siehet, daß diese Beschreibung auf die Börhavische Benennung gar nicht passet. Es ist daher zu vermuthen, daß es mehr als nur einerley Baum seyn müsse, aus welchen dieses rothe Harz fliesset, eben wie bey uns der Terbinthin und das Bech auch aus mancherley Bäumen bereitet wird.

Das, was Kempfer von der Zubereitung der allerfeinesten Gattung dieses Harz aus den Früchten eines Ostindianischen sehr stachlichten Baums sagt, scheinet wenigstens diese Muthmassung zu bestärken. Noch wird ferner unserer Dragun-Pflanze der Beynahme *Esculentus* gegeben, welcher davon herrührt, weil sie in der Kuche gebraucht wird, und abermals deswegen geschehen ist, um sie hiedurch von andern wild-

wildwachsenden gleiches Nahmens zu unterscheiden.

Nur in wenigen Apothecken ist sie zu finden, aber zum ordentlichen Arzney-Gebrauch nicht eingeführt; Gleichwohl war sie schon einigen Arabischen Aerzten nicht unbekannt, und in Engelland wurde sie ehemalen nach dem Zeugnisse Lobellii, besonders bey herrschenden ansteckenden Krankheiten, und wie Philipp Miller sagt, auch in der Kuche fleissig genutzt, welches aber jetzo ebenfalls ganz ausser der Mode gekommen seyn solle. In ältern Zeiten hat man dafür gehalten, diese Pflanze werde aus dem Leinsaamen, wann solcher in einen Garten, oder Meerzwiebel, oder einen Rettich gesteckt, und so zusammen in die Erde gelegt werde, erzeugt. Man ist von diesem Weltalter fabelhafte und unbegreifliche Begebenheiten gewohnt, und wundert sich daher so sehr nicht darüber; wann aber der schon in erlauchtern Zeiten gebohrne Lobelius denen die diesem Mährlein aus der Erfahrung widersprochen haben, ebenfalls widerspricht, und es noch ferner für Wahrheit gelten lassen will, ob sein Beweis gleich nur auf die Erfahrung und das Vorgeben anderer sich gründet, so ist es viel wunderbahrer.

§. 157.

Ihr Geschmack ist gewürzhaft und etwas

scharf, doch auch mit einiger Süssigkeit verknüpft, und daher vollkommen Saiffenartig. Wann die Blättlein gekaut werden, ziehen sie Speichel; der Geruch aber ist angenehm. Aus dieser Ursache ist sie schon längst in der Kuche zu allerley Brühen und eingemachten Sachen, dem Rosmarin gleich, besondes zum Einmachen der kleinen Cucumern, wovon man die besten aus Nürnberg bringt; desgleichen unter kühlende Salate als ein leichtes, wohlgeschmackes, und doch nicht allzusehr erhitzendes Gewürz, mit Nutzen gebraucht worden. Hier haben wir also abermal eine Art eines, wo nicht innländischen, doch bey uns gar gern wachsenden Gewürz. Sie ist aber auch eine gute Arzney. Schon aus dem, was durch den Geruch und Geschmack von ihren Eigenschaften erkannt werden kann, ersiehet man, daß sie eine trocknende, erwärmende, und wegen dem Saiffenartigen auch stark eröffnende Kraft habe. Sie hat also hierinnen von den meisten andern Gewürzen, die nur allein erhitzen, oder stärken, etwas besonders, und kann daher nicht nur eben sowohl als diese, die Dauung befördern, Appetit erwecken, die Winde zertheilen, sondern über dieses auch noch den Urin und Schweiß treiben, das Geblüt reinigen, dem kalten Scharbok widerstehen, die verstopfungen der Eingeweide auflösen, Engbrüstigkeit

keit von zähem Schleim und die Bleichsucht der Jungfern wegnehmen: dann es ist gewiß, daß zu allem diesem keine Arzneyen tauglicher seyen, als diejenige, bey welchen ein öhlicht erhitzend- und stärkendes Wesen mit einem reichlichen Mittel, oder Saiffen-ähnlichen Salz genau vereiniget ist.

§. 158.

Hier im Garten treffen wir nunmehro auch den sogenannten Garten-Saurampfer mit den runden Blättern an. *Acetosa hortensis rotundifolia.* Er wird sonst auch der Französische genannt, und zum Gebrauch der Kuche den übrigen allen vorgezogen. Seine Blätter sind saftiger, grösser und runder, als die meisten der wildwachsenden Arten; doch enden sie sich am Stiel mit stumpfen hackenformigen Flügeln. Und von der wildwachsenden gemeinen Wiesen-Gattung hat man angemerkt, daß wann sie in die Gärten gepflanzt wird, ihre Blätter ebenfalls sehr ansehnlich und fett werden. Ihre Wurzeln kriechen stark um sich, und schicken sich daher sehr wohl, sie mittelst derselben zu vermehren. Die Blümlein sind nicht so zahlreich am Stengel, als bey den wildwachsenden; das übrige aber sowohl in der Bildung, als Arzney- und Haushaltungs-Nutzen, ist mit denselben vollkommen einerley. Es ist hievon alles nöthige

schon im zweyten Theil, siebenden Spaziergang auf eine Wiese im Aprill, §. 35. bey Gelegenheit der Wiesen-Art, und im fünften Theil, dreyzehenden Spatziergang auf Fruchtfeldern im Mayen, §. 10. 2c. aus Veranlassung der Aecker-Gattung gesagt worden. Wir gedenken daher hier nur noch des einigen, was Hr. von Rohr von der Asche der Saurampfer überhaupt sagt, uns aber sehr merckwürdig geschienen hat. Es sollen mittelst derselben die Dinten-Flecke aus der weissen Wäsche, oder leinenem Geräth ausgezogen werden können. Von dem Saurklee-salz, welches aus dem Saft des Saurklee durch einkochen und crystallisiren bereitet wird, wie auch von anderm Sauren e. gr. dem Zitronensaft 2c. ist diese Würkung bekannt genug; Aber ganz was anders ist die Asche, die von dergleichen saurverbrannten Dingen zurück bleibt: dann diese enthält gewöhnlich bey andern Pflanzen nur ein laugenhaftes und mithin dem Sauren just entgegen gesetztes Saltz. Es würde also diese Erfahrung, wann sie gewiß ist, beweisen, daß entweder das Saure in dieser Pflanze an sich selbst Feurfest, fixum, oder durch die Vereinigung mit dem Laugenhaften darzu gemacht worden sey, welches beydes bisher, weil es wider die Erfahrung gestritten, nicht hat zugegeben werden wollen; anerwogen, was das erste betrift, in der

Na-

Natur noch keine dergleichen Säure gefunden worden ist; im andern Fall aber, man nicht nur die Præexistenz, sondern auch vollkommene Activität des laugenhaften Salzs schon in der Pflanze selbst zugeben müßte, welches abermal, besonders der letzte Satz, vielen Widerspruch leidet. Der Herr Autor hat also hierunter vielleicht das Saurampfer- oder Saurklee-Salz verstanden, und ist der Meinung gewesen, es werde, wie die Salze mehr anderer Pflanzen, aus der Asche ausgelauget.

§. 159.

Deßgleichen finden wir erst jetzo in diesem Monath in denen Gärten auch die sogenannte Garten-Scharlach, *Sclarea hortensis, Horminum sativum*: dann sie blühet um einen Monath später, als die gemeine Wiesen-Gattung. Wir übergehen sie aber hier gleichfalls gänzlich mit Stillschweigen, weil wir im sechsten Theil, siebenzehenden Spaziergang, auf eine Wiese, bey Gelegenheit des Wiesen-Scharlach mit den blauen Blumen, schon das nöthigste auch von dieser gesagt haben, und wir uns nicht gerne, ihres widrigen und den Kopf betäubenden Geruchs wegen, länger bey ihr aufhalten mögen.

§. 160.

Haben wir jetzo an der Saturey, Dragun, Pfefferkraut und Saurampfer etliche Pflanzen

zen gehabt, die nur den Geschmack der Speisen zu verbessern vermögen, so finden wir jetzo ein paar, die selbst als Speise gebrauchr, so vortreflich gesund, nahrhaft und delicat sind, daß zu wünschen wäre, sie würden auch bey uns in Schwaben, wie in einigen andern Provinzen Deutschlands geschiehet, zu diesem Gebrauch häufiger gepflanzt. Man darf sie nur nennen, so kennt sie schon jedermann, wo nicht die ganze Pflanze, doch derselben Wurzeln. Es sind die Scorzonern uud Artivivi; *Scorzonera* und *Tragopogon sativum.* Man sollte daher fast hoffen können, eine weitere Anzeige ihrer Bildung sey hier abermal nicht nöthig, wir würden dieses zu thun auch würklich unterlassen, wann wir nicht aus der Erfahrung wüßten, daß selbsten viele von denjenigen, die die Wurzeln alle Wochen als Speise mit Vergnügen geniessen, dennoch das übrige der Pflanze ganz und gar nicht kennen. Die erste hat ihren Nahmen von dem Catalonischen Wort, *Escorso*, welches eine Viper oder Schlange heißt, und im Deutschen sowohl als Französischen das Bürgerrecht erhalten hat; daher auch verdollmetscht Viperngras und Schlangenkraut genannt wird.

Beyde gehören unter die erste Gattung der zusammen gesetzten und von Natur gefüllten Blumen, oder unter die sechste Classe und diejenige,

welche

welche viel Blatt-längliche, Zungenförmige, in einem Kopf mittelst eines gemeinschaftlichen Kelchs gesammelte Blättlein haben, und einen Milch-Saft besitzen. (planipetalæ lactescentes) Sie sind also wohl unter sich selbst, als mit den Habich-Kräutern, dem Lattich ꝛc. nahe verwandt.

Da wir aus dieser Classe schon so manche, theils in der Küche, theils zum Arzney-Gebrauch, theils auch in beyder Absicht zugleich, höchst nützliche Pflanzen gefunden, so giebt uns dieses Gelegenheit, hier überhaupt zu bemerken, daß alle derselben Bürger, gleichwie in ihrer Bildung, also auch Würkung und Nutzen viele Gleichheit miteinander haben, dieser aber zur Nahrung für Menschen und Vieh besonders groß und wichtig sey.

Die Scorzoner erwächset über Ellen hoch, der Stengel theilet sich in etliche Nebenzweige, die ohne Blätter bleiben, und am Gipfel eine einige grosse gelbe Blum von schon gedachter Art herfür bringen. Hierauf folget ein mit Wollflügeln versehener Saamen. Der Kelch derselben ist glatt, lang, eng, und aus lauter ziemlich grossen, Schuppenmässig übereinander passenden Häuten zusammen gefügt. Die Blätter sind Spannenlang, glatt, ohne Einschnitte, in der Mitte nur eines Zoll breit, mit einem nur halb so breiten Anfang

fang und noch viel schmälern, langsam aber scharf zugespitzten Ende.

§. 161.

Hierinnen, an den Blättern und dem Kelch, unterscheidet sie sich hauptsächlich von der zweyten, der Artivivi: dann diese ist nichts anders als eine zahme oder Garten-Art des schon im zweyten Theil, siebenden Spaziergang, auf eine Wiese im April §. 36.-44. hinlänglich beschriebenen und auf allen wohlgedungten Wiesen häufig wachsenden Bocksbart, *Tragopogon*. Sie hat also keinen schuppigen Kelch noch breite Blätter, sondern jener besteht aus vielen schmalen Strahlen, welche unten zusammen hangen, oben aber, um die flach geöfnete Blume allenthalben zu fassen, weit aus- und voneinander gebreitet, und dabey so lang sind, daß sie selbst, besonders bey dieser Garten-Art, über die Blumen-Blättlein, hinaus ragen. Diese hingegen, die Blätter sind nur ganz schmal, wie Gras oder Lauch, und doch dabey eben so lang als die der Sporzonern. Unsere Artivivi oder zahme Gattung unterscheidet sich ferner noch von den Scorzonern uud der wilden Art ihres Geschlechts, dem Bocksbart, darinnen, daß sie keine so grosse vollgefüllte noch gelbe Blumen, wie jene beyde, sondern viel kleinere, gleichsam nur einfache von violet röthlicher Farb trägt.

§. 162.

§. 161.

Beyde haben lange, perrennirende, gerade Wurzeln, welche aber meistens nur ein paar Jahr, oder bis sie verblüht, dauren, doch können sie so wohl dadurch als durch den Saamen fortgepflanzt werden. Wo man aber die Wurzeln zur Speise pflanzet, da müssen sie aus dem Saamen gezogen, nicht zum blühen, noch länger als ein Jahr im Boden gelassen werden, sonsten werden sie holzig. Auch soll man sie nicht versetzen, sondern an dem Ort, wo sie hingesäet worden sind, stehen lassen: dann, weil sie ganz gerade Wurzeln treiben, so werden sie beym Versetzen leicht unten abgebrochen, dadurch aber verursacht, daß sie nachhero nicht mehr in die Länge treiben, sondern verschiedene Nebenschossen machen, welche lange nicht so schmackhaft und beliebt sind, als die schöne geraden. Man verfährt daher am besten, wann der Saamen im Frühling auf ein Feld von leichter Erden, in Schuhweit voneinander stehende, mit der Schnur gezogene leichte Furchen gesäet, mit leichter Erde, aber nicht dick bestreuet, und wann er aufgegangen, da, wo es zu dick, durch Ausraufung der übrigen so verdünnert wird, daß jegliche Pflanze von der andern wenigstens sechs Zoll entfernet sey. Jätet man nun das Unkraut den Sommer über fleissig aus, so bedürfen sie keiner weitern Wart mehr, und können sodann im Herbst,

wann

wann die Blätter welk werden, die Wurzeln ausgezogen, oder auch wohl den Winter über bis im Frühling im Boden gelassen werden, und so nach Gelegenheit des Haus-Gebrauchs nach und nach genutzt werden Wo man hingegen Saamen benöthiget ist, da läßt man bis aufs künftige Jahr einige Wurzeln stehen, so kommen sie schon zu Anfang des Sommers, in diesem Brachmonath zur Blüthe, und frühzeitig gegen den Herbst zum Saamen.

Das rechte Vaterland der Scorzonern, oder, wo sie als einheimisch zu Hause sind, soll Spanien seyn; die Artivivi hingegen stammen aus Italien ab, und sind in Frankreich unter diesem Nahmen schon von den ältesten Zeiten her bekannt. Die Wurzeln der erstern sollen in ihrem Vaterland viel aromatischer seyn als bey uns. Die viel wärmere Witterung kann dieses auch gar wohl bewürken, da bekanntermassen selbst die aromatische Gewächse bey uns, in einem warmen Sommer viel penetranter riechen, und bey ihrer Zergliederung vielmehr aromatisch-brennbares Oel geben, als wann der Sommer kalt gewesen; auch die hitzigste Gewächse nur in den heissesten Ländern wachsen, und selbst das Tangelholz bey uns in einem hitzig sandigen Grund viel besser gedeihet, und mehr Harz giebt als in einem lettigen, feuchten. Es ist sich daher nicht zu verwundern, daß diejenige

nige Schriftsteller, welche nur die Spanische Gattung gekannt, und in einem Sæculo gelebt haben, in welchem erhitzende Dinge vorzüglich für die beste wider Gift gehalten wurden, auch diese Pflanze wider die Pest, bösartige Fieber, hauptsächlich aber auch, ja mit so grosser Zuversicht wider das Gift der Schlangen gepriesen, daß sie ihr nicht nur einstimmig den Nahmen davon geschöpft, sondern auch, wie beym Manardo zu lesen, dafür gehalten, daß ihre Kraft hiewider so groß sey, daß, wenn man eine Schlange oder Viper mit dem Saft nur berühre, sie davon so betäubt werde, daß sie halb todt scheine, und wenn man die Hände mit diesem Saft angenetzt habe, sie ohne die geringste Gefahr angegriffen und darinnen gehalten werden könne, aber alsbald gar ersterbe, wann man ihr etwas davon eingiesse; diejenige hingegen, welche davon gebissen worden, alsbald wieder genesen, wenn sie diese Wurzel oder derselben Saft geniessen, auch selbst alsdann, wann sie schon geschwollen gewesen seyen.

§. 163.

Ob nun aber gleich unsere deutsche Art dergleichen grosse Kraft gar nicht besitzt, auch fast gar nichts aromatisches enthält, so ist sie doch nichts destoweniger, unter die Zahl der nutzlichsten Gewächse zu rechnen; doch sind es bey der Scorzoner nur die Wurzeln allein, die diesen Ruhm ver-

dienen: dann diese sind voll eines milchigen, süß-lechten Safts; ihr Fleisch ist zart, schleimig, schmack- und nahrhaft, widerstehet und dämmet alle Schärfe und Hitze, und kann daher, nebst dem, daß der Leib dadurch ernähret wird, auch als eine Arzney, besonders denjenigen dienen, die ein scorbutisch-hitziges, allzu flüssig, gallichtes und dünnes Geblüt haben. Deßgleichen giebt sie in hitzigen Krankheiten, Blattern, Masern, Flecken ꝛc. die allerbeste und sicherste Nahrung. Podagristen sogar können durch diese und dergleichen Vegetabilien, besonders, wann die Schärfe laugenhafter Art ist, die beste Hülfe nach und nach, wie die Erfahrung schon gewiesen hat, erwarten.

In den Apothecken haben die gedörrte Wurzeln, besonders deßwegen einen starken Abgang, weil sie sich nebst den Gras-Wurzeln sehr wohl schicken, einen Trank in hitzigen Krankheiten daraus zu sieden, besonders, wann zugleich etwas weniges von sauren Kirschen darzu gethan wird. Ein solcher Trank erlangt hiedurch eine kühlende und doch nahrhaft und angenehme Eigenschaft zugleich. Hingegen wird das hievon destillirte Wasser aus schon öfters erwähnten und daher sattsam bekannten Ursachen, als unnütz billich verworfen.

§. 164.

Ein gleiches Lob sowohl zum Arzney- als

Haushal-

Haushaltungs-Gebrauch verdienen auch die Artivivi, ja selbst die wildwachsende Bocksbart, so, daß gar füglich eine an der andern Platz gesetzt werden kann. Am allermeisten Nutzen bringen sie gleichwohl in der Küche, und allhier werden die Artivivi denen Scorzonern noch vorgezogen, weil ihr Fleisch schmackhafter seyn soll. Man richtet sie zur Speise mehrentheils mit einer solchen Brühe zu, als man gewöhnlich bey denen Spargeln, Blumenkohl oder Artischocken zu thun pflegt. Auf diese Art schmecken sie unter allem Garten- und Wurzelwerk vorzüglich delicat; wie dann auch an vielen Orten, besonders im Elsaß und einigen Provinzen Frankreichs, sie wie ander Gartenwerk in Menge gepflanzt, und auf dem Mark zum Verkauf feil geboten werden.

Bey uns hingegen in Schwaben werden sie mit allem Recht zu diesem Gebrauch nur sehr wenig gebaut, weil sie der gütige Schöpfer in diesem Land von selbsten oder wild in Menge wachsen lässet. Mit grossem Unrecht aber und Nachlässigkeit wird ihr Küchen-Nutzen daselbst versäumet. Wenn es dem Vieh, unter dessen Futter die wilde Art mit den gelben Blumen fast auf allen Wiesen zahlreich wächset, zum besten gereichen würde, so könnte man diese Nachlässigkeit noch damit und unter dem Vorwand entschuldigen, daß man diesen auch gern etwas gutes gönnen, und nicht alles,

was die Natur nahrhaft und gesundes herfür bringt, allein verzehren wolle: allein, so bringen sie auch diesem keinen Nutzen: dann, da die Blüh-Zeit dieses von dem Schöpfer selbst gepflanzten Nahrungs-Gewächses schon im May, oder bey guter Witterung wohl gar bisweilen zu Ende des Aprils ist, so sind sie bis zur Zeit der Heu Erndte, in Junium, längst zu dürrem Stroh worden, und haben also das meiste von ihrer Kraft verlohren. Indessen sollen sie doch eben so gut und nahrhaft seyn, als die Garten-Art und Scorzonern, und dieses nicht nur die Wurzeln, sondern auch die junge Schossen. Diese letzte sollen so delicat als Spargen schmecken. Schon der Nahme, Süßling, welchen unsere Kinder, vermuthlich aus einer uralten Tradition, dieser Pflanze geben, könnte uns die Annehmlichkeit derselben und Tüchtigkeit, sie als Spargen zu geniessen, lehren, wann wir nicht aus andern Ländern und Schriftstellern sattsame Zeugnisse hievon hätten: dann also geben die Berichte aus Engelland, daß diese erste Schossen daselbst von vielen Leuten gesammelt, gekocht, ja von einigen selbst den Spargen vorgezogen werden, und hierzu am besten seyen, wann sie die Länge von vier Zoll erreicht haben; ja einige sollen selbst die Garten-Art nur um dieser ersten Schossen willen pflanzen.

Wie wohl und bequem könnte also ein jeder Landmann, der eine solche Wiese hat, zu gleicher Zeit mit den allerreichsten seine Spargen ganz umsonst haben, wann er die nöthige Wissenschaft hievon hätte, und sich die Mühe, sie zu sammeln, die aber nur gering ist, nehmen wollte; statt, daß er, bey dessen Unterlassung, sich umsonst beschwert, daß nur die Reichen und Vornehmen das beste der Erden allein verzehren, da hierdurch klar wird, daß nur seine Nachlässigkeit, und nicht der Wille des Schöpfers, ihn desselben verlustig macht.

§. 165.

Die Ringelblume, *Calendula*, ist gleichfalls ein ziemlich bekanntes Gewächs; doch müssen wir ihrer Bildung in etwas gedenken. Sie wird von einigen auch *Caltha*, und im französischen, *Soucy*, genannt. Die Classe, worunter sie gehört, ist eben diejenige, unter welcher auch das oben beschriebene Mutterkraut stehet: dann ihre ansehnliche goldgelbe Blumen bestehen ebenfalls aus ganzen gestirnten Blümlein in der Mitte, und halben Strahlenförmigen am Rand, (genus octavum, herbæ corymbiferæ flore radiato) diese letzte sind, wie es bey dieser Pflanzen-Art gewöhnlich, viel grösser als die ersten, und allhier sehr zahlreich, breit, und oben nicht zugespitzt, wie bey manchen andern, sondern mit drey Sägen-Zähne versehen: auch haben beyderley einerley Farb.

Sie hinterlassen einen grossen Saamenkopf, woran die Saamen von zweyerley Art sind; die äussere der zungenförmigen halb-Blümlein sind ringsumher, von aussen nach innen, wie ein Scorpionen-Schwanz gekrümmt, und am erhabenen Theil so rauh wie eine Feibe oder Warze; der Nahme *Verrucaria*, der dieser Pflanze auch von einigen gegeben wird, scheinet fast eher von dieser Rauhigkeit des Saamens herzurühren, als von der Kraft wider die Warzen; so, wie der deutsche, Ringelblume, und der lateinische, *flos annuli*, von der gedachten krummen, ringformigen Gestalt desselben entstanden ist. Die innere, welche auf die ganze Sternblümlein folgen, sind viel kleiner, aber dichter, und werden selten alle reif und fruchtbar. Das Laub oder die Blätter sind Fingerslang und Zoll breit, etwas rauh, am Rand ohne Einschnitte, und Wechselsweise am Stengel. Dieser aber ist bisweilen bey zwey Schuh hoch, in viele Blumentragende Zweige getheilt, stark, rauh und etwas holzig.

§. 166.

Gleichwohl ist es nur eine jährliche Pflanze, und muß mithin alle Jahr neuerdings aus dem Saamen gezogen werden, wobey sie keiner andern Wart, als guten Boden, Sonnenreichen Ort, und bey heisser Witterung, fleissiges Begiessen erfordern. Auf diese Art können sie einen Blumen-

und

und Kraut-Garten den ganzen Sommer durch oh- ne Kosten und Mühe zieren helfen: dann sie be- kommen bisweilen grosse, auch gefüllte Blumen von lieblich-hoher Goldfarb; fangen schon im Mayen an zu blühen, und fahren also fast den ganzen Sommer über fort; öfnen sich gleich am Morgen, so bald die Sonne sie bescheint, und schliessen sich Abends bey derselben Untergang wieder. Sie wird daher auch *solisequa* und *solis sponsa* genannt, und von der langen Daur der Blüthen, gleichsam durch alle Calendas, Monate, hat sie den zuerst gedachten Nahmen, *Calendula*, erhalten. Es giebt auch derselben unterschiedene Arten. Die gemeinste der Gärten machen hierin- nen den ersten, aber nur geringen Unterschied; dann, bald haben sie gefüllte, bald einfache, bald hoch, bald schwefelgelbe Blumen, und eine derselben hat gar die besondere Eigenschaft, daß aus dem Rand der gewöhnlichen grossen Blume, wieder etliche andere kleine, gleichsam als so viel Kinder (flos prolifer) an eigenen Fingerslangen Stielen herfür wachsen, welches der Blume ein besonder schönes Ansehen giebt, und deßwegen merkwürdig ist, weil es keiner Ausartung oder ungefehren Zufall beygemessen werden kann, sondern jederzeit, wann bey gutem Erdreich die Witterung nicht fehlet, und nur dieser Gattung allein eigen ist, auch die Zahl der Pflanzen, bey welchen ein gleiches geschiehet, sehr gering ist.

Weiter gehet hievon ab eine auch bey uns, so, wie in den meisten Provinzen Deutschlands grösstentheils nur auf den Frucht-Feldern wild wachsende Art: dann diese ist, sowohl was die Blumen, als das übrige der Pflanze anbetrist, nur sehr klein. Jene sind noch kleiner als die Gänsblümlein oder Maßlieben, Bellis minor; die Höhe aber des ganzen Pflänzlein ist kaum ein halber Schuh; und so sind alle übrige Theile nach Proportion dieser beschaffen. Doch kommt sie in dem botanischen Character mit jenen der Gärten vollkommen überein.

Einige Americanische Arten sind fast eben so sehr verschieden. Sie werden nicht so stark, noch die Blumen so groß; auch sind letztere niemals gefüllt, und die um den Rand herumstehende Blumenblättlein sind innwendig weiß und von aussen bläulich; die innere gestirnte Blümlein hingegen, sind gar in einer gewissen Gattung schwärzlich; die Blättlein aber des Stengels viel schmäler und am Rand flach ausgeschnitten.

§. 167.

Der Geruch der gemeinen ist weder lieblich noch stark, doch gar wohl, und zwar am stärksten in der Blumendecke oder Kelch, Calix, zu spüren, weil dieser, nach der Wahrnehmung des jüngern Hrn. Geoffroy, in den Abh. der Kön. Academie der Wissenschaften 1721. die meisten ölichte Bläs-

lein

lein enthält. Am Geschmack hingegen sind sie alle ziemlich scharf, bitterlecht, doch aber eher Saiffenartig und eckelhaft, als erhitzend oder Gewürzhaft; wie dann auch der frisch ausgepreßte Saft den Stuhlgang befördern soll. Gleichwohl sind sie von einigen ältern Aerzten, nach Gewohnheit selbiger Zeit, für Gift und Pest sehr gerühmt worden. Wie dann auch in dieser Absicht ein Essig davon bereitet würde, welcher selbst jetzo noch in manchen Apothecken zu finden ist. Doch, da sie zu diesem Gebrauch schon längstens nicht mehr geachtet, und für untauglich gehalten worden, so haben sie hingegen mehrern Beyfall bey solchen Krankheiten gefunden, die aus einer Verstopfung herrühren, sie sey gleich, von was Art sie wolle, oder in Blut, Wasser, Schleim, Gallen-Gefäßlein, Drüsen oder Gänge, entstanden. Ueberhaupt scheinet zwar die Kraft derselben noch nicht genugsam bekannt zu seyn; doch lässet sich aus dem, was durch die äusserliche Sinnen, aus der Farbe, dem Geschmack und Geruch davon geurtheilt werden mag, und einige Erfahrungen bestätiget haben, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit muthmassen, daß sie um so mehr kräftig eröfnen und zertheilen können, und mithin zu erstgedachten Krankheiten vorzüglich tauglich seyen, weil sie zugleich dermassen zu reizen vermögen, daß sogar Blasen auf der Haut davon entstehen, wann sie

frisch darauf applicirt werden. Aus diesem Grund sind sie insonderheit zu Beförderung der weiblichen Monath-Rose, der Geburt und in der Bleichsucht sehr berühmt. Im ersten Fall, sagt Nicolaus Agerius, mischen sie dieselbe in Frankreich unter Eyerkuchen, und geben sie in genugsamer Menge zu essen. Einige andere aber erheben diese Kraft so hoch, und halten die Würkung derselben auf diese weibliche Reinigung für so gewiß, daß sie gar vorgeben, die Monath-Rose gleiche im Geruch sodann denen Ringelblumen.

Deßgleichen werden sie auch in der Gelbsucht, und unsers Erachtens mit gröstem Recht gelobt: dann überdas, was wir schon zur Ursach ihrer muthmaßlich eröfnenden Eigenschaft angeführt haben, ist ohnehin bekannt genug, daß die meisten Färbekräuter und Blumen dergleichen Kräfte fast im höchsten Grad besitzen, und allen andern vorgehen. *Tournefort* ließ zu diesem End den frischen Saft mit Regenwurm-Pulver und etlich Tropfen Salmiac Geist einnehmen; und *Chomel* lobt sie in der Speise genossen, nicht nur hierzu, sondern wider alle Verhärtungen der drüsichten Theile, und Anhäufung oder Stockung der Feuchtigkeiten in denselben.

Der frische Saft scheinet zwar noch am würksamsten zu seyn; er ist aber nicht in denen Apothecken zu haben, und die Blumen, die daselbst

zum

zum Gebrauch eingeführt sind, verliehren mehrentheils die beste Kraft durch das Alter; frisch gedörrt hingegen mögen sie allobiges zu verrichten gleichwohl auch um so eher tauglich heissen, weil sie nur allein die obgenannte Farbe Theile enthalten; und um so viel kräftiger seyn, wann zugleich die Kelch dabey gelassen, und nicht, wie gewöhnlich geschicht, davon abgesondert werden. Und da das beste zum eröfnen in diesen Farbe-Theilen bestehet, so kann dasselbe auch gar füglich mit Wein, oder Wasser ausgezogen, und diese Blumen mithin sowohl als Thee, als unter Kräuter-Weine dienen.

Es erhellet hieraus zugleich, daß sie auch zum Gelb färben tauglich seyen; doch da es mehrerley Sachen dieser Art giebt, die zum Theil bequemer zu haben, wohlfeiler und ergiebiger sind, so brauchen sie die Bauren-Weiber zum färben des Butters fast ganz allein: dann obschon einige die innere Blumen-Zünglein zum Gebrauch als Safran vorschlagen, so ist doch dieses ebenfalls nur in Ansehung der gelben Farbe, mit nichten aber des gewürzhaften zu verstehen, als welches ihnen gänzlich fehlt.

Eben so wenig wird auch die Oeconomie einen Vortheil hoffen können, wann man daselbst die Blumenknöpfe, welche, ehe sie aufgeschlossen den Cappern an Gestalt ziemlich gleichen, statt die-

dieser gebrauchen wollte: dann der Geruch möchte den meisten allzuwiderlich dünken, und sie daher lieber gar keine Cappern essen, als mit dergleichen die Speisen verderben lassen wollen.

§. 168.

doch wir eilen zum Beschluß, und damit er desto merkwürdiger werde, wollen wir die Königinn untern den Stern und Strahlen-formigen Blumen hierzu widmen. Es ist dieses die hocherhabene Alandwurze, deren Stengel bis zwey Ellen hoch wird, und die an den Gipfeln dermassen grosse gelbe Blumen trägt, daß sie mit keiner Hand ganz bedeckt werden können. Jener ist bey seiner Höhe gleichwohl so standhaft, daß er sich nicht leicht biegt: dann er ist stark, rau, blätterhaft, und nicht ohne Nebenzweige. Diese aber, die Blumen, lassen einen Wollsaamen nach sich, und sehen übrigens den Sonnenblumen (*flos solis*) ganz gleich. Sie gehört daher zur siebenden Classe (*herbæ flore composito discoide radiato semine popposo*) und ist von der vorhergehenden Ringelblum nur darinnen unterschieden, daß dieser die Wolle am Saamen mangelt.

Die Blätter vergleichen sich mit denen des Wullkrauts, *Verbascum*; Sie sind einer Hand lang und breit, vornen zugespitzt, auf dem Rucken mit weißlichter Wolle überzogen, und daher weich

weich anzufühlen, auf der vordern aber grün und rau, und am Rand durchgehends gezähnt. Sie stehen wechselweis am Stengel, werden allgemach, je mehr die Höhe des Stengels zunimmt, kleiner, und umgeben denselben ganz genau, folia amplexicaulia.

Die Wurzeln sind das vornehmste und einig nutzliche Stück an der ganzen Pflanze. Sie ist sehr groß, dick und starck, riecht und schmäckt sehr aromatisch und bitterlecht, da hingegen das übrige der Pflanze nicht den geringsten Geruch, wie auch keinen merklichen, wenigstens gar keinen solchen Geschmack hat. Also ungleich und verschieden hat es der sorgfältige und weise Schöpffer der Natur geordnet, daß er bey manchen Pflanzen alle Kraft nur allein den Wurzeln zugeeignet, bey andern nur die Saamen, oder Früchte, ja bisweilen, wie in den Pomeranzen und Citronen, nur die äusserste Schalen derselben damit begabt, wann hingegen bey vielen sie nur in den Blumen, oder wohl gar, wie bey dem Huflattich, nur in derselben Kelch, und bey dem Safran nur in den etlich wenigen Fasern des Griffels, bey den meisten aber auch in den grünen Blättern mit Ausschluß der übrigen Theile, zu finden ist.

§. 169.

Im Französischen heißt sie *Aunee*, oder

Enule campane, gleichwie im Lateinischen der Nahme *Enula campana*, ebenfalls der bekannteste davon ist. Er wird insonderheit in der Arzney am meisten gebraucht, von den Kräuter-Kennern aber der neuern Zeiten wird sie denen Stern-Kräuter (Aster) beygezählt, und daher von Hrn. von Haller *Aster foliis amplexicaulibus ex ovato acuminatis, ora serrata, fl. amplissimo luteo*, und von Tournefort, *Aster omnium maximus* genannt; bey den alten hingegen war, *Helenium*, gebräuchlicher, und dieser bezeuget auch zugleich, daß diese Pflanze ehemalen schon in grossem Ansehen gestanden sey: dann er soll davon entsprungen seyn, weil dieses Gewächs zuerst aus den Thränen der beruffenen Helena, welche von ihr, als Paris sie entführte, vergossen wurden, erwachsen, oder wie andere Fabeln vorgeben, doch von ihr zuerst auf der Insul Helena gepflanzt worden, um die Schlangen damit auszurotten. Sie soll auch auf der Insul Helena sehr häufig, desgleichen hin und wieder in Engelland wachsen; bey uns hingegen in Deutschland ist sie zwar in denen Gärten gar nicht rar, aber sie wildwachsend anzutreffen, sind wir nie so glücklich gewesen. Doch bezeuget Balth. von Lindern *in horto Alsatico*, daß sie auf der Wiese zu Hochfeld und Ringendorf im Elsaß häufig stehe; Gesner

ner hat sie gleichfalls auf den Wiesen bey Zürch gefunden; Knautius in dem Stadtgraben bey Hall in Sachsen; Buxbaum *in agris Diemizensibus*, und an den Zäunen bey Niedleben, welches vermuthlich in der Nachbarschaft von Halle ist; Volkamer und Dillenius bisweilen auch auf Wiesen, dieser in der Gegend um Giessen, und jener um Nürnberg, anderer zu geschweigen; doch hält Gesner selbst dafür, daß sie nur aus den Gärten dahin gekommen, und nicht eingebohren sey.

Ihre Wurzeln perenniren und dauren viele Jahr, doch ist sie leichter durch junge Schößlinge und den Saamen fortzupflanzen. Die mit ihr nächstverwandte Pflanzen, sind entweder die übrige Sternkräuter, oder die Sonnenblum, *Corona*, oder *flos solis*, und in Ansehung der Blätter, das Wullenkraut, *verbascum*. Sie sind aber alle doch sehr leicht davon zu unterscheiden. Die erste durch die viel kleinere Blumen und dem Mangel der Zähn-Einschnitte an den Spitzen der strahlenformigen Halbblümlein; die zweyte an dem Mangel der Wolle an Saamen und Blättern; und die dritte an der kerzenähnlichen Gestalt des Stengels und denen der Länge nach daran stehenden sehr vielen kleinen Blümlein.

§. 170.

Die Wurzel ist demnach, weil sie alle Kraft

allein

allein besitzt, auch das einige Stück von der ganzen Pflanze, so uns zum Nutzen gereicht. Sie ist so merklich gewürzhaft und balsamisch, daß so gar ein ätherisches Oel, welches von wenigen Wurzeln gesagt werden mag, daraus destillirt werden kann. Doch unterscheidet es sich von dem ätherischen Oel der aromatischen Kräuter, Blumen und Saamen merklich darinnen, daß es lange nicht so flüssig ist, wie dieser eines, sondern nach dem Zeugnisse der Abhandlungen der königlichen Academie der Wissenschaften in Paris 1721. so dick bleibt, daß es sich beym kalt werden in dem Blasen-Kopf in Thränen, ganz blätterricht, wie Talk, oder Wallrath, ansetzt. Ueberhaupt hat, wie Hr. von Haller bezeuget, das ganze Wesen dieser Wurzel viel ähnliches mit dem Gallensaft aus dem animalischen Reich, dessen balsamische und eröfnende Kraft bekannt genug ist. Und Febure sagt, es besitze das hievon destillirte Wasser sehr viel eines flüchtigen, urinhaften, oder solchen Salzes, als sonsten gewöhnlich nur in dem Thierreich erzeugt wird.

Bey so vorzüglichen Eigenschaften ist sich nicht zu verwundern, daß sie schon von den Alten, zumahlen da sie ihnen so wohl bekannt war, zum Arzney-Gebrauch hoch geachtet, und daher

her in denen Apothecken von uralten Zeiten hierzu eingeführt worden ist.

Unter dem vielen, worzu sie nach dem Unterschied der Zeit verschiedentlich gepriesen wird, hat von Anfang ihrer Bekanntwerdung bis jetzo doch noch dasjenige sich am gewissesten befunden und allgemeinen Beyfall erhalten, was schon die Schola Salernitana davon gesungen: Enula campana reddit præcordia sana: dann also ist sie in denen Krankheiten der Brust, als kurzer Athem von zähem Schleim oder im Alter, trockenen Husten, Haiserkeit, ja selbst in der Lungen-Schwindsucht, von vielen mit grossem Eifer angerathen, und mit nicht weniger Nutzen gebraucht worden. In dieser letzten sonst mehrentheils unüberwindlichen Krankheit hat ein ehmaliger Göppingischer Medicus, D. Rosky, sehr viel ein Pulver gebraucht, welches aus ein Loth Alandwurz, 3. Quintlein Florentinische Vejelwurz, anderthalb Quintlein Süßholz, 1. Quintlein Ispenkrant und 3. Loth Zucker bereitet war. Die lateinische Uratislavienses loben sehr in Engbrüstigkeit der alten Leute, ein gekochtes Wasser nur allein von dieser Wurz bereitet, wann es häufig getrunken werde, uud der ehemalen so wohl bekandte Augspurgische Medicus, D. Schröck, meldet, daß er vielmals die wildeste trockene Epidemische Husten curirt habe, wann er ein wenig dieser Alandwurz mit Honig in

Wein kochen, und diesen trinken lassen. Hingegen hat Camerer in Engbrüstigkeit und grosser Verschleimung der Brust, von einem Wein Morgens und Abends einen Trunk thun lassen, worinnen nebst der Alandwurz auch etwas Fenchelwurz, Süßholz, Tausendguldenkraut, Scabiosen, Ehrenpreis, Rosinen, Fenchelsaamen und Zimmet eingeweichet wurden.

Das Gute, so sie in allen diesen Zufällen würkt, geschiehet mittelst ihrer eröfnenden, reinigenden und balsamischen Kraft. Durch diese letzte, welche dermassen groß ist, daß Platerus sie nur das deutsche Gewürz genannt hat, erhält sie noch ferner das Vermögen, kräftig zu stärken, und mithin in noch vielmehr andern Krankheiten Dienste zu leisten. Hierunter gehören vorzüglich: Blödigkeit des Magens und daraus entstehende Mißdauung, Bleichsucht, grosse Trägheit der natürlichen Functionen, daher verhinderte Absonderung des Schädlichen aus dem Leib und dessen Anhäufung in demselben. Selbst das Vermögen, ein in dem Leib nach einer Speichel-Cur verstecktgebliebenes Quecksilber wieder in Bewegung zu setzen, und mithin daraus wegzuschaffen, welches Herr D. Carl Friederich Hundertmark von ihr aus wiederholter eigener Erfahrung wahrgenommen, und in dem Einladungs-Anschlag zu der Rede bey dem Antritt der

ihm

ihm in Leipzig aufgetragenen physiologischen Profession neuerdings erst vor kurzem der Welt bekannt gemacht hat, scheinet fast ganz allein von dieser die Absonderungs-Werkzeuge stärkenden Eigenschaft abzuhangen. Mehr anderer nicht zu gedenken, wovon zwar auch Erfahrungen vorhanden, als wider Würm, Stein, tollen Hundsbiß rc. die aber nicht so gewiß sind als jene. Wider dieses letzte abscheuliche Uebel, Hydrophobia genannt, bezeuget jedoch das Londnische Magazin, daß schon sehr oft Proben, mit dem besten Effect, damit gemacht worden seyen, wann zu einem Quintlein des Alandwurzel-Pulvers, eben so viel gestossen grau Leberkraut, zwanzig Gran schwarze Nießwurz und 10. Gran Zinober gemischt, und in den ersten 24. Stunden auf einmal eingegeben worden.

§. 171.

So nützlich nun diese Wurzel unserer Aland-Pflanze in vielerley Absicht werden kann, so hat sie doch der Aberglaube und die Bosheit noch mehrers erhöhen wollen: dann Valvasor sagt in dem dritten Buch seiner Beschreibung des Herzogthums Crain, daß die liederlichen Weibs-Personen in dasigem Lande mit dieser Wurzel die Manns-Personen von weitem herbey ziehen wollen. Sie grüben sie in dieser Absicht zu gewissen Zeiten und mit gewissen Ceremonien aus,

und würfen sie hernach mit besondern Worten in einen heissen Ofen, darinnen sie alsdann auf eine seltsame Weise hin und wieder springen solle. Sie bilden sich hievon ein, daß derjenige, auf welchen sie gerichtet sey, noch dieselbe Nacht zu ihr kommen müsse, sollte er auch gleich viele Meilen weit entfernt seyn.

§. 172.

In denen Apothecken trift man hievon so wohl die gedörrte, als auch bisweilen mit Zucker eingemachte Wurzeln, und ein mit Wasser bereitetes Extract an. Erstere wird wider ansteckende Krankheiten von manchen gekauet, sonsten aber meistentheils in Pulver, oder abgesotten als ein Trank oder Thee gebraucht. Als ein Pulver war auch ehemalen gewöhnlich, sie äusserlich unter Schmeer oder Butter gemischt, und zu einer Salbe gemacht, für Unreinigkeiten der Haut zu gebrauchen. In Litthauen aber und Preussen pflegt man etwas von den frischen Wurzeln unter den Meth, und an einigen Orten in Deutschland unter Wein und Bier zu thun, und also davon unter dem Nahmen, Alandmeth, Wein oder Bier, ein stärkendes und Brust Getränke oder so genannte Haus-Arzney zu bereiten.

§. 173.

Ehe wir die Gärten in diesem Monath ganz verlassen, müssen wir unser Augenmerk auch noch

kürzlich

kürzlich auf die Bäume und Arbeiten, welche hauptsächlich in diesem Monath bey denselben vorkommen, und einem guten Haushälter obliegen, richten. Die Anordnung einer Baumschule, die Weise, sie anzusäen, zu versetzen, und nüzlich zu beschneiden, wie auch derselben Früchte durch Belzen, Impfen und andere Weise zu verbessern, ist schon sowohl im ersten als dritten Theil dieser Pflanzen-Historie ausführlich erörtert worden. Nur das Oculieren ist bisher verschoben geblieben. Um so viel billiger ist es, daß wir es in diesem Monath, in welchem es ohnehin gewöhnlich geschiehet, nachholen; zumal diese gleichwohl unter allen Pfropf-Arten, nach fast einhelligem Zeugnisse der besten Gärtner, die nüzlichste und bequemste ist, weil ihr Wachsthum am schnellesten geschiehet, und man den Vortheil dabey hat, daß, wann die Arbeit auch allenfalls mißlinget, das Stämmlein doch nicht zugleich verlohren gehet oder abstirbet, wie man bey dem Belzen größtentheils befürchten muß. Wir wollen das hauptsächlichste, was dabey in Acht zu nehmen, hier mittheilen:

Schon der Nahme Oculieren oder Aeuglen zeiget an, daß es nur ein Aug sey, so hierzu erfordert, mit geschickter Hand von einem Zweig abgelößt, und an einen andern Stamm gebracht werde.

Man theilet dieses in zweyerley Arten, als das treibende und schlafende, ein, welche aber nicht weiter, als nur dem Nahmen und der Zeit nach, voneinander unterschieden sind: dann das treibende Aug wird früher, oder um die Zeit, da die Bäume in dem besten Antrieb und Saft sind; das schlafende aber von Johannis an bis in August, nach Unterschied der Baum-Sorten, wann der Trieb schon vorbey, doch noch so viel Saft vorhanden ist, daß es füglich einwachsen kann, welches man daraus leicht erkennet, wann die Augen vom Holz gern abgehen, oder wann man siehet, daß die Augen am jährigen Schuß formirt seyn, als welches ein Zeichen ist, daß ihr Frühlings-Wachsthum vorbey sey. Dieses ruhet sodann über Winter, und fangt erst im folgenden Frühling an zu treiben; jenes aber, das treibende, erhebt sich selbigen Sommer noch.

Hiernächst sind folgende Bedingnisse sowohl in Ansehung des Augs als des Stamms, in welchen man jenes pfropfen will, zu beobachten: die Pfropfreiser sollen von dem vorjährigen Wuchs und von derjenigen Seite des Baums abgebrochen werden, wo es gegen die Sonne steht, weil diese gemeiniglich zeitiger sind als die andern. Sie müssen mit gutem Saft versehen, und die Augen daran reif, dick, starck und braun von Farbe, und leicht abzulösen seyn. Sie müssen nicht lange

vor

vor dem Gebrauch von den Bäumen genommen werden, und wann sie anderswo von Ferne zu holen sind, wie oft zu geschehen pflegt, solle man, wie der englische Gärtner anrathet, mit einem blechernen Instrument versehen seyn, welches die Gestalt einer zehen Zoll langen Röhre, und oben einen Deckel mit fünf oder sechs Löchern hat; dasselbe zwey oder drey Zoll hoch mit Wasser anfüllen, und in selbiges die Reiser aufrecht setzen, so, daß der Theil, wo sie vom Baum abgeschnitten worden, im Wasser stehe; hernach oben mit dem Deckel verschliessen, um die freye Luft davon abzuhalten: denn die Löcher im Deckel sind hinlänglich genug die Ausdünstung durchzulassen. Es soll aber ferner dabey beobachtet werden, daß man diese Röhre beständig aufrecht trage, damit das Wasser die Augen nicht berühre, weil dieses ihnen schädlich wäre. Um so viel nachtheiliger ist es also auch, wann man die Reiser, wie einige pflegen, gänzlich ins Wasser legt, weil die Augen dadurch so mit Feuchtigkeit angefüllt werden, daß ihnen keine Kraft übrig bleibt, den Saft aus dem Stamm an sich zu ziehen, und daher öfters verderben. Ist die Witterung nicht günstig, sie sogleich, nachdem man sie von andern Orten her erhalten, zu pfropfen; so können sie zwar wohl ein paar Tage, aber mit dem äussersten Ende oder Schnitt im Wasser oder frische Erde gesetzt, auf-

behalten werden; doch je bälder die Arbeit geschiehet, je besser ist es. Ferner ist auch, besonders bey den Birnbäumen darauf zu sehen, daß man gerad aufstehende Reiser hierzu auswähle, und die Blätter von den Augen, gleich, nachdem sie vom Baum abgelöset worden sind, beschneide, jedoch mit Zurücklassung des Stiels, weil bey Unterlassung dessen die Augen hier bald verwelken, dort aber, oder wann die Reiser seit oder niederwärts gestanden sind, die von ihnen genommene Augen auch eben solche krummstehende Zweige herfür treiben würden. Der Stamm hingegen, in den man pfropfen will, ist am besten, wann er glatt, jung oder nur ein, zwey bis drey Jahr alt, mithin nur eines Daumens dick, dabey saftig und frisch, daß die Rinde gern, so weit als nöthig, möge aufgelöst werden können. Man muß ihm alle Zweige im Frühling wegschneiden bis auf drey oder vier Augen, welche einige deswegen stehen zu lassen anrathen, damit, wann die eingepfropfte Augen nicht anschlagen sollten, das Stämmlein mittelst derselben gleichwohl oben fortwachsen kann.

§. 174.

Wann nun alles dieses so gut als möglich veranstaltet und ausgesucht worden, zugleich aber auch das hierzu nöthige sogenannte Oculier-Messerlein, welches wie ein scharfes Federmesser zugerichtet, und hinten mit einem blatten beinern Heft

versehen

versehen seyn muß; so verfährt man mit der Ablösung und Einsetzung des Augs selbst folgender Gestalt: Man erwählt einen kühlen, eher trüben als Sonnen-hellen, doch nicht regenhaften Abend; suchet an dem Stamm einen glatten Ort aus, wann es Zwergbäume sind, fünf, oder sechs Zoll hoch über der Erden, sind es aber hochstämmige, so muß der Ort eben so viel Schuh hoch seyn; machet mit dem Oculiermesser einen Querschnitt ungefehr ein bis anderhalb Zoll, und aus der Mitte desselben einen andern unterwärts zwey Zoll lang, so daß sie zusammen die Gestalt eines grossen lateinischen T bekommen, beyde durch die Rinde bis aufs Holz, doch mit sorgfältiger Beobachtung und Verhütung, daß man nicht zu tief schneide, noch mithin das Holz selbst verletze. Hiernächst nim̃t man sogleich das Pfropfreis selbst zur Hand, und sondert das Aug dergestalt mit dreyen Schnitten von demselben, daß es die Gestalt eines Triangels, oder dreyeckigten Schildleins gewinne, zufolg des Nahmens *Ecusson*, welcher im Französischen einem solchen abgelösten Aug gegeben wird, und von dieser Schildleinsform herrühret. Den ersten Schnitt thut man in die Quer oberhalb dem Aug, die zwey andere zu beyden Seiten, etwas schief der Länge nach niederwärts so, daß sie sich einen halben Zoll unter dem Aug creuzen, oder zusammen lauffen, und

solcher Gestalt das Schildlein hieselbst zugespitzt werde. Alsdann löset, oder schneidet man dieses Schildlein mit dem Messer dergestalt ab, daß etwas von dem Holz mit daran bleibe, welches holzige Theil man sodann alsbald subtil mit dem Messer wegnimmt und dabey acht giebt, ob das Aug damit zusammen hange oder nicht: dann alle die Reiser, welche im Abziehen das Aug gehen lassen, müssen als untauglich weggeworfen werden; auch Sorge trägt, daß das Seelchen im Aug bleibe, und ja im geringsten nicht verletzt werde, noch an das Aug selbst zu dieser Zeit einige Nässe komme.

Ist auch dieses also verricht, so hebt oder löset man die beyden Flügel der Rinden des in die Länge gerichten Schnitt am Stamm mit dem dünnen beinern Heft des Oculier-Messers subtil auf, und schiebet das Aug subtil oben mit dem spitzigen End darzwischen so tief ein, daß es ganz genau an die Rinde des Stamms passe; vorhero aber wird von der Rinde des Augs so viel hinweg geschnitten, als für den im Stamm gemachten Schnitt zu lang seyn möchte. Man befördert dieses Einsetzen, oder Einschieben, wenn des Messers Rucken sanft auf das Aug gehalten, und dieses also so weit gemächlich niederwärts gebracht wird, als nöthig ist, daß nichts mehr hervor stehe.

Nach diesem Einfügen wird alles mit Bast, welcher schon vorhero in Wasser eingeweicht worden,

den, und also zugericht in Bereitschaft liegt, dichte und dergestalt verbunden, daß man unten am Schnitt anfangt und bis oben fortfährt, dabey aber vermeidet, das Aug selbst mit einzubinden, als welches, weil es daselbst austreibt, jederzeit frey bleiben muß. Desgleichen soll der Verband oben fester zugezogen und unten lockerer bleiben, damit der Saft desto eher hinauf zum Aug dringen könne. Einige nehmen zu diesem verbinden, an statt des Basts, Hanf, groben Flachs, schmale Band, oder Wollen Garn, und beschmieren es über dieses noch oben und unten, wegen des Regens, mit Baumwachs.

§. 175.

Dieses ist die gewöhnlichste Art, die Augen abzunehmen, einzusetzen, und zu besorgen; doch pflegt man bisweilen, das Schildlein mit dem Aug, auch in viereckigter Gestalt abzunehmen, oder verkehrt den Querschnitt unter dem Aug zu machen, und die zwey zur Seiten aufwärts zu führen, daß also mithin der spitzige Theil am Schildlein oberhalb des Augs sich befindet. In diesem Fall muß alsdann auch der Einschnitt am Stamm verkehrt, daß ist, also gemacht werden, daß der Querschnitt unten und der lange in der Mitte aufwärts über demselben sey, mithin beyde zusammen ein umgekehrtes lateinisches grosses L vor-

L vorstellen. Desgleichen muß sodann auch das Einschieben des Schildleins mit dem Aug von unten aufwärts geschehen.

Diese Weise soll besonders bey den Orange-Bäumen nöthig und deswegen besser als jene seyn, weil dadurch die Eindringung des Wassers, welche durch den Querschnitt, wann er oberhalb dem langen sich befände, stärker seyn würde, und denen Augen tödtlich seyn könnte, mehr verhindert wird.

Noch giebt es einige erfahrne Gärtner, wie z. Ex. der englische ist, die für besser halten, man lasse bey einigen zarten Baum-Sorten, an dem abgelösten Aug etwas vom Holz, und setze es so mit ein.

§. 176.

Auf solche Weise können zwey, drey und noch mehr Augen auf einen Stamm gesetzt werden; man muß sie aber nicht auf einer Seite allein, auch nicht gerade gegen einander über, oder eines unter das andere einsetzen, weil im letzten Fall das niedrigste den Saft allein an sich ziehen, und solchen denen übrigen benehmen würde. Es müssen also bey dieser Beschaffenheit, und wo man alles obgedachte wohl in acht nimmt, jemand eine recht unglückliche Hand zum Pfropfen haben, wann alle ausbleiben sollten. Doch ist es auch nicht nöthig, daß alle wohl anschlagen,

son-

sondern schon genug, wann nur eines davon gerath: dann man pflegt ohnehin, wo ja das erste geschehen sollte, die übrigen wegzunehmen und nur das beste stehen zu lassen, damit dasselbe desto reichlichere Nahrung bekomme. Eben also verfährt man auch mit denen etlich Augen die man am wilden Stamm, als man denselben zur Zeit des Frühlings gehörig beschnitten und zubereitet, hat stehen lassen. Man schneidt sie ungefehr drey Zoll hoch über dem eingesetzten Aug hinweg, so bald man gewiß versichert ist, daß dieses wohl angesetzt habe. Doch ist dieses nur zu verstehen von dem schon im Frühling vorgenommenen Oculieren ins treibende Aug: dann bey denen schlaffenden, welche erst im künftigen Frühling zu treiben angefangen, geschicht das Abnehmen auch erst nach dieser Zeit. Das übrige aber, oder die drey Zoll des Stamms, welche noch über dem gepfropften Aug bey dem ersten Abnehmen gelassen worden sind, wird sodann erst im folgenden Jahr vollends dichte über dem Aug hinweg geschnitten. Während dieser Zeit pflegen einige an diesem Theil den aus dem Aug kommenden ersten zarten Trieb zu befestigen, damit solcher vor dem Wind desto besser gesichert, und nicht, wie bey dessen Unterlassung manchmal geschicht, davon ausgerissen werde. Bey dem zweymaligen Abnehmen des Wipfels vom

Stamm muß der Schnitt jederzeit schief gemacht und nachgehends mit Baumwachs verstrichen werden, damit das Wasser desto besser ablaufen, und nicht so leicht in den Stamm eindringen könne.

§. 177.

Nach Verfluß eines Monats nach dem Oculieren wird man sehen können, welche Augen angesetzt haben; da dann diejenige, welche verschrumpt und schwarz aussehen, für todt zu achten, die aufgequollene und frische aber, als eingewachsene anzusehen sind. Um diese Zeit muß alsdann auch der Verband von Bast, oder Hanf gelöset werden, weil, wo dieses zu lang anstünde, der Stamm zu sehr dadurch gedrückt, das Aufsteigen des Safts verhindert, und mithin dem Aug gefährlich, oder wenigstens zu Austreibung wilder Zweige unter demselben, eine gute Handreichung seyn würde.

§. 178.

Diese Art des Pfropfens mittelst der Augen, liebt man insonderheit bey dem Steinobst, und unter diesem noch vorzüglich bey denen Kirschbäumen; auch wird diejenige in das schlaffende Aug noch für besser gehalten, als die andere; doch können die meisten andern BaumArten, als Aepfel, Birn, und insonderheit die Pomeranzen und andere kleine Sträuchlein,

Jaßmin,

Jahmin, Myrten, Rosen rc. ja alle, so die andere Pfropfarten nicht annehmen, am besten hiedurch fortgebracht werden. Zu Birn, Aepfel und Pflaumen-Bäumen sind die einfachen Augen eben so gut als die doppelten, aber die Pfersich-Reiser müssen doppelt und dreyfache Augen haben.

Noch wichtiger und grösser ist der Unterscheid in Ansehung des Stamms, auf den man pfropft: Dann niemand bilde sich ein, daß es einerley sey, was für einer hierzu erwählet werde; da die Erfahrung längst gewiesen hat, daß zwischen diesem und dem Pfropfreis ein gewisses Verhältniß erfordert werde. Die Erfahrung allein, sagen wir, hat dieses gelehret, aber das Nachdenken, oder die Vernunft noch niemals bestimmen können, worinnen es bestehe, oder worauf es beruhe; doch scheinet diese Zusammenstimmung ziemlich weitläuf, oder nicht genau eingeschränkt zu seyn, weil eben derselbe, oder einerley Baum fast immer bey nahe unterschiedene Pfropfreiser, oder Augen gleich gut tragen, und eben dasselbe Reis, oder Aug auf unterschiedene Bäume gesetzt werden kann.

Welche am besten sich zusammen schicken, ist schon im dritten Theil, bey Gelegenheit der Anweisung zum Pfropffen in die Rinde, hinlänglich, so viel davon bekannt, gesagt worden.

Wir

Wir wollen es also hier, weil es mit dem Oculieren einerley Beschaffenheit in diesem Stück hat, nicht wiederholen; statt dessen aber nur einige Beyspiele vom Gegentheil, oder von solchen anführen, die gar nicht zusammen passen: Also verdirbt das Reis, oder Aug von einem Pflaumbaum sogleich auf einem Ulmenbaum. Mandeln auf Pflaumen haben sich zwar im Anfang schön gezeigt, sind aber bald matt worden und endlich gar verdorben. Eben dieses hat sich auch zugetragen, wann umgekehrt, diese auf jene gepfropft worden sind. Hievon scheint die Ursache nicht so wohl der Mangel der gehörigen Verhältniß, oder Uebereinstimmung des Mandel-Pfropfreiß mit dem Pflaumen-Stamm, als vielmehr die Verschiedenheit des Erdreichs, so beyde zu ihrem Gedeyen erfordern, zu seyn: Dann jener will ein hitziges und trockenes, dieser aber ein feuchtes und kühles haben. Wie vieles also auch an dem Erdreich liege, daß einige Sorten besser, oder schlechter sich zusammen schicken und anschlagen, beweisen noch ferner die Birnreiser auf Quitten- und Aepfelreiser auf Paradies-Aepfelbäumen: Dann diese beyde gerathen sehr wohl, wann sie in fetter Erde stehen, und zeigen also dadurch, daß sie das gehörige Verhältniß zusammen haben; stehen aber hingegen bald ab, wann auch schon das Anwachsen gleich guten Fortgang gehabt hat, so der Boden locker und trocken ist, ob gleich der Quittenbaum, für sich selbst allein gelassen, auch im trockenen Boden sehr alt werden, und noch ziemlich wohl fortkommen kann. Pfropfreiser von Birnen auf Ulmen, Hagebuchen, Ahorn; desgleichen Maulbeere auf Ulmen und Feigen, gerathen nicht, wie auch süsse Kirschen nicht auf sauren, oder sogenannten Weichseln, obschon diese gar wohl auf jenen gedeyen.

Ende des siebenden Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ehrhart, Balthasar,

Oeconomische Pflanzenhistorie nebst dem Kern der Landwirthschafft-, Garten- und Arzneykunst

Bd.: 7

Ulm ; Memmingen (1759)

Oecon. 564 x-7/9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10295066-1
VD18 80174507